P. o. germ.
1978 (53
Collection

Deutsche

Hand- und Hausbibliothek

Von derselben Verfasserin ist im gleichen Verlage erschienen:

„Die Erbin wider Willen“ mit Einleitung von Prof. Jos. Kürschner.	Coll. Spemann Band 7.

Collection Spemann

Hella Jasmund

und andere Erzählungen

Von

Sophie Junghans

[Bd. 53.]

Stuttgart
Verlag von W. Spemann
[1884]

J. Lindauer'sche
Leihbibliothek
München Maxmilian-pl. 16

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Alle Rechte vorbehalten.

Druck der Hoffmann'schen Buchdruckerei in Stuttgart.

Hella Jasmund.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Das Wetter konnte für die nahende Ernte nicht besser sein: der Himmel war wolkenlos und die Hitze dennoch mäßig, denn ein leichter andauernder Ostwind kühlte die Luft und ließ Befürchtungen vor Gewittern gar nicht aufkommen.

Herr Jasmund blickte aus einem Fenster des Brennerei-gebäudes gleichgültig über seine Felder hin; das Getreide stand so gut wie selten, aber es war schon auf den Halm verkauft; mochte der Hagel dreinschlagen, ihn brauchte das nicht zu küm-mern. Durch die Räume der Brennerei schritt er jetzt langsam dem Eingang zu, hier und da noch mechanisch nach dem Rechten sehend; wenn dies alles nächstens auf Antrag der Gläubiger abgeschätzt würde, so merkte man vielleicht, daß er hier seine Sache doch nicht so ganz übel verstanden habe, daß die Ge-schichte im Zuge hätte bleiben müssen, wenn nicht — bah — mochten sie denken, was sie wollten! Sobald einer zu Grunde geht, sind die Leute nicht lange verlegen um eine Ursache dafür.

Er schlenderte jetzt quer über den weiten Hof dem Wohn-hause zu, ein langer, breitschulteriger Mann, dem das buschige blonde Haar zu ergrauen begann. Die großen, früher gewiß gefälligen Züge des bartlosen Gesichts waren schlaff, die Augen-lider schwer und die blauen Augen nicht die eines nüchternen aufmerkenden Mannes. An seinem Gange sah man, daß er, um den Eindruck zu machen, dessen seine Gestalt fähig war, eigentlich auf ein Pferd gehöre.

Im Wohnzimmer angekommen, warf er seinen Hut auf einen Tisch nahe der Thür, ließ sich schwer in den Armstuhl

nieder und fragte, ohne die Frau, welche am Fenster saß, noch angesehen zu haben, kurz ab: „Wo ist Hella?“

„Wer kann wissen, wo die steckt,“ gab sie, nicht eben freundlich, zurück. Da er nicht wieder sprach, begann sie nach einer Weile in dem Gewohnheitstone des wirkungslosen Vorwurfs:

„Wo ist Hella? Das ist die ewige Frage, wenn du dich einmal hier im Zimmer blicken lässest. Und dann thust du gerade, als wäre niemand da, mit dem du reden könntest, sobald das Mädchen nicht bei der Hand ist.“

„Das mag sein; ich wüßte nicht, was ich mit dir reden sollte,“ sagte der Ehemann. Die Frau fuhr fort, ohne diese letzten Worte zu beachten: „Und ich sitze den lieben langen Tag hier allein. ... Ulrike, die steckt auf ihrem Zimmer und Hella treibt sich draußen herum; da ist denn Gustav auch nicht zu halten, der doch sonst stundenlang bei uns sitzen und uns vorlesen konnte“ ...

„Laß die Kinder; kein Wunder, wenn es ihnen draußen besser gefällt als hier im Hause,“ sagte Herr Jasmund dumpf. „Mir geht es wohl auch so, daß ich hinaus möchte,“ fuhr er vor sich hinmurmelnd fort, „aber das müßte weiter hinweg sein als zwischen diesen Unglücksfeldern und Wiesen herum, diesen verfluchten Aeckern, auf denen mir nichts wie Unsegen gewachsen ist. — Die Welt ist ja groß — aber überall braucht man Geld — o!“ stöhnte er, indem er sich dröhnend tief in den Stuhl zurückwarf und die Faust gegen die Stirn drückte.

„Du bist jetzt immer in einer schrecklichen Stimmung,“ bemerkte Frau Jasmund verdrießlich. „Ich kann nicht sagen, wie müde ich dessen bin. Habe ich nicht schon vor Jahren zu dir gesprochen, du solltest das Gut aufgeben und in die Stadt ziehen! Dann brauchten die Mädchen nicht in die teure Pension; wir konnten sie bei uns behalten, während sie in die Schule gingen; wir hätten im Theater abonniert, und das wäre lange nicht so teuer gewesen als es jetzt wird, wenn wir einmal ein schönes Stück sehen wollen und hineinfahren und die Nacht über dort bleiben müssen. Aber du hast nicht auf mich gehört; immer etwas Neues noch mußte angefangen werden; die Ziegelhütte zu

der Brennerei, dann die Schneidemühle . . . jetzt weiß man nicht, ob man auf einer Fabrik wohnt oder auf einem Gute, und es ist eine Schande, wie mir der schwarze Staub aus den Schornsteinen bis in den Grasgarten auf die Wäsche fliegt, wenn der Wind von dort kommt —“

Sie stockte, denn Herr Jasmund war rasch aufgestanden. „Beruhige dich; deine nächste Wäsche wird wahrscheinlich nicht mehr durch den Rauch aus meinen Schornsteinen inkommodiert werden, dafür ist gesorgt,“ sagte er, indem er nach seinem Hut griff und das Zimmer verließ. Aber seine Frau, die einmal ins Reden gekommen war, mußte jemand haben, gegen den sie ihrer Unzufriedenheit ferner Luft machen konnte. So ungern sie ihren bequemen Stuhl verließ, sie stand jetzt auf und schob die ziemlich beleibte Gestalt nach der Thür; sie wollte sich der unerhörten Mühe unterziehen, ihre älteste Tochter Ulrike in deren Zimmer im Oberstock aufzusuchen, um noch ein wenig über ihren Gatten klagen und schelten zu können.

Ulrikens großes Schlafzimmer, in dem sie sich viel aufhielt, war eins der hübschesten im Hause. Sie hatte es der Mutter abgeschmeichelt und dann nach und nach allerlei Vergünstigungen in der Ausstattung desselben durchgesetzt, denn Ulrike verstand für sich zu sorgen, das war in der Familie bekannt. Der große ovale Spiegel auf dem in Falten blumigen Stoffes gehüllten Ankleidetisch war ein wertvolles Erbstück, sowie die altertümlichen Armleuchter daneben; Teppiche und Sessel, Bilder und Blumenvasen, das alles hatte nach und nach aus den verschiedenen Richtungen seinen Weg in das Lieblingsgemach der verwöhnten Schönen gefunden.

Ulrike stand vor dem Spiegel und probierte eine neue Frisur. Sie hatte dichtes glänzend dunkles Haar, aber seine Fülle genügte den Anforderungen nicht, welche die letzte Mode an eine Coiffüre stellte; ein langer künstlicher Zopf lag auf dem Tische unter dem Spiegel; Ulrike hatte ihn auf eine neue Art anzustecken versucht und noch nicht damit zurechtkommen können. Ermüdet und übellaunig ließ sie die Arme sinken, gerade als die Mutter, von der sie noch keine Notiz genommen hatte, sich ihr

gegenüber setzte. Dem nächsten Versuch, der besser ausfiel, sah Frau Jasmund mit Interesse zu, ehe sie das Gespräch begann.

Ulrike strich mit den kleinen weißen Händen noch hier und da zufrieden über den künstlichen Haarbau und reckte den Hals vor dem Spiegel wie ein Täubchen hin und her, um möglichst von allen Seiten eine Ansicht des Kopfes zu gewinnen.

„Sehr hübsch," sagte Frau Jasmund in ihrem gewöhnlichen Klageton, „sehr hübsch. Dannenberg hat durchgesetzt, was immer sein Bestreben gewesen ist; er bekommt die eleganteste Frau der Provinz. Aber du kannst doch auch froh sein, daß du so weit versorgt bist, Ulrike, und aus dieser Misere hier herauskommst."

Ulrike warf den hübschen, schon etwas vollen Mund ein wenig auf, während sie sich noch immer im Spiegel musterte. „So weit versorgt? Wie meinst du das, Mama?"

„Nun, du bist öffentlich mit Dannenberg verlobt; wir denken daran, den Tag für die Hochzeit festzusetzen . . ."

„Ach — die Hochzeit —," sagte das Fräulein gedehnt. „Dannenberg ist ein recht liebenswürdiger Mensch, aber . . ."

„Wie — was? aber?" — fragte Frau Jasmund besorgt. „Du meinst doch nicht, er werde zurücktreten?"

„Er!" — Ulrike lachte hell auf. „Er nicht, aber ich — ich wollte, ich hätte mich nicht so früh gebunden, Mama . . . es war eine Thorheit, du hättest mir nicht zureden sollen. Man hat nun einmal niemand, der einem gut zu raten versteht," fügte sie schmollend hinzu.

„Kind, Kind, du weißt wahrhaftig nicht, was du redest!" rief Frau Jasmund, energischer als sie bisher gesprochen hatte.

„Nicht? Du vergißt auch immer, was ich dir erzähle, Mama," sagte das Fräulein ungeduldig. „Habe ich dir nicht berichtet, daß Walter von Stein auf dem letzten Kasinoballe einen um den andern Tanz mit mir getanzt hat! Der reiche Stein von Klüzow!"

„Nun? und —"

„Nun?" wiederholte Ulrike verwundert. „Ist das nicht

sehr auffallend? Und er ist gar nicht der einzige. Geldern und Leutnant von Zetwitz haben sich darum gestritten, wer mich nach Hause fahren sollte, weil Papa mit dem Wagen natürlich wieder nicht vorhanden war. Sie wurden so hitzig, daß es eine wahre Komödie war; es fehlte nicht viel und sie hätten sich schießen müssen."

Frau Jasmund zuckte die Achseln. „Wahrhaftig, ich begreife dich nicht, Ulrike," sagte sie kalt. „Du bist doch sonst nicht gerade auf den Kopf gefallen, besonders wo es sich um dich und deinen Vorteil handelt. Gibst du dich denn wirklich nur einen Augenblick lang dem Wahn hin, einer von diesen jungen Herren wolle dich heiraten, dich, Ulrike Jasmund, die Tochter des Herrn Jasmund auf Dahlen, von der man weiß, daß sie recht viel braucht," fügte sie leiser hinzu, „und vielleicht über kurz oder lang weniger als nichts haben wird?"

Ulrike sah verstimmt aus. „Ach, Mama, diese unheilverkündende Sprache führt ihr schon seit Jahren," sagte sie mit einem Versuche, den leichten Ton festzuhalten. „Ich bin das gewohnt, es läßt mich kalt. Ich glaube, das ist die Art aller Gutsbesitzer, gleich von einem drohenden Ruin zu sprechen, wenn die Kartoffeln einmal nicht geraten. Und schließlich geht immer alles ruhig weiter. Uebrigens begreife ich auch nicht, was ihr jetzt vorhabt. Die Ernte soll ja, wie ich überall höre, eine vortreffliche werden."

Frau Jasmund schüttelte den Kopf. „Ich fürchte, das hilft uns nichts mehr," sagte sie. „Wie es eigentlich steht, erfährt ja unsereins nicht; du weißt, dein Vater geht seine eigenen Wege und nimmt keinen Rat an. Dafür mag er aber auch sehen, wer sich um ihn kümmert, wenn er erst einmal drin sitzt bis an den Hals. Auf dir, Ulrikchen, ruht meine ganze Hoffnung; ich bitte dich nun um Gottes willen, verscherze dir jetzt nicht mutwillig dein Glück. Wenn du Dannenberg noch lange hinziehst, so erfährt er, wie es eigentlich mit uns steht, und dann läßt er dich sitzen. Und ich hatte es mir so angenehm gedacht, zu euch ziehen zu können," fügte sie weinerlich hinzu, „endlich fort aus all' diesem Unheil. Gewiß, das hätte

sich machen lassen: ich wäre auf Besuch zu euch gekommen, aber dein Vater und Hella hätten lange warten können, bis sie mich wieder gesehen haben würden. Die beiden Starrköpfe! Sie gehören zusammen, ich bin es lange müde, dazwischen zu stecken."

„Aber was ist denn eigentlich geschehen, Mama?" fragte Ulrike.

„Geschehen? Es geschieht schon seit drei Jahren vielerlei, was nicht geschehen sollte. Die Sucht deines Vaters, lange Schornsteine auf dem Gute zu haben, die ist's, die uns ruiniert hat."

„Ruiniert!" schrie Ulrike auf. Sie war plötzlich verwandelt; sie warf sich in einen Sessel, preßte das Battisttuch gegen die Augen, schluchzte und jammerte und schleuderte dazwischen die heftigsten Anklagen gegen ihre ganze Familie und jedes einzelne Glied derselben. Sie waren alle gefühllose Egoisten, die sich gegen das Glück ihres Lebens verschworen hatten! Man nehme keine Rücksicht auf sie, hatte nie Rücksicht auf sie genommen! Und jetzt sollte sie in das Unglück mit hineingezogen werden, sich ihre ganze schöne Zukunft zerstören lassen! Aber sie wollte nicht — sie sprang auf, trat mechanisch wieder vor den Spiegel und tupfte mit dem Taschentuch über die vom Weinen gerötete Stirn und wischte sorgfältig die Thränen ab. — Sie wollte sich lossagen van der ganzen Familie; was war sie einem solchen Vater schuldig?

„Aber was willst du denn thun, Ulrikchen?" fragte die Mutter hilflos.

„Thun? Ich will — ich — ich weiß es nicht! O, es ist schändlich!" und von neuem flossen die Thränen des gänzlich fassungslosen Mädchens. Nach einer Weile erhob sie sich und schickte sich an, das Zimmer zu verlassen. „Wo willst du hin?" fragte die Mutter.

„Zum Papa. Er soll um jeden Preis verhüten, daß Dannenberg von unsrer Lage erfährt. Er erwartet ja kein Vermögen bei mir, aber dies — dies . . ."

„Bleibe, ich bitte dich. Du würdest, wenn du dem Vater

eine Szene machtest, gewiß nur Unheil anrichten. Von dem, was ich oder du sagen, thut er ja immer das Gegenteil."

Ulrike ballte in hilflosem Zorn die Hände und stampfte mit dem kleinen Fuße. „Wenn Dannenberg sich zurückzöge, der Skandal!" Und dann malte sie die Vorteile der vorhin so kaltsinnig betrachteten Verbindung in den glänzendsten Farben aus.

„Was kann ich thun! Hilf mir, Mama! sage etwas — du kannst nichts als klagen!" rief sie zuletzt bitterböse.

„Am besten, du steckst dich hinter Hella," meinte die Mutter nach einigem Sinnen; „ihr thut der Vater den Willen, wenn er es irgend vermag. Und sie ist gutmütig, das muß man ihr lassen, und hat dir die glänzende Partie nie beneidet, obwohl Dannenberg ein ganz andrer Mensch ist als der gute Gustav." —

Um diese Zeit etwa kam auf dem staubigen Fuhrwege, der zu dem Gute führte, ein Mädchen angeritten. Sie sah sehr erhitzt aus und das Pferd nicht minder; offenbar hatte sie das Tier vor kurzem erst in eine ruhige Gangart fallen lassen. Noch hob und senkte sich ihre Brust rasch und das blonde, vom Ritt arg derangierte Haar klebte an der feuchten Stirn. Aber als sie jetzt in den Hof kam und nebenbei an ihrem Wege zu den Ställen eine unordentliche Anhäufung von leeren Fäßchen und Brettern gewahrte, da konnte sie nicht widerstehen, sie trieb das Pferd zurück und nahm dann das nicht unbeträchtliche Hindernis mit vollkommener Sicherheit und in wahrhaft prächtiger Haltung.

Während sie dem edlen Pferde lobend und schmeichelnd den Hals klopfte, war aus einer Thür nahebei ein junger Herr an ihren Steigbügel getreten. Er sah ihr bewundernd in das erglühte Gesicht, aber er schüttelte den Kopf. „Du hast wieder getollt, Hella, und wie leicht hättest du eben stürzen können! So oft habe ich dich schon gebeten, mäßig zu reiten; wenn du es mir doch zu Gefallen thun wolltest."

Sie zuckte ungeduldig mit den Schultern und schien an ihm vorbei zu wollen. Aber sie besann sich anders. „Meist geht das, was ich dir zu Gefallen thun soll, gegen meine

innerſte Natur . . ., wie mag das ſein, Guſtav?“ ſagte ſie und ſah von ihrem hohen Sitz herab auf ihn nieder.

„Ja, wie mag das ſein!“ ſeufzte er, die Hand auf dem Halſe des Pferdes, und blickte ein wenig ſchmachtend in das gleichmütige Geſicht ſeiner Angebeteten. „Es iſt ſchlimm, Hella . . .“

„Für mich iſt's — etwas langweilig. Wo warſt du eben?“

„Im Kontor auf der' Sägemühle. Der neue Lehrling verſteht nicht viel . . . ich habe ihm geholfen.“

Du kannſt doch alles,“ verſetzte ſie ſpöttiſch. Sie hatte den kleinen alten Strohhut abgenommen und ſich die Stirn gewiſcht; jetzt ſtülpte ſie ihn wieder auf. „Und nun laß mich paſſieren.“

„Willſt du nicht hier abſteigen?“

„Nein —“

Sie ritt langſam dem Eingang der Ställe zu; Guſtav war ihr gefolgt, um ſie herabzuheben. Hella lenkte das Tier wie gewöhnlich nach der Hauswand hin, einer Steinbank zu, wo ſie abzuſteigen pflegte; heute aber wollte der Braune, in einer unbegreiflichen Laune, nicht ſo nahe an die Mauer, wie es ſeine Herrin von ihm verlangte; er warf den Kopf zurück, ſie trieb, ſchmeichelte und drohte vergebens. Das dauerte eine ganze Weile; keins von beiden gab nach. Hella hatte eben, ermüdet, eine Pauſe in ihren Anſtrengungen gemacht, als eine Stimme neben ihr ſagte:

„Das dürfen Sie ihm nicht hingehen laſſen, Fräulein; erlauben Sie mir . . .“

Eine kräftige Fauſt griff in den Zügelring des Pferdes, wendete ihm den Kopf und führte es trotz ſeines ärgerlichen Schnaubens gerade ſo weit, wie Hella es gewollt hatte. Sie glitt raſch herab und ſah über den Rücken des Braunen in das Geſicht eines großen jungen Mannes, der jetzt ein wenig nachläſſig den Strohhut vor ihr lüftete. Verwirrt grüßte ſie wieder und führte ihr Pferd in den Stall; kein Reitknecht da, der es ihr abnehmen konnte; was mochte der Fremde denken!

Als ſie nach einer Weile wieder heraustrat, ſtand derſelbe

auf der andern Seite des Hofes neben Gustav. Beide sahen nach ihr; es war deutlich, daß sie von ihr sprachen. Jetzt nahm er den Hut ab; die weiße Stirn über dem gebräunten Gesicht leuchtete bis zu ihr hin; ärgerlich raffte sie ihr Reitkleid zusammen und schritt, von seinen Blicken verfolgt, über den Hof und in das Haus.

Dem Wohnzimmer in der Lage entsprechend, auf der andern Seite des Flurs, befand sich die Eßstube. Dort war jetzt sicher niemand; sie ging hinein und stellte sich an die ferne, den Fenstern gegenüberliegende Wand. Von dort aus schaute sie in den Hof.

Der Fremde schlenderte, die Hände in den Taschen seiner Beinkleider, mit Gustav umher. Wer mochte er sein? Ein Gast des Vaters? Nein; er war für einen Besucher zu nachlässig gekleidet; gewiß war er in Geschäften hier. Für die arme Hella, welche von den Verlegenheiten ihres Vaters mehr erfuhr, als Mutter oder Schwester, hatten diese Worte längst einen schrecklichen Klang. Aber ein Gläubiger konnte dieser junge Herr nicht wohl sein; er sah aus wie ein adeliger Gutsbesitzer, trotz dem verstaubten Jagdrock und den schmutzigen Stulpenstiefeln; vielleicht dachte er daran, das Gut zu kaufen . . . ach, und machte mit dem zurückgekommenen Besitzer und seiner Familie nicht viel Umstände.

Warum stand sie noch immer, das Hütchen in der schlaff herabhängenden Hand, und starrte in den Hof, errötend und sich gegen die Wand drückend, wenn der Blick des Fremden, der sie unmöglich sehen konnte, zufällig die Fenster des Zimmers streifte. Sie wartete, um immer noch einmal den Anblick seiner Züge zu erhaschen, denn diese waren von außerordentlicher Schönheit; klassisch, wie die einer griechischen Bildsäule, wie Hella sofort gesehen haben würde, wenn sie gebildeter gewesen wäre; dabei männlich und von einem ganz eignen, schwer zu beschreibenden Reiz, der wohl hauptsächlich in den Linien des Mundes lag.

Jetzt tönten Schritte auf der Hausflur. Das war der Vater, er mußte durch die Hinterthür, welche aus dem Garten in das Haus führte, gekommen sein. Er trat in das Wohn-

zimmer, Hella riß sich los von ihrem Beobachterposten und ging ihm nach.

„Herr Jasmund begrüßte seine jüngste Tochter zärtlich . . . Ich habe dich vermißt, mein Kind," sagte er; „du bist zu Pferde fortgewesen, wie ich sehe."

„Ja, Papa."

„War Gustav mit dir?"

„Nein. Es dauert allemal so lange, bis er gerüstet ist, so daß mir während des Wartens die Lust vergeht. Und dann ist er so vorsichtig, so ängstlich besorgt — um mich natürlich; denn für seine Person hat er ungefähr so viel Kourage wie andre auch."

Herr Jasmund lächelte schwach. „Gut, daß du ihm die wenigstens läßt. Du mußt nicht hart gegen Gustav sein, mein Kind. Er meint es sehr treu mit dir."

Hella antwortete nicht. Vater und Tochter waren Arm in Arm durch das Zimmer gegangen; jetzt standen sie dem Fenster gegenüber. Da durchfuhr eine Bewegung, wie von einem plötzlichen Schrecken, die Gestalt des Mannes, so daß Hella rasch und ängstlich ihm ins Gesicht blickte. Er sah starr in den Hof hinaus. „Alle Teufel, was ist das?" stieß er dabei zwischen den Zähnen hervor.

Hella folgte der Richtung seiner Augen, wendete aber den Blick wieder ab. „Ja, Papa, wer ist der Herr? Ich sah ihn vorhin schon und konnte nicht begreifen —"

Sie brach ab, denn es war offenbar, daß ihr Vater sie nicht hörte.

Jasmund stierte auf den noch immer nachlässig draußen herumschlendernden Apoll in Jagdstiefeln, als traue er seinen Augen nicht; als derselbe jetzt mit Gustav vor dem Brennerei-gebäude stehen blieb, prüfend dann in die Höhe schaute und beide angelegentlich zu sprechen schienen, murmelte er einen Fluch vor sich hin: „Der Hund — kommt, als wäre ich gar nicht in der Welt und taxiert mir die Häuser über dem Kopfe! Alle Knochen möchte ich ihm zerschlagen, dem übermütigen Flegel. Aber ich muß hinaus . . . ich will ihm doch . . . Laß mich Hella."

Hella hatte sich an den Arm ihres Vaters geklammert. „Warte noch einen Augenblick, Papa . . . du bist so böse; wer ist der Herr eigentlich und was will er?“

„Ja, was will er? Was hat er schon heute hier zu suchen?“ — Eine Pause, in welcher Hella ihren Vater fragend ansah, bis dieser, sich zusammennehmend, sagte: „Es ist ein Herr von Lockhorst, Hella, der Neffe des alten Lockhorst auf Buchendorf, der, wie du weißt, viel Geld auf diesem Gute stehen hat. Dieser junge Herr ist vor einigen Wochen aus Preußen herübergekommen; er ist der Erbe seines Onkels, rückt in dessen Ansprüche ein . . . begreifst du nun, Kind, daß mir das Gesicht hier auf dem Hofe keine Freude macht.“

„Aber, Papa, der alte Herr von Lockhorst kommt fast nie hierher, er wird dich nicht um das Geld drängen . . .“

Herr Jasmund lachte bitter. „Das würde auch eine verlorene Mühe sein. Bar Geld ist hier nicht zu holen, das wissen sie; deshalb lassen sie mich hier sitzen und aus den Fingern saugen, was die Geschichte nur so von Tag zu Tage im Gange erhält, so lange es irgend geht.“

Er blickte wieder durch das Fenster; der Fremde war nicht mehr zu sehen. „Wie, er wäre fort, ohne den Versuch gemacht zu haben, mich zu sprechen . . . sonderbar, bei Gott . . .“

„Vielleicht hat er nachgefragt und man hat ihm gesagt, du seiest nicht zu Hause, Papa.“

„Ach, Hella . . .“ Herr Jasmund stützte sich schwer auf die Schulter seiner Tochter, die ihm an stattlicher Höhe ähnlich war. „Hella, mein Kind — du hältst zu deinem Vater . . . er verdient es nicht, er ist ein schlechter Kerl, Hella . . . widersprich den Leuten nicht, die du das sagen hörst . . ., sie haben recht, ganz recht.“

„Lieber Papa . . .“ Hella zog die Hand ihres Vaters an die Lippen. Sie hatte schon öfter in Augenblicken gänzlicher Entmutigung bittere Selbstanklagen von ihm gehört, die ihr, wie das in solchen Fällen zu gehen pflegt, wenig Eindruck machten. Sie hielt im Gegenteil den Vater, wenn er sich so selber demütigte, erst recht für einen der besten Menschen. Was

ihn jetzt, beim Anblick des jungen Mannes, in eine solche Erregung versetzt hatte, begriff sie nicht recht; ihr Vater hatte nichts erzählt von seinem ersten Zusammentreffen mit dem „schönen Lockhorst“ und den Vorfällen, die sich daran geknüpft. Es war in der Stadt, im Hotel „zur Krone“ gewesen. Dort war Herr von Lockhorst vor einigen Tagen in einen ausgewählten Kreis von Herren, Rittergutsbesitzern der Umgegend, eingeführt worden, zu dem auch Herr Jasmund gehörte. Es wurde da hoch gespielt; Hellas Vater hatte im ganzen Glück; die Herren unter sich standen nicht an zu sagen, daß ihn die Ergebnisse solcher Sitzungen im Hinterzimmer der „Krone“ über Wasser hielten. Fortuna aber erwies sich an jenem Abend als echtes Weib; sie wendete sich sofort mit aller Entschiedenheit dem kecken jungen Ankömmling zu und ließ ihren alten Günstling schnöde im Stich. Herr Jasmund verlor mehrere Hundert Thaler an den jungen Lockhorst und blieb fast um die ganze Höhe der Summe in seiner Schuld. Er hatte sich bisher vergebens bemüht, das Geld, über dessen Rückzahlung übrigens Lockhorst jedes Abkommen leichthin zurückgewiesen hatte, irgendwo bei Juden oder Christen aufzutreiben; gut, daß er die Scherze nicht hören konnte, welche in der Gesellschaft der Eingeweihten umliefen, darüber, daß Herr von Lockhorst eigentlich an jenem Abend sein eigener Gläubiger geworden sei.

Vater und Tochter standen noch zusammen; das Haupt des großen Mannes war schwer auf Hellas Schulter gesunken und sie streichelte nur immerfort schweigend seine Hand, als genüge das vollkommen, um ihm darzuthun, daß sie von allen seinen Selbstanklagen kein Wort glaube. Da schreckten beide heftig auf; eine wohlklingende kräftige Stimme hatte gesagt: „Bitte um Entschuldigung, wenn ich störe —“, und nun, da sie aufblickte, stand der junge Mann von draußen in der Thür, die Klinke in der einen und den Strohhut in der andern Hand, und betrachtete etwas spöttisch die Gruppe vor ihm.

„Ich wünschte Herrn Jasmund zu sprechen und man hatte mich hierher gewiesen, ich bitte nochmals um Entschuldigung,“ fuhr er fort.

Herr Jasmund hatte sich inzwischen gesammelt und ging ihm entgegen. „Treten Sie ein, Herr von Lockhorst — oder besser, Sie kommen mit in mein Zimmer, wir sind da ungestörter. Sie besuchen mich doch jedenfalls in Geschäften," fügte er in besonderm Tone hinzu.

„Hm — nicht gerade — wenigstens hat das durchaus keine Eile und darf mich nicht um das Vergnügen bringen, die Bekanntschaft Ihres Fräulein Tochter zu machen, die ich hier ja wohl vor mir sehe. Wollen Sie mich nicht vorstellen?"

Herr Jasmund vollzog die Vorstellung mit der Bereitwilligkeit eines übellaunigen Bären, der junge Herr aber nahm von seiner Art und Weise keine Notiz; er hatte die leuchtenden Augen mit dreister Bewunderung auf die schlanke Gestalt in dem langen Reitkleid geheftet und schien Lust zu haben, noch ein wenig zu plaudern.

„Das jüngste Fräulein Tochter? Also nicht die Braut des Herrn Dannenberg? — Ich hatte vorhin das Vergnügen, Sie als sehr kühne Reiterin zu bewundern, mein gnädiges Fräulein. Ich kenne keine Dame, die Ihnen das Stückchen, welches ich Sie exekutieren sah, nachthun würde."

„O, das war nichts; ich bin auf dem Pferde zu Hause; ich reite schon von Kind auf," sagte Hella verlegen.

„Wirklich? Ich würde mich glücklich schätzen, wenn Sie mir erlauben wollten, Sie zuweilen auf Ihren Spazierritten zu begleiten. Sie sind gewiß mit der Gegend hier, in der ich mich heimisch machen soll, sehr genau bekannt."

„O ja. Aber — entschuldigen Sie — ich glaube, die Mama ruft . . .," sagte Hella, die gesehen hatte, wie ihres Vaters Gesicht sich immer mehr verdunkelte, und suchte an ihm vorbei durch die Thür zu kommen.

„Ach — Sie haben ein sehr feines Gehör," sagte er lächelnd und machte ihr mit einer Verbeugung Platz. „Auf Wiedersehen, gnädiges Fräulein . . ."

„Kommen Sie, Herr von Lockhorst; ich denke, wir beendigen diese Unterredung zwischen Thür und Angel," brach jetzt Jasmund los. „Ich habe ein Zimmer, in dem wir, von den

Damen des Hauses nicht unterbrochen, unsre Geschäfte besprechen können."

„Wie Sie wünschen. Bitte — ich folge," sagte der junge Herr kaltblütig.

Hella stand hinter dem Vorhang ihres Zimmerchens im zweiten Stock und wartete geduldig, bis er nach einer halben Stunde etwa im Hofe sichtbar wurde und, begleitet von ihrem Vater, dem Ausgang zuschritt. Sie bemerkte jetzt, daß er sein Pferd im Vorhaus der Brennerei gelassen hatte; ein Arbeiter führte ihm den sehr eleganten Fuchs von dort zu. Vom Pferde herab reichte er ihrem Vater die Hand, dann trabte er davon.

Rasch warf Hella jetzt erst das Reitkleid ab, zog sich um und eilte dann dem Vater entgegen. Sie hing sich an seinen Arm, wie sie immer zu thun pflegte; er schritt mit ihr dem Garten zu, sprach über die Obstbäume und schien heiterer, als er seit einigen Tagen gewesen war. Später fragte er sie, was für ein Reiterstückchen sie denn heute eigentlich ausgeführt habe, und dann lächelte er vor sich hin. „Ja, das war etwas für den Lockhorst; er reitet selber wie der Satan. Es ist doch kein ganz übler Bursche . . . es läßt sich vernünftig mit ihm reden, und gutmütiger als der Alte, sein Onkel, scheint er auch zu sein. Da kommt Gustav . . ., wie er dem wohl gefallen haben mag?"

Hella warf die Lippen auf . . . Gustav der Philosoph, Gustav der Studierte, der Schwarzkünstler, und wie sie ihn alles nannten! Er verstand gewiß vielerlei und war in allem, was mit Büchern und Gelehrsamkeit zusammenhing, eine Autorität, aber um seine Meinung über einen flotten Kavalier mußte man ihn nicht fragen; was hätte der Blinde von der Farbe wissen sollen!

Gustav war in den Garten getreten und reichte Hella eine Rose, die er im Vorbeigehen gepflückt hatte. „Der junge Lockhorst — ja, er stellte sich mir vor; ein auffallend hübscher Mensch," sagte er jetzt beiläufig auf eine Bemerkung Jasmunds. Hella schloß vor Aerger die Faust fest um den Rosenstiel und stach sich die Dornen in die Finger . . . „Und er scheint auch

kein ganz ebenso großer Hohlkopf zu sein, wie diese andern Centauren hier — er hat wenigstens einige gesunde Notionen über den Betrieb der Brennerei . . ."

„So? wie kamet ihr darauf?" fragte Jasmund mißtrauisch.

„Nun, er sah sich die Gebäude an. Weißt du, Onkel . . . ich glaube, dieser ‚schöne Lockhorst', so nennen sie ihn ja wohl, versteht sich auf alles, was ihm die Taschen füllen kann, genau ebenso gut wie der Alte," bemerkte Gustav mit seiner weisesten Miene, die Hella in diesem Augenblick ganz unausstehlich vorkam.

„Wirklich? . . . Ihr scheint euch ja in den paar Minuten sehr genau kennen gelernt zu haben," sagte Jasmund unsicher.

„Gustav muß doch seinen Ruf als Menschenkenner bewähren, Papa," fiel hier Hella rasch ein. „Er ist so viel klüger als alle andern Leute, daß er über den Charakter eines jeden, der ihm begegnet, nach der ersten Viertelstunde im klaren ist und dann seine Meinungen auf Flaschen ziehen und zupfropfen kann, um zu jeder Zeit im Gespräch damit aufwarten zu können."

Gustav sah das junge Mädchen ernst an, betroffen über die Bitterkeit ihres Tones, welcher von dem der zwischen ihnen so häufigen Neckereien ganz verschieden war.

„Habe ich über diesen uns bisher fremden Herrn zu rasch ein übrigens unmaßgebliches Urteil gefällt, wie es doch scheint, da du mich so entschieden damit abweisen zu müssen glaubst, so will ich dasselbe einstweilen zurücknehmen," sagte er. „Du hast Geschäfte mit ihm, lieber Onkel? Da kann ich freilich nur sehr wünschen, daß ich mich geirrt haben möge."

Jasmund nickte zerstreut. „Ich habe noch auf meinem Zimmer zu thun," sagte er, den Garten verlassend. „Wenn es Zeit zum Abendessen ist, kannst du an meine Thür klopfen, Hella."

Hella wäre gern auch ins Haus gegangen, aber sie wußte, daß sie Gustav damit kränken würde, und da sie es ein wenig bereute, eben sehr unartig gegen ihn gewesen zu sein, zwang sie sich zum Bleiben. So gingen sie neben einander den Kies-

weg zurück; sie sah in Gedanken vor sich nieder; daß seine Blicke an ihrem Gesicht hingen, fühlte sie gar nicht.

Gustav liebte Hella schon seit Jahren. Er widmete ihr ein Gefühl, welches, wie man sagt, in unserer Zeit bei jungen Männern immer seltener wird; sie füllte seine Seele aus, sie war immer in seinen Gedanken, auf sie hatte sein ganzes inneres Leben nach und nach zu beziehen sich gewöhnt. Es lag nun freilich mit in seinen äußeren Verhältnissen, daß er den Luxus einer solchen geistigen Passion sich gestatten konnte. Er war unabhängiger, unbeschäftigter als andre junge Männer, die sich in der Welt vorwärts bringen oder in der Wissenschaft durcharbeiten müssen und der Liebe nur ihre Mußestunden widmen können. Von seinem Vater hatte er ein Vermögen geerbt, welches sich, da seine Mutter sich wieder verheiratet hatte, schon jetzt ganz in seinen Händen befand. Und er besaß keinen Ehrgeiz, keinen besonders lebhaften Thätigkeitstrieb, er war beschaulicher, grübelnder Natur, ein Charakter, der sich in diesen Jahrzehnten eigentlich verspätet fand. Er hatte ein Triennium auf Universitäten zugebracht, aber kein Examen als Abschluß dieser Lehrzeit gemacht; er beschäftigte sich mit Philosophie und hatte doch — und das ist wohl der beste Beweis dafür, daß er ein seltsamer, unmoderner Mensch war — niemals eine Zeile geschrieben, geschweige denn drucken lassen. Jetzt lebte er seit Monaten als eine Art Volontär auf dem Gute Jasmunds, denn er stellte in Aussicht, daß er wohl früher oder später Landwirt zu werden sich entschließen könnte. Nebenbei beschäftigte er sich in einem Raume der Brennerei mit chemischen Versuchen, und Jasmund, einer der hoffnungsreichsten Menschen, fand es im stillen gar nicht unwahrscheinlich, daß ihm einmal eine Entdeckung gelingen könnte, die sie beide zu Millionären machen würde. Seine Bekanntschaft mit Hella und seine Schwärmerei für sie datierte aus den frühen Kinderjahren beider; er war der Familie Jasmund weitläufig verwandt und hatte als Knabe stets die Ferien auf Dahlen zugebracht.

„Bist du mir böse, Gustav?“ fragte endlich Hella, rasch den Kopf hebend.

„Nein, Hella," sagte er warm und faßte ihre Hand.

„Du hättest oft Ursache dazu. Ich bin — o — ich weiß selber nicht wie. Manchmal kommt es über mich, daß ich etwas reden oder thun muß, ich mag wollen oder nicht — als hätte ein böser Geist sein Spiel mit mir."

„Gräme dich doch nicht über dein Naturell. Mir gefällst du gerade wie du bist mit deiner raschen ehrlichen Hitze — ich möchte dich gar nicht anders haben."

„So hast du immer gesprochen, Gustav, schon als ich noch ein kleines Mädchen war, zum Papa. Aber es wäre doch schlimm, wenn man alle Kinder in dieser Weise aufwachsen lassen wollte — da wäre ja von Erziehung gar nicht mehr die Rede."

„Pah, diese Erziehung . . . ., man versteht gewöhnlich darunter nur ein Einengen, versuchtes Verkrüppeln der Natur, oberflächliches Biegen in künstliche Schranken; den eigentlich innersten Menschen bildet ja trotz aller sogenannten Erziehung doch nur der Zufall, die Reihe der durch den gewaltigen Zusammenhang des ganzen Weltlebens bedingten Einwirkungen von außen. Die Erziehung sollte sich kein andres Ziel setzen, als den Menschen vollständig auszubilden und seinem Willen die Kraft und die Richtung zu geben, das Physische, wo es not thut, zu zügeln, im ganzen aber nur vernünftig zu leiten, in schöner Freiheit sich entwickeln zu lassen. Für das geistige Material der in einem gesunden Kopfe munter kreisenden Gedanken sorgt schon die Atmosphäre des Jahrhunderts, in dem wir uns befinden."

Er sprach noch eine Weile in dieser Weise fort, seine schönen, nur noch nicht in der Wirklichkeit geprüften Theorien entwickelnd; aber Hella hörte ihn längst nicht mehr. „Wenn er nur dozieren kann," dachte sie halb verächtlich, „so ist er schon zufrieden." Er gewann gar nichts bei ihr durch seine weitgehende Duldung, seinen Respekt „vor der Persönlichkeit als solche"; eine kräftige, ja gewaltige Natur, die andre nur in sehr beschränktem Maße neben sich gelten ließ, wäre ihr viel verständlicher und — viel sympathischer 'gewesen. Sie hatte

sich im Gehen mit ihrem Haarnetz zu schaffen gemacht; dasselbe war noch vom Ritt her in Unordnung. Jetzt hielt sie es in der Hand und schüttelte das dichte blonde Haar herunter, daß es ihr um die Schultern flog, vielleicht ganz ohne den Hintergedanken: ob er wohl in seinem gelehrten Diskurs durch irgend etwas in der Welt irre zu machen ist? — Sie standen am Ende des Pfades, er hielt endlich inne; vielleicht zuerst die augenscheinliche Unaufmerksamkeit in ihrem Gesichte bemerkend. Dann aber fiel ihm auch das wehende Gelock auf. „Kriemhild" — sagte er und wagte es, eine der kräftig blonden, unten rötlich schimmernden Spitzen zwischen die Finger zu nehmen, aber mit einer so bedächtigen, rücksichtsvollen Miene, daß sie ärgerlich den Kopf herumwarf und sich ihm so entzog.

„Du hast mich noch nie um eine Locke gebeten, Gustav," sagte sie nach einer Weile, denn es ließ ihr doch keine Ruhe, sie mußte es sich immer wieder fühlbar machen, was sie über ihn vermochte.

„Eine Locke?" Jetzt verschlang er mit einem Blicke wirklich leidenschaftlicher Innigkeit ihre ganze Gestalt. „Nein, Hella; an solchen Abschlagszahlungen ist mir nichts gelegen . . . ich warte lieber — du weißt, was das Ziel, die Hoffnung meines Lebens ist."

Sie wußte es und sie schwieg; kein Wort, das ihn zurückgewiesen, ihn ernstlich entmutigt hätte, denn schließlich konnte sich Hella ein Leben ohne die treue Verehrung, den stets gegenwärtigen Dienst und die nachsichtige Bewunderung Gustavs für sie nicht recht denken.

Auf dem Gute ging von jetzt ab für eine Weile alles ruhig seinen Gang, etwa wie Ulrike vorhergesagt hatte. An einem Nachmittage saß sie mit der Mutter und Hella im Wohnzimmer; der Tag ihrer Hochzeit war inzwischen festgesetzt worden und stand schon nahe bevor. Sie hatte fleißig gestickt, natürlich an irgend einem Gegenstande ihrer Ausstattung; denn Ulrike legte nie die Hand an eine Arbeit, die sich nicht auf ihre Person bezog. Jetzt ließ sie die Hände sinken und sah nach der mit einem Buche vor sich hinträumenden jüngern Schwester hinüber.

„Reitest du heute nicht, Hella?“ fragte sie.

„Nein,“ war die kurze Antwort. Ulrike wechselte einen Blick mit ihrer Mutter; nach einer Weile begann diese: „Der Vater scheint doch jetzt wieder besserer Laune zu sein, als vor einiger Zeit; gewiß hatte er zu schwarz gesehen und merkt jetzt, daß die Dinge nicht so ganz schlimm standen, wie er meinte. Ein rechtes Glück für uns, denn er ist so rücksichtslos, er nimmt sich nicht im mindesten zusammen, wenn er verstimmt ist, und hätte es auch deinetwegen nicht gethan, Ulrike. Das wäre dann eine lustige Hochzeit geworden. — Wir müssen übrigens nun auch an die Liste zu den Einladungen gehen.“

„Ja.“ Ulrike suchte Stift und Papier aus ihrem Arbeitskästchen hervor. „Laß uns gleich anfangen, Mama. Da kann Hella auch ihre Stimme abgeben; es ist ohnehin etwas Seltenes, daß sie einmal ruhig bei uns sitzt.“

„Es ist mir ungeheuer gleichgültig, wen ihr einladet,“ sagte Hella und ließ die Blicke wie müde über den leeren Hof und weiterhin nach der Straße schweifen.

„Das konnte ich mir freilich denken. Es wäre auch wunderbar gewesen, wenn du einiges Interesse an den Angelegenheiten deiner Schwester gezeigt hättest,“ bemerkte Ulrike darauf.

„Kommt, Kinder!“ sagte Frau Jasmund begütigend. „Wir wollen die Namen aufschreiben; wenn wir jemand Wichtigen vergessen, so merkt es Hella gewiß und hilft nach . . .“

„Das glaub’ ich kaum,“ meinte diese trocken.

Das Register wurde begonnen und schritt anfangs rasch vorwärts. Dann kamen die zweifelhaftern Fälle und es gab mancherlei Erörterungen, an denen sich Hella, anscheinend in ihr Buch vertieft, mit keiner Silbe beteiligte.

„Die Odensteins? Wir wollen sie lieber weglassen, Mama,“ sagte Ulrike langsam. „Wir werden es nicht umgehen können, den jungen Lockhorst zu bitten, da er bei seinem Onkel wohnt . . .“

„Nun, und was hat das mit Odensteins zu thun?“ fragte die Mutter und öffnete die verschwimmenden Augen etwas weiter.

Ulrike schoß einen Blick nach ihrer Schwester hin, die noch immer mit ruhiger Miene in ihr Buch schaute. Es entging

dem schlauen Mädchen nicht, daß sie längst kein Blatt mehr umwendete.

„Man sagt, Helene Odenstein gebe sich die größte Mühe um ihn. Ich habe keine Lust, das mit anzusehen; sie soll nicht sagen können, daß sie auf meiner Hochzeit .die Sache ins Reine gebracht habe', wie sie sich in ihrer feinen Weise wahrscheinlich ausdrücken würde. Sie ist mir zu unausstehlich," fügte Fräulein Ulrike liebevoll hinzu.

„Was mag Herr von Lockhorst jetzt so oft mit eurem Vater zu verhandeln haben?" bemerkte hier Frau Jasmund. „Ich habe ihn in den letzten Tagen mehrmals hier im Hofe gesehen. Daß er nicht ins Haus kommt und sich uns vorstellen läßt! Er muß nicht allzuviel Lebensart haben!"

„Hella hat ihn, glaube ich, einmal gesprochen, als er den Papa aufsuchte," sagte Ulrike harmlos. „Wie gefiel er dir, Hella? ist er wirklich so bezaubernd?"

„Ich habe damals kaum drei Worte mit ihm gewechselt," antwortete Hella ausweichend.

„Und das war das einzige Mal, daß er dir in den Weg gekommen ist?"

„Er ist mir, als ich mit dem Pferde draußen war, begegnet und ein Stück mit mir geritten," erwiderte Hella, der es außerordentlich schwer wurde, eine Unwahrheit zu sagen. Hier war sie so weit gegangen, sich undeutlich auszudrücken; man konnte aus ihrer Wendung nicht entnehmen, ob eine oder mehrere solcher Begegnungen stattgefunden hatten.

„Er verdreht ja aller Welt die Köpfe; er ist aber auch wunderschön," sagte Ulrike. Hella fand es nicht nötig, hierauf zu erwidern. „Ich glaube, Hella, er hat es auf dich abgesehen mit seinen häufigen Besuchen hier," fuhr Ulrike kaltblütig fort. Hella wurde glühend rot, aber sie suchte noch einen Anschein der Gleichgültigkeit zu bewahren. „Meinst du? — Was du nicht alles entdeckst!" entgegnete sie ruhig.

Die Mutter war aufmerksam geworden. „Ach," sagte sie in ihrem gewöhnlichen Klageton, „Hella sollte ein solches Glück haben! Das machst du mir nicht weis. Und wenn sie's hätte,

sie würde es wahrscheinlich verscherzen durch ihren Eigensinn und ihr Sprödethun! Mich wundert manchmal, daß dem guten Gustav die Geduld noch nicht gerissen ist; am Ende wird sie Gott danken müssen und einen Knix machen, wenn der sie nimmt."

Hellas Gefühl war gegen derartige Reden abgestumpft; sie war eine stolz angelegte Natur, aber die Erbärmlichkeiten, unter denen sie aufgewachsen war, hatten nach und nach zu viele Fühlfäden des reizbaren Stolzes gelähmt. Sie schwieg und nahm ihr Buch wieder auf.

Die Liste war bis auf weiteres geschlossen und Frau Jasmund hatte das Zimmer verlassen. Auch Ulrike war nachdenklich geworden. „Was ich vorhin sagte, war keineswegs eine bloße Neckerei, Hella," begann sie nach einer Weile, „ich habe meine Beobachtungen gemacht."

„Es ist mir wirklich gleichgültig, ob du im Ernst gesprochen hast, oder zu scherzen beliebtest," sagte Hella.

„Ich wollte, du ließest endlich diesen hochtrabenden Ton mir gegenüber beiseite," rief Ulrike ungeduldig. „Ich weiß gar nicht, wo du damit hinauswillst. Lockhorst geht dir zu Gefallen; er hat dir alle Tage draußen zu begegnen gewußt. Er ist wahrhaftig kein Mensch, dessen Aufmerksamkeiten man nur so ignorieren könnte. Warum willst du dich nicht mir anvertrauen, deiner Schwester?"

Hella seufzte. Sie fühlte zuweilen, ach, so sehnsüchtig das Bedürfnis, alles, was sie drückte, am Halse einer Frau, einer Freundin, auszuweinen; sie empfand es bitter, daß weder die Mutter noch die Schwester ihr diese Freundin sein konnte. Gingen diese Augenblicke auch immer in trotziges Selbstgenügen über, sie kamen wieder; Hella fühlte sich oft furchtbar allein. Jetzt sagte sie etwas weicher:

„Du hast immer mit deinen eigenen Angelegenheiten so viel zu thun, Ulrike. Und was hätte ich dir vertrauen sollen . . ."

Sie stockte; Ulrike sah sie gespannt an „Hat er dir gesagt, daß — daß er dich liebt, Hella?"

Hella warf stolz den Kopf zurück. „Wenn er das gewagt

hätte! Aber ich hoffe, ich würde ihm zu entgegnen gewußt haben, wie er es verdiente."

„Du darfst aber nicht zu schroff, zu stolz ihm gegenüber sein, Hella, schon um des Vaters willen. Man weiß, daß Papa oft in Verlegenheit ist; ich glaube, der ältere Herr von Lockhorst hat ihm öfters ausgeholfen, wir sind der Familie verpflichtet." Sie hatte sehr eifrig, ja ängstlich gesprochen.

„Was geht das mich an?" sagte Hella bitter.

„Wie kannst du so sprechen, Hella! Ich bitte dich, denke an dich, wenn du an mich nicht denken willst. Wenn du diesen hochfahrenden Menschen in deiner Weise schlecht behandelst, jetzt gerade, und er wird dessen überdrüssig . . . . Du kannst uns alle unglücklich machen."

„Wenn er mich beleidigt, so werde ich mich wehren," sagte Hella finster.

„Du bist entsetzlich eigensinnig," klagte Ulrike; beide Schwestern schienen bei diesem Gespräche ganz bestimmte Thatsachen im Auge zu haben, die aber nicht ausgesprochen wurden. „Als ob man einen Mann, auch den dreistesten, nicht eine Weile hinhalten könnte zwischen Nachgeben und Abweisen. Thue es um meinetwillen, Hella . . . es wäre mir entsetzlich, wenn jetzt über Papas Verhältnisse zu viel geredet würde, und das geschieht gewiß, sobald etwa Herr von Lockhorst seine bisherige Rücksicht gegen uns fallen ließe. Ich bin so nahe am Ziele, soll ich jetzt noch scheitern? Auch du würdest einen Halt haben, wenn ich Dannenbergs Frau wäre."

Hella verzog ein wenig verächtlich die Lippen. „Du gelangst gewiß in den Hafen, Ulrike; wenn nicht auf diese Weise, dann auf eine andre. Uebrigens schreibst du dieser meiner zufälligen Bekanntschaft mit Herrn von Lockhorst viel zu viel Wichtigkeit zu."

„Gleichviel. Versprich mir, Hella, daß du nicht unfreundlich, kalt, unbegreiflich gegen ihn sein willst, wenn er wiederkommt —"

„Er wird so bald nicht wiederkommen, denk' ich," sagte Hella. In diesem Augenblicke stieß Ulrike einen halblauten Ruf

aus: Herr von Lockhorst kam eben raschen Schrittes über den Hof auf das Haus zu. Hella fuhr von ihrem Sitze in die Höhe, glutübergossen; sie war im Begriffe, das Zimmer durch eine innere Thüre zu verlassen, als schon, auf den Hereinruf Ulrikens, der junge Mann auf der Schwelle erschien. Er fragte nach Herrn Jasmund; selber verwirrt, schien er kaum zu wissen, was er redete; er sah nur Hella; die beiden standen Auge in Auge. Aber nur wenige Sekunden lang, dann entkam das Mädchen, nach einer flüchtigen Verbeugung, durch die Thüre, der sie nahe gestanden hatte.

Das Gesicht des Mannes verdunkelte sich auffallend, er kniff die Lippen zusammen und die schwarzblauen Augen sprühten. Auch Ulrike hatte sich jetzt erhoben, sie trat mit leichtem Lächeln auf den unzeremoniösen Besucher zu. „Es scheint, als habe ich Ihr Fräulein Schwester erschreckt; ist es ihre Gewohnheit, so beim Anblicke jedes Gastes, der ihr nicht genehm kommt, die Flucht zu ergreifen?“ fragte er.

„Entschuldigen Sie Hella; sie ist, fürchte ich, zu sehr gewöhnt, ihren kleinen Launen nachzugeben,“ sagte Ulrike im geschmeidigsten Tone. „Diesmal war ihr Wesen allerdings ein wenig auffallend; wenn Sie einander nicht so sehr kurze Zeit erst kännten, so würde ich darauf schwören, Sie hätten schon einmal Streit mit ihr gehabt.“

Er sah sie forschend an, indem er auf dem Stuhl in ihrer Nähe, den sie ihm bot, Platz nahm. Seine Miene schien zu sagen: „Kann ich mir vielleicht bei dir die langen Umwege sparen? Wirst du mich rasch verstehen? Und die Antwort, welche er sich aus ihren Augen entnahm, mochte eine günstige sein. Die beiden sprachen bald miteinander wie alte Bekannte. Ulrike klagte, daß Hella so wechselnder Stimmung sei, bald übermütig, dann wieder stumm und niedergeschlagen; besonders in den letzten Tagen sei sie umhergegangen wie im Traum. Nun war es deutlich, daß sie alles wußte: Herr von Lockhorst hielt nicht länger zurück, er gestand, daß er das Fräulein im höchsten Grade bewundere.

Die Unterredung war ziemlich lang; als er schon im Begriff war, sich zu verabschieden, sagte Herr von Lockhorst: „Noch

eins, in welcher Qualität hält sich, wenn man fragen darf, dieser unsträfliche ‚Vetter Gustav' hier bei Ihnen auf?"

„Er ist als Volontär auf dem Gute."

Das schöne Gesicht verzog sich zu einem etwas höhnischen Lächeln. „Ich bezweifle keinen Augenblick, daß er seine landwirtschaftlichen Kenntnisse in der Musterwirtschaft Ihres Herrn Vaters um ein beträchtliches vermehren wird; sollte das aber der einzige Zweck seines Aufenthalts sein? Ich würde es dankbar anerkennen, wenn Sie aufrichtig antworten wollten, mein Fräulein," fügte er mit Beziehung hinzu.

Ulrike bedachte sich, ehe sie sprach. „Gustav ist allerdings um Hellas willen hier," entgegnete sie endlich, „aber ich glaube nicht, daß Sie ihn zu fürchten brauchen. — Sie wollten den Papa sprechen; soll ich nachsehen, ob er zurückgekehrt ist?"

„Bemühen Sie sich nicht," sagte er leichthin, „ich komme in den nächsten Tagen wieder."

Hella war inzwischen aus der Hinterthür des Hauses in den Garten geschlüpft; sie gewann rasch den andern Ausgang desselben und betrat einen schmalen Pfad, der bald mitten durch Wiesen, bald an dichten Hecken hin und endlich in den Buchenwald führte. Oft sah sie nach dem Hause zurück, ob man sie von den Fenstern desselben auch nicht beobachte. Warum sie floh, wußte sie selber kaum; unter der ersten großen Buche am Waldrand setzte sie sich endlich nieder, lehnte sich an den glatten reinlichen Stamm, umfaßte die Kniee mit den gefalteten Händen und schaute träumend vor sich hin. Sie malte sich die Begegnung eben aus und errötete bei dem bloßen Gedanken daran; es wurde ihr heiß, so daß sie aufsprang; in leidenschaftlicher Unruhe ging sie ein paar Schritte weiter und dann blieb sie plötzlich vor einem noch jungen, schlanken Stamme stehen, warf die Arme darum und preßte sich dagegen, das Gesicht daran drückend, so daß die rauhe Borke ein ganzes Muster auf der Wange zurückließ.

Seufzend ließ sie endlich die Arme sinken und ging weiter, über das kurze Moos unter den tanzenden Lichtern des Buchenwaldes hin, auf dessen Schönheit sie nicht im mindesten achthatte. Sie befand sich in einer Allee, die, wundervoll überwölbt,

in schnurgerader Richtung fortlief. In ziemlicher Entfernung sah sie, als sie einmal aufschaute, eine Männergestalt auf sich zukommen. Ihr erster Impuls dabei war wieder der zur Flucht; aber was sie gedacht hatte, konnte gar nicht sein, so blickte sie denn schärfer hin und erkannte Gustav. Ob er auch sie schon gesehen hatte? Um sich bemerklich zu machen, zog sie ihr Taschentuch hervor und ließ es in der Luft wehen.

Nun kam er rasch näher; die Freude über diese Begegnung war ihm anzusehen. Er war auf einem weit entfernten Weizenstück bei den Arbeitern gewesen, die schon anfingen zu schneiden. „Bist du sehr müde?“ fragte Hella.

„Nun, es läßt sich ertragen; warum?“

„Komm ein Stückchen mit mir; ich mag noch nicht nach Hause.“

„Gern. Allzuviel dürfen wir uns aber nicht mehr wagen; die fremden Arbeiter auf den Domänen drüben haben wieder Skandal angefangen, wie ich höre. Sie ziehen in Scharen umher, von einem Krug zum andern; ich möchte ihnen mit dir nicht begegnen.“

Hella schenkte den tumultuierenden Arbeitern augenscheinlich keinen Gedanken. Sie hatte Gustavs Arm angenommen; er freute sich über die Vertraulichkeit, die sie ihn seit einiger Zeit hatte entbehren lassen. Aber sie blieb schweigsam, bis er sagte: „Ich sah den jungen Lockhorst die Chaussee von Buchendorf herkommen; er war doch wieder bei deinem Vater?“

„Er war bei uns im Hause und fragte nach dem Papa.“

„Hat er ihn gesprochen?“

„Ich weiß es nicht; ich bin fortgegangen als er kam.“

„Das freut mich, Hella; je weiter du fort bist, wenn er ins Haus zu euch kommt, desto besser ist's.“

Sie errötete ärgerlich, entzog ihm ihren Arm, um sich das Hütchen zu binden, und ging dann neben ihm, ohne von seiner Führung weiter Gebrauch zu machen. „Welcher Art mögen die Geschäfte sein, welche er jetzt so häufig mit dem Vater abzumachen hat?“ sagte sie nach einer Weile.

Gustav seufzte. „Dein Vater hat dir so manches nicht

verhehlt; so weißt du auch, daß dem ältern Lockhorst Dahlen eigentlich mehr gehört als euch. Ich würde mich nicht wundern, wenn er anfinge, bei der Verwaltung des Gutes hier und da mitreden zu wollen."

Gustav hatte eine recht rücksichtslose Art, die Dinge auszusprechen; er dachte gar nicht daran, Hellas Gefühle zu schonen. „Ich wüßte nicht, warum in diesem Falle der junge Herr von Lockhorst statt seines Onkels kommen sollte; vielleicht täuschest du dich doch über den Zweck seiner Besuche," sagte sie kühl.

Er sah sie an. „Kann sein; ich will es hoffen. Ich habe mich gefreut, zu sehen, wie sehr wenig Notiz du von diesen Besuchen nimmst. Freilich hätte ich auch nichts andres erwarten sollen; du bist nicht in so grobe Garne zu locken, wie andre."

Gustav erschrak vor dem Blick, mit dem ihn Hella ansah.

„Ich verstehe dich nicht," sagte sie eiskalt. „Uebrigens sprichst du von Herrn von Lockhorst, den du kaum kennst, bei jeder Gelegenheit in einer Weise, die dich mehr herabsetzt als ihn. Wenn er mir Aufmerksamkeiten zu erweisen für gut findet, so würde ich dich, glaube ich, nicht fragen, ob ich sie annehmen dürfte."

„Hella!" rief Gustav schmerzlich. „Wie du mir um jeder leichten Ursache willen wehe thust. Was kann dir jener Mensch sein? Nichts, weniger als nichts. Er mag, ich gebe es zu, durch sein kühles Selbstbewußtsein im ersten Augenblick imponieren, aber dieser Eindruck hält nicht vor; man merkt zu bald die Roheit, welche sich über manche Schranke nur deshalb hinwegsetzt, weil sich längst das Gefühl für die Existenz dieser Schranken der Sitte abgestumpft hat. Und könnt ihr, könnt ihr anders als euch tief verletzt fühlen durch den Blick und den Ton dieses Menschen, dem keine Frau heilig ist, der seine elenden Erfahrungen, die er im Umgang mit Dirnen gemacht hat, als Maßstab an euch alle legt? Du, Hella, kannst es nicht, das weiß ich." — Da sie schwieg, fuhr er ruhiger fort: „Wenn es Ulrike wäre, und sie auf sein Aeußeres hin für ihn zu schwören beliebt, würde ich mich vielleicht nicht wundern; ein solcher langbeiniger Athlet mag sie entzücken. Mir ist, ich muß es gestehen, sogar die besondere

Art seiner Schönheit zuwider. Dieses Statuengesicht, diese wohlgeformten, vollen Züge erinnern mich an nichts als an alle schlimmsten Laster des Altertums."

Armer Gustav! Er ahnte nicht, daß Hella seine schmächtige Gestalt schon unzähligemal mit der prächtigen Höhe dieses Athleten im Geist halbverächtlich verglichen hatte, daß, wenn sie den Blick über seine einfache Physiognomie streifen ließ, sich immer wieder ein wunderbares Antlitz dazwischen drängte, in dem, wie Gustav nicht übel bemerkt hatte, die zügellosen Genüsse eines vergangenen schönern, aber schlimmen Weltalters in verlockenden Zügen aufzuleben schienen. Nicht daß Hella solche klassische Reminiszenzen dabei gehabt hätte, aber eine bestrickende Macht hatte die Form und der Ausdruck jenes Angesichts über sie gewonnen.

Jetzt nahm sie sich zusammen. „Wozu sich über Herr von Lockhorst ereifern?" sagte sie ablenkend; „was geht er uns eigentlich an?"

„Du hast recht; weshalb gerate ich so in die Hitze? Aber du hattest mich herausgefordert, Hella; du hast manchmal deine Freude daran, mich zu verletzen. Wozu deine Macht auf diese Weise geltend machen, deine Macht über mich, die ich dir nicht bestreite. Wie sollte ich auch . . . du bist die kräftigere Natur von uns beiden."

Hella wendete sich ab; es zuckte verächtlich um den stolzen Mund.

Die beiden hatten, ohne im Gespräch darauf zu achten, den Wald hinter sich gelassen. Der schmale Feldweg führte jetzt zwischen Weideland hin; deutlich vernahm man das Gurgeln und Rauschen des kräftigen Baches, der weiterhin Jasmunds Sägemühle trieb, und der kaum hundert Schritte rechts von den beiden an dieser Stelle in eine Art Schlucht sich gewühlt hatte und in nicht unbeträchtlicher Tiefe zwischen steil abfallenden, gestrüppbewachsenen Wänden hinfloß. Hella und Gustav waren wieder eine Weile schweigend, jedes seinen eignen Gedanken nachhängend, weiter gegangen, als das Mädchen plötzlich stehen blieb. „Was war das?" sagte sie aufhorchend. Ein wüster Lärm, das dumpfe Getöse vieler Stimmen drang eben jetzt, vom Winde getragen,

an ihr Ohr. Auch Gustav hörte es. „Ha, das ist eine von den Banden dieser betrunkenen Kerle; was gäbe ich jetzt darum, wenn wir nicht so weit gegangen wären. Hoffentlich ziehen sie auf der Chaussee drüben hin und werden uns nicht gewahr. Laß uns eilen, daß wir wieder in den Wald kommen, Hella."

„Nein, nein, wenn sie uns im Walde überholten, wo es jetzt schon dämmert! Ich glaube, sie sind auf diesem Wege, und am besten wäre es vielleicht, wenn wir die Chaussee zu erreichen suchten. Dort gehen immer Leute und wenn sie wirklich da an uns vorüber kämen, würden sie uns wohl gar nicht beachten."

Gustav wendete sich unentschlossen um, da wurde ganz in der Nähe, oben aus einer Senkung des welligen Terrains auftauchend, ein Trupp der lärmenden Bursche sichtbar. Sie befanden sich wirklich auf dem Feldwege und kamen rasch näher; es blieb nun nichts übrig, als ruhig weiter zu gehen. „Dort drüben bei dem einzelnen Baum biegen wir nach der Chaussee ab; dort läuft ein Pfad," sagte Hella, entschlossen vorwärts schreitend.

Das Geschrei, Lachen und Toben von zwanzig bis dreißig halbbetrunkenen, gegen die Gutsherren erbitterten Arbeiter im Rücken zu haben, war kein angenehmes Gefühl. Gustav ging unwillkürlich rascher und rascher, bis Hella mahnte: „Nicht zu schnell, Gustav; es darf nicht aussehen, als ob wir vor ihnen fortliefen; das würde sie nur reizen."

„Es ist deinetwegen, Hella. Sie sind nicht bei Sinnen; wenn sie sich einfallen ließen, dich insultieren zu wollen, was könnte ich gegen so viele thun!"

Die Rotte hatte die beiden Spaziergänger längst bemerkt und einzelne Rufe, Pfeifen und Lachen wurden immer lauter. „Was sagen sie?" fragte Hella mit unterdrückter Stimme.

„Der Henker versteht das Gebrüll — es ist kein Deutsch; die Kerle sind zum größtenteil Schweden . . .," versetzte Gustav, erbittert über die fatale Lage, in der er mit seiner Begleiterin sich befand.

Noch einige bange Minuten und die wüste Gesellschaft hatte die beiden erreicht. Hier gerade bog der Pfad nach der Chaussee

ab; das Mädchen wollte ihn betreten, aber sie fand sich umringt, ein langer Mann mit rotem Gesicht und verwildertem blonden Haar versperrte ihr den Weg, auf gespreizten Beinen sich mühsam aufrecht haltend, dabei zog er den Hut tief vor ihr ab, worüber er beinahe das Gleichgewicht verloren hätte. Brüllendes Gelächter der übrigen ertönte; der Lange sprach zu ihr mit lallender Zunge, was er sagte, mochten Komplimente für das schöne Mädchen sein; das Beifalltoben der Genossen wurde nach jedem Worte größer. Plötzlich streckte er seine große Hand täppisch nach ihr aus, als wollte er sie an sich ziehen, im nächsten Augenblick aber warf sich auch Gustav auf ihn und stürzte den baumlangen Gesellen rücklings zu Boden, was bei dem Zustande desselben nicht eben schwierig war.

Eine wüste Szene folgte; die andern schienen die Einmischung sehr übel zu nehmen; mit Entsetzen sah Hella, wie ihre Gebärden jetzt drohend, ihre Mienen zornig wurden. Inzwischen hatte sich der Lange wieder erhoben und führte nun seine Umarmung aus, indem er mit seiner ganzen trunkenen Schwere dabei auf das Mädchen fiel. Hella schrie laut auf vor Abscheu und Entsetzen; sie schleuderte ihn zurück, daß er von neuem schwer hintaumelte, und nun schlug Gustav, durch ihren Angstruf um alle Besinnung gebracht, in blinder, ohnmächtiger Wut um sich. In wenig Augenblicken war, was von den Leuten jedenfalls als Scherz begonnen und vielleicht bis auf den Schrecken der Betroffenen ganz harmlos hätte verlaufen können, zu einem wilden, drohenden Tumult geworden. Die gefährlichste, furchtbarste Bestie ist ja bekanntlich die Pöbelrotte, überhaupt die Menschenmenge in ihren grauenhaften, weil unberechenbaren Uebergängen von einer Stimmung zur andern, in der entsetzenvollen Steigerung der eignen Aufregung zur wahnsinnigen Wut und Grausamkeit.

Die Männer hatten sich auf Gustav gestürzt und zerrten ihn herum; da schrie einer ein Wort dazwischen, welches Hella zufällig verstand: „Ins Wasser!“ hieß es. Und nun brüllten sie es alle nach und stießen und schoben ihn dem Abhang zu, unter dem der Bach hinfloß. Das alles sollte wohl immer noch

ein Scherz sein, wenn auch ein wilder und boshafter. Sie würden ihr Opfer die gestrüppbewachsene, etwas dreißig Fuß hohe Uferseite hinabstoßen, und wenn er, geschunden und zerschlagen, unten im unfreiwilligen Bade angekommen war, sich nicht weiter um ihn kümmern, es ihm nicht wehren, an der andern Seite wieder herauszuklimmen. Hella überdachte das in einem Augenblick und eine entsetzliche Angst ergriff sie zugleich vor ihrem eignen Schicksal, wenn sie dann allein unter der verwirrten, unzurechnungsfähigen Rotte blieb. Der Tod wäre besser, als was ihr vielleicht bevorstand. Sie konnte nicht entfliehen, einige der Männer waren um sie geblieben und schienen sie lachend und frech über das Schicksal ihres Beschützers zu verhöhnen. Noch hatte sie keinen Laut wieder von sich gegeben; das Entsetzen schnürte ihr die Kehle zu; wie im Wahnsinn klammerte sie sich an den Gedanken, ob sie nichts bei sich trage, nichts, gar nichts, was sie im schlimmsten Falle als Waffe gegen sich kehren könne.

Da stieß Gustav, dem vielleicht Aufregung und Schrecken das ihm Bevorstehende schlimmer ausmalte, als es gemeint war, oder den die rohen Fäuste verletzt hatten, einen jammernden Hilferuf aus. Und nun erhob auch Hella ihre Stimme zu lauten, durchdringenden Rufen um Hilfe, indem sie zugleich von neuem auf den Pfad zueilte, den man ihr vorhin verwehrt hatte. Die Männer folgten ihr, sie wußte kaum noch wo sie war, sie glaubte die Hand des einen auf ihrer Schulter zu fühlen, da drang ein Laut an ihr Ohr wie Himmelsklang, ein lauter, kräftiger Zuruf, und nun sah sie in großen Sätzen einen Reiter über das Rübenfeld sprengen. Im nächsten Augenblick sauste die Reitpeitsche durch die Luft und fluchend fuhr ihr nächster Verfolger zurück. Den zweiten, der sich ihm entgegenwarf, ritt Lockhorst, denn dieser war es, kaltblütig nieder, der dritte suchte das Weite, wobei sich ihm der erstere alsbald anschloß.

Halbohnmächtig lehnte Hella gegen einen Baumstamm; Lockhorst schwang sich rasch vom Pferde und kam auf sie zu. Da warf sie beide Arme wie abwehrend in die Höhe, nach der Richtung des Wassers hindeutend und stieß hervor: „Gustav —

er war bei mir — sie ermorden ihn . . . dort!“ Lockhorst sah sie einen Augenblick fragend an, dann blickte er nach der von ihr bezeichneten Seite. Nun hatte er begriffen, saß im Nu wieder auf und jagte hinüber. Sie folgte ihm so rasch sie vermochte.

Drüben kam sie zu einer sonderbaren Szene. Herr von Lockhorst hielt einen von der Bande — die übrigens sehr zusammengeschmolzen schien — beim Kragen und bearbeitete ihm vom Pferde herab mit der Reitpeitsche Kopf und Schultern. Die andern, die in Gruppen umherstanden, murrten und ballten die Fäuste und schienen sich einander zu ermutigen, thatsächlich gegen diesen Strafakt einzuschreiten. Jetzt ließ Lockhorst den Gezüchtigten los und brachte sein Pferd so plötzlich dicht vor die übrigen, daß sie eiligst zurückwichen. „Und nun, ihr Hunde, geht augenblicklich eurer Wege,“ sagte er ziemlich ruhig; „ich kenne euch sauberes Gesindel, euch nichtsnutzige Säufer alle so ziemlich mit Namen, und das sage ich euch zum Abschied: dies Stückchen wird euch eingetränkt. Ich hoffe, Sie haben sich die Bursche genau angesehen, Herr Hüttner,“ fuhr er zu Gustav gewendet fort. „Wenn das Kreisgericht so dächte wie ich, so sollten ihnen diese kleinen Zerstreuungen für die nächsten paar Jahre vergehen. Fort mit euch.“

Er hielt unbeweglich mit dem Pferde, augenscheinlich entschlossen, den Abzug des Feindes abzuwarten. Die Männer waren nüchtern geworden, aber sie sahen keineswegs ganz ungefährlich aus. Sie entfernten sich mit drohenden Gebärden, schlossen sich bald wieder zusammen, blieben von Zeit zu Zeit stehen und blickten zurück. „Die Schufte,“ sagte Lockhorst zu Gustav und Hella, die neben seinem Pferde standen; „sie überlegen sich vielleicht, daß sie noch immer zehn gegen zwei sind, und daß sie das Arbeitshaus nun doch schon verdient haben. Wir müssen sie im Schach halten; kommen Sie, meine Herrschaften.“

Er ritt einige Schritte vorwärts den Männern nach. „Nun, wird's bald?“ rief er ihnen zu. Sie erwarteten trotzig sein Herankommen. „Wir bleiben, wo es uns beliebt; packen Sie

sich Ihrer Wege!“ rief einer aus der Schar. „Für heute sind wir mit euch fertig, aber aufgeschoben ist nicht aufgehoben.“

Lockhorst hätte, das war ihm anzusehen, dem Sprecher am liebsten mit der Reitpeitsche geantwortet, aber er war klug genug, um zu wissen, daß, was vorhin der Ueberraschung gelungen war, jetzt nicht noch einmal versucht werden dürfe. Er schwieg verächtlich und passierte die drohende Gruppe mit seinen Schützlingen. Als aber hinter ihnen wieder Stimmen laut wurden, Rufe, von denen Hella nur ihres Vaters Namen und den seines Gutes verstand, da drehte er sich auf dem Pferde herum, hob sich im Bügel und rief zurück: „Ich bin Herr von Lockhorst auf Buchendorf; wenn ihr anzünden wollt, so kommt heute nacht, denn bis morgen abend lassen wir euch keine Zeit!“

Ungefährdet erreichten die drei die Chaussee; hier sprang Lockhorst vom Pferde und sagte zu Gustav, der schweigend und mit bleichem Gesicht neben Hella hergeschritten war, in gutmütigem Tone: „Steigen Sie auf, Herr Hüttner; es sollte mich nicht wundern, wenn Ihnen die Geschichte doch ein wenig in die Glieder gefahren wäre. Ich wette, Sie sind anfangs zu rücksichtsvoll mit den Burschen umgegangen; die Herren aus der Stadt treffen da oft nicht den rechten Ton.“

„Zu rücksichtsvoll? Das wohl kaum; ich habe sie zu früh gereizt. Ich verlor die Geistesgegenwart, als sie Hella insultieren wollten,“ sagte Gustav niedergeschlagen. Er hatte mühsam das Pferd erstiegen. „Ich merke wohl, daß ich wenig Glück haben würde, wenn ich auf die Massen wirken sollte,“ fuhr er mit trübseliger Selbstironie fort.

„Pah, man muß die Hunde wie Hunde behandeln, das ist das ganze Geheimnis,“ sagte Lockhorst leichthin. „Diese modernen Volksbeglücker verderben alles mit ihrem ‚Respekt vor der Persönlichkeit‘. Wo ich herrschen und genießen will, da müssen andere dienen und darben, so ist es, sollt' ich denken, jederzeit gewesen. Ueberall und immer hat sich die Menschheit in diese beiden Rollen teilen müssen; alle Verbesserungen liefen doch nur darauf aus, daß die von unten oben hin zu

kommen und die obern unterzukriegen suchten. Bin ich oben, so habe ich auf der Gottes Welt weiter kein Recht dazu, als daß ich stark genug bin, mich oben zu behaupten. Und die von unten wühlen und bohren, sie erstreben nichts Geringeres, als mein Alles; sie wollen auf meinen Platz, ich soll schließlich auf den ihren. Deshalb wäre mit ihnen unterhandeln Wahnsinn. Ich bleibe oben, so lange ich kann und so lange auch halte ich meinen Fuß unbedingt auf ihrem Nacken."

Lockhorst hatte unterdessen Hella den Arm geboten und ihr auf mancherlei Weise zu zeigen gewußt, daß, wenn sie sich auch nicht in das Gespräch mischte, sie doch ganz vorzugsweise in seinen Gedanken gegenwärtig sei.

Als man in der Nähe des Gutshofes angekommen war, blieb Lockhorst stehen. „Gestatten Sie mir, mich hier zu beurlauben," sagte er. „Sie haben nichts mehr zu befürchten und ich will rasch nach meines Onkels Haus hinüberreiten, da es nicht unmöglich ist, daß jene Herren, wenn sie Verstärkung bekommen haben, uns einen nächtlichen Besuch abstatten."

„In diesem Falle will ich Sie nicht nötigen, bei uns einzukehren und den Dank der Familie für Ihr Rettungswerk zu empfangen," meinte Gustav. „Wir sehen Sie aber doch morgen?"

„Wahrscheinlich," sagte Lockhorst flüchtig. „Wie ist's mit der Anzeige beim Kreisgericht, Hüttner? Wollen Sie die übernehmen?"

„Raten Sie denn wirklich zu einer solchen? Ich dächte, wir ließen die Sache auf sich beruhen. Die Leute waren betrunken und wußten nicht, was sie thaten."

„Nun so wird es ihnen vielleicht interessant, jedenfalls lehrreich sein, vom Strafrichter darüber aufgeklärt zu werden. Ich werde den Vorgang, über dessen Szene ich mir morgen bei Ihnen, gnädiges Fräulein, Auskunft holen will, jedenfalls zur Anzeige bringen; ich könnte sonst erleben, daß man mich wegen der Tracht Prügel, die ich einem der Schufte angedeihen ließ, zur Rechenschaft zöge. Guten Abend, meine Herrschaften; möge ihnen der Schreck nicht übel bekommen!"

Hella hatte noch kein Wort des Dankes gesprochen. Mit einer unwillkürlichen Bewegung streckte sie jetzt dem jungen Manne beide Hände entgegen, das erblichene Gesicht mit den großen, noch immer verstörten Augen zu ihm in die Höhe gewendet. Er ergriff ihre Hände, wie um sie an sich zu ziehen, während seine Lippen sich bewegten. Dann ließ er sie plötzlich los, sagte laut, mit einem flüchtigen Lächeln: „Wir sehen uns bald," bestieg sein Pferd und ritt, artig den Hut lüftend, davon.

* * *

Ulrikens Hochzeitstag war, für ihre heimliche, ängstliche Ungeduld viel zu zögernd, endlich herangekommen; sie stand in ihrem Zimmer vor dem Spiegel. Zu jeder andern Zeit würde eine so vollkommene Toilette, wie die, welche sie jetzt trug, ihre ganze Seele erfüllt haben, heute schaute sie von ihrem in weißer Seide und Gaze schwimmenden Bilde oft hinweg durch das Fenster in den Hof, ob Dannenbergs Wagen noch immer nicht einfahre. Es fehlte zu der für die Trauung festgesetzten Zeit nur noch eine Viertelstunde und noch war er nicht da. Ulrike durchlebte einige Minuten verzweifelter Angst, die sie nicht einmal einem Menschen gestehen konnte. War es nicht schon vorgekommen, daß der Bräutigam im entscheidenden Augenblick ausgeblieben war! Wenn Dannenberg noch jetzt die volle ganze Wahrheit über des Vaters Verhältnisse gehört hätte! Einige Minuten lang glaubte die strahlende Braut an das Schlimmste und mit der Ruhe der Verzweiflung überdachte sie, was sie nun thun werde. Sie entschloß sich, noch heute heimlich fort aus dem Elternhause zu gehen, und machte im Geist eine Liste der Artikel, die sie dann mit sich nehmen wollte, ja, mechanisch erwog sie, welches ihrer Kostüme ohne Schaden für seine Puffen und Volants zu unterst in dem kleinen Koffer liegen könnte, den sie mit sich führen würde — da hieß es: „Rasch, Ulrikchen, Dannenberg ist eben gekommen; der Herr Pfarrer ist auch da . . .," und mit einem tiefen Seufzer der Erleichterung und

einem prüfenden Blick auf ihre Schleppe schickte sie sich an hinabzugehen.

Dannenberg fand gerade noch Zeit, in ärgerlicher Aufregung seiner Braut zuzuflüstern, daß seine erst im letzten Augenblick aus der Stadt anlangenden — Handschuhe ihn so verzögert hätten; dann traten beide vor den Pfarrer — die Gäste hatten sich im Halbkreis gruppiert, Frau Jasmund hielt das Spitzentuch für ihre mütterlichen Thränen in Bereitschaft — und wurden fürs Leben zusammengegeben.

Als nun die bräutliche Frau die Glückwünsche der sie Umdrängenden in Empfang nahm, da machte sich, als sie zu Hella kam, die verhaltene Aufregung endlich Luft. Sie ließ sich gehen, noch einmal war sie Ulrike Jasmund, die Tochter des bankerotten Gutsbesitzers mit all' den nicht sehr beneidenswerten Empfindungen dieser jungen Dame; krampfhaft, und ohne zu wissen was sie that, drückte sie die Hand der Schwester, ließ den Kopf einen Augenblick auf ihre Schulter sinken und flüsterte: „Gott sei Dank, daß ich so weit bin, Hella; noch vor einer Viertelstunde dacht' ich, es käme nimmermehr dazu, und wenn ich jetzt nur die Augen zumache, so glaube ich noch immer nicht daran."

Dann richtete sie sich auf und nun waren solche Anwandlungen für immer vorüber; sie war Frau Dannenberg, die Gattin eines reichen, eleganten Mannes, und nahm mit kühlem Lächeln und gefaßter Miene alle ferneren Gratulationen als etwas Selbstverständliches entgegen; wie mit einem Zauberschlage fing schon jetzt, in diesen Augenblicken, der harte Hochmut auf ihrem hübschen Gesicht zu erscheinen an, welcher mit den Jahren zu festen Zügen darinnen erstarren sollte.

Das Hochzeitsfest begann nun mit seinen Verkleidungsscherzen, seinen Tischreden und Trinksprüchen. Das Mahl zog sich durch den langen Sommertag hin; erst als beim Anbruch der späten Dämmerung die Neuvermählten davongefahren waren, traten die erhitzten Paare zum Tanze an.

Hella liebte den Tanz nicht, vielleicht schon deshalb nicht, weil ihre Schwester kein größeres Entzücken als das wirbelnde

Drehen kannte. Zu Lockhorst, der sie um den ersten Walzer bat, sagte sie warnend, daß sie schlecht tanze, worauf ihm natürlich nichts als ein ungläubiges Lächeln zu erwidern blieb. „Nun?“ fragte sie, als er sie zu ihrem Platz zurückgeleitete. — „Sie würden vortrefflich tanzen,“ sagte er mit leichtem Lächeln, „wenn Sie sich der Führung ihres Partners ganz überlassen wollten. Sie zeigen zuviel eignen Willen, das taugt für die Dame nicht.“

Sie wendete sich errötend ab. Als Lockhorst sie einige Minuten später mit den Augen suchte, war sie verschwunden. Er schlenderte anscheinend zwecklos durch den Saal und die anstoßenden Zimmer, trat ans Büffet, wählte eine unter den dort aufgereihten Flaschen und trank mehrere Gläser des golden leuchtenden Weines; dann schritt er, nach einem vorsichtigen Blick ringsumher auf die Thür, die zum Flur führte, stand dort, als suche er die einströmende Kühle, einige Minuten still und war endlich, wie er hoffte, unbemerkt ins Freie gelangt.

Als er jetzt mit elastischem Tritt den Fußweg im Garten entlang ging und der leichte Abendwind das Haar von seiner Stirn hob, da spitzten sich seine Lippen, um eine Melodie zu pfeifen. Aber er hielt nach dem ersten Laut inne; was ihm das Behagen der Stunde eingab, wäre nichts für die Ohren einer Geliebten gewesen, und er hoffte, wünschte, wußte Hella in der Nähe.

Und doch war sie im Garten nicht. Das Pförtchen am andern Ende desselben war nur angelehnt und einem in solchen Fällen sichern Instinkt folgend, öffnete es Lockhorst und war nun im Freien. Er schritt weiter in den weichen Abend hinein, welchen der frische Geruch der gemähten Wiesen erfüllte. Endlich blieb er stehen und sah unsicher auf den Pfad vor sich, der zum Buchenwäldchen sich hinaufschlängelte. Sollte Hella bis dorthin gegangen sein? Da zwang ihn etwas, sich zur Seite zu wenden, und nun erblickte er ganz in seiner Nähe an einem Baumstamm eine helle Gestalt, die regungslos verharrte. Sogar er, der an Abenteuer gewöhnte Mann, fühlte sich durch die Gewißheit dessen, was nun kommen mußte, einen Augenblick

lang erregt; etwas in ihm scheute zurück vor dem neuen Liebeshandel, er schwankte, ob er nicht vorübergehen sollte, als habe er nichts gesehen. Im nächsten Moment fand er jedes Bedenken abgeschmackt; er war nun schon neben der Entflohenen und umfing sie sanft mit beiden Armen.

Hella wand sich ohne Heftigkeit los, trat aus dem Schatten des Baumes fort und sagte tonlos: „Warum sind Sie mir gefolgt, Herr von Lockhorst?“

Lockhorst antwortete nicht gleich; endlich sagte er schüchtern, fast wie um Verzeihung flehend: „Ich liebe Sie, Hella . . . ich habe seit Wochen kaum etwas andres als Sie gedacht . . . Wann hätte ich es Ihnen sagen sollen? Ich kam heraus, ohne zu überlegen, was ich that. Ich sah Sie drinnen nicht mehr und konnte nun das Gewirr um mich her nicht ertragen. — Sie wollen nichts von mir wissen, Sie zeigen deutlich, daß Sie mich für einen schlechten Gesellen halten, mit dem ein anständiges Mädchen so wenig wie möglich zu schaffen haben sollte. Sie sind vielleicht im Rechte — ich will gehen, aber sagen Sie mir ein freundliches Wort.“

Hella hatte sich gefaßt. „Ein freundliches Wort? Gut. Kommen Sie, wir wollen zusammen hineingehen; ich darf nicht länger fehlen, die übrigen würden mich vermissen.“

Sie nahm seinen Arm und ging mit ihm durch den Garten zum Hause zurück. Dicht neben der Hausthür breitete ein Holunderstrauch seine Zweige aus; hier, auf den Stufen schon, aber im Schatten des Laubes, wendete sie sich zu ihrem Begleiter, der sie hatte vorangehen lassen und nun tiefer stand, legte beide Hände auf seine Schultern und flüsterte ihm geheimnisvoll ins Ohr: „Ich liebe dich.“

Der starke Mann bebte zusammen und unterdrückte kaum einen Ausruf des Entzückens. Sie hatte entschlüpfen wollen, aber er zog sie an sich und bedeckte ihr Gesicht und das blonde Haar mit Küssen.

Kaum wußte Hella, wie sie wieder in den Saal unter die Tanzenden gekommen war, kaum wußte sie, wie es geschehen war, daß sie sich nun mit einem der jungen Herren zum Kontre-

tanz antreten fand. Ihr gegenüber tanzte Lockhorst mit einem kleinen Mädchen der Nachbarschaft; vollkommen mechanisch führten beide aus, was die Touren verlangten, bis auf die Momente, die wunderbaren, reichen, zauberhaften Augenblicke, wo sie zusammentrafen, ihre Hände ineinanderlagen. Mit einem ernsten Gesicht, scheinbar kaum auf sie achtend, flüsterte Lockhorst ihr, sobald er an ihr vorüberkam, ein leidenschaftliches Wort der Zärtlichkeit ins Ohr, und wenn Hella ihm gegenüberstand, auf ihn zukam, formten ihre Lippen, während sie die Augen niederschlug, nur ihm bemerklich immer wieder die Worte: „Ich liebe dich."

Von diesem Tage an begann für Hella erst eigentlich das Leben. Früher war sie wohl dagewesen, war umhergegangen, hatte dies und jenes gern, etwas anderes weniger gern gethan: jetzt aber lebte sie erst. Sie wußte, warum die Sonne aufging, sie erwachte zur innerlichen Existenz, sie dachte über sich und über manches andre nach und da grübelte sie denn auch bisweilen sinnend, wie es früher eigentlich mit ihr gewesen war, wie sie das leere Dasein nur hingebracht habe, ehe sie Lockhorst gekannt hatte. An Gustav dachte sie selten; er war fort, abgereist schon vor Ulrikens Hochzeit, und es kamen keine Briefe von ihm.

Im Hause war Hella lebhafter, teilnehmender als früher; die Mutter wunderte sich über sie. Sie hatte an des träumerischen, eigensinnigen Kindes Seelenleben von jeher wenig teilgenommen und ahnte von dem was geschah nichts. Dem Vater würde die Veränderung, welche mit Hella vorging, wohl zu denken gegeben haben, wenn er häufiger mit den Seinen zusammengewesen wäre, aber er blieb viel vom Hause fort; er ritt oder fuhr fast täglich nach der Kreisstadt hinüber.

Es folgten sich eine lange Reihe wolkenloser, goldner Herbsttage, und an jedem Nachmittage ritt Hella fort, frei, von niemand beobachtet, von keinem im Hause vermißt. In der Dämmerung kam sie heim mit glühenden Wangen und leuchtenden Augen, und dann saß sie in ihrem Zimmerchen bis zum späten Abendessen, träumend oder — lesend, denn Hella wurde

jetzt erst mit der deutschen Litteratur bekannt. Und wie las sie! Mit welchen Schauern des Entzückens, mit welcher immer neuen, naiven Verwunderung darüber, daß diese Dichter so genau wußten, was in den Menschen, nein, was in ihr vorging. Das schien ja alles gerade nur für sie geschrieben; sie konnte nicht begreifen, wie sie in der Pension so unglaublich dumm hatte sein können und dasjenige nur für langweiligen Schulaufgabenstoff, für Material zu gefürchteten und gemiedenen Deklamationsübungen oder gar zu entsetzlichen Aufsatzthemen halten, was ihr jetzt eine Quelle des lieblichsten Genusses wurde.

Lockhorst lächelte und ergötzte sich an ihrer vollständigen Unschuld in betreff moderner Bildung, wenn je einmal — und sie konnten doch nicht immer nur küssen und tändeln — ihre jetzt neuerworbene Litteraturkenntnis zutage trat, und sie an Strophen, welche sonst die die Schule besuchende Jugend an den ersten Sohlen abläuft, das Entzücken neuer Bekanntschaft verriet. Sie mußte ihm wie eine halbe Barbarin vorkommen; ihre ungebrochene Kraft, ja Wildheit beschäftigten und reizten, aber sie beängstigten ihn auch zuweilen.

Eine halbe Meile nordwärts von Dahlen fing die Heide an, die steinige, nur von unendlichem Erikageflecht und niedrigem Gestrüpp bewachsene Heide. Sie dehnte sich meilenweit aus, von wenigen Wegen durchschnitten. Die ganze Fläche hob sich von Süden nach Norden, auch war sie keineswegs ganz eben; es gab da plötzliche tiefe Senkungen und in der Mitte eine Schlucht, die man für einen längst verlassenen Steinbruch hielt. An der sonnigen Wand desselben hatten die Baumgeschlechter, welche sonst auf der Heide keinen Boden fanden, Wurzel gefaßt: eine Gruppe von Lärchen mit den zarten Nadelbüscheln, Hainbuchen und wehende, freundliche Birken.

Hierher lenkte Hella ihr Pferd, hier sprang sie zu Boden und warf sich dem großen schlanken Mann, der ihr eilig entgegentrat, stürmisch an die Brust. Er hob sie in seinen Armen auf und trug sie einige Schritt weiter zu den Birken, an deren Fuß das Gestein einen Sitz bildete.

Beide Hände auf seinen Schultern hatte sie ihm, wie sie

gern that, lange in das Gesicht gesehen; ihre glänzenden blauen Augen nahmen zuletzt einen so träumenden Ausdruck an, daß er, wie um sie aufzuwecken, scherzend in das blonde Haar griff. „Woran denkst du, Hella?“

„Ich dachte, wenn jetzt alles um uns her versänke und nur dieses Gestein bliebe stehen und wir darauf, verdammt, hundert Jahre lang in diesem öden Nichts zu bleiben und uns immerfort ansehen müßten, so wie jetzt, so würde ich ganz zufrieden sein.“

Er verzog die Lippen und lachte: „Glaube mir, Hella, du würdest dich vor Ablauf der Frist doch ein wenig zu langweilen anfangen.“

„Nein,“ sagte sie ernsthaft. „Wenn ich dich sehe oder auch nur an dich denke, so gibt es für mich gar keine Zeit und Weile mehr, weder lange noch kurze. Dann lebe ich; ich bin wie im Traum, aber es ist das eigentliche Leben.“

Lockhorst fand herzlich wenig Geschmack an solchen tiefsinnigen, phantastischen Reden. „Laß das Denken ganz, Hella!“ sagte er. „Liebe mich und küsse mich, und je weniger du über mich denkst, desto besser ist's. Deshalb bist du, meine prächtige blonde Schöne, mir ja erschienen wie eine Blume in der Wüste, weil du nicht denkst, nicht berechnest, wie die übrigen, sondern dich deinem Herzen hingibst, deinem süßen, guten Mädchenherzen, dem ich genüge, weil ich dich unaussprechlich liebe.“

Sie sah ihn groß an und richtete sich auf, während sie nun sprach: „Du kennst mich nicht so ganz wie du denkst, Helfrich . . . Du irrst, wenn du wähnst, ich wisse nicht was ich thue, wenn ich Tag für Tag heimlich hierher zu dir komme, anstatt dich zu Hause, unter den Augen der Eltern, um mich werben zu lassen. Ich weiß, daß ich diese Stunden eines wunderbaren Glücks vielleicht sehr teuer, vielleicht mit dem Frieden meines ganzen künftigen Lebens erkaufe, aber — ich zahle den Preis willig, er ist mir nicht zu hoch . . .; ich würde noch mehr — mein Leben, wenn das mehr wäre, würd' ich dafür geben.“

Sie hatte zuletzt, vor innerer Erregung bebend, mit klin-

gender Stimme gesprochen, ein wunderbares Licht in den gro=ßen Augen und auf dem schönen, rosigen Gesicht, und so mäch=tig war der ganze Ausdruck ihrer Erscheinung, daß Lockhorst, hingerissen von einer ihm sonst fremden Bewegung, das Haupt tief auf ihre Hände senkte und dieselben fast demütig mit Küssen bedeckte.

Mit den Angelegenheiten Jasmunds war es in dieser Zeit anscheinend weder schlimmer noch besser geworden. Wenn Hella noch je zuweilen etwas darüber von ihm hörte, so waren es dumpf grollende Andeutungen, daß man ihn hinhalte, ihn „zappeln lasse“, um dann doch bei erster Gelegenheit ein Ende mit ihm zu machen. Aber das Mädchen hatte eine heimliche Hoffnung, oder mehr noch als das, sie empfand die Gewißheit, Lockhorst könne dies nicht zugeben; ihr Schicksal schien jetzt in=niger als je mit dem ihres Vaters verbunden; sie besaß Helf=richs Herz und mit demselben die Macht über ihrer Familie Geschick.

Diese Macht aber in einer materiellen Weise auszubeuten, lag nicht in ihrer Natur; sie versuchte es nie. Es schien ihr Frevel an diesem erhöhten Leben, welches ihr gegönnt war, wenn sie jetzt nach der Zukunft hätte fragen wollen. Und vielleicht lag dieser, in dem großartigen Zuschnitt ihres Charak=ters begründeten Verachtung jeder Furcht vor dem „Nachher“ die richtige Ahnung der tiefen Wahrheit zu Grunde, daß man nimmermehr Gegenwart und Zukunft, nimmermehr Wonne und Sicherheit zugleich besitzen könne. Dennoch glaubte sie nie einen Augenblick, Helfrich könne ihren Vater ganz zu Grunde gehen lassen, sie glaubte es auch dann nicht, als sie mit einer dem langsamen Erstarren ähnlichen Empfindung wahrzunehmen be=gann, daß ihr Glückstag mit Lockhorst sich zu seinem Ende neige.

Ihre Zusammenkünfte mit Lockhorst waren nicht unbeob=achtet geblieben, und die versuchte Heimlichkeit derselben verur=teilte sie. Hella hatte nicht darüber nachdenken wollen, war=um wohl ihr Geliebter das Geheimnis wünsche; zu tief hatte sie bei Ulriken die eigensüchtige Vorsicht, das besonnene, herz=

lose Hinarbeiten auf den einen Zweck, eine vorteilhafte Heirat, verachten gelernt. Nun ging es, wie es gehen mußte. Niemand verstand ihre hochsinnige Hingebung; niemand den Trotz ihrer selbstlosen Leidenschaft; die bösen Zungen bemächtigten sich ihres Namens, und so wenig sie mit der Gesellschaft der Nachbarschaft und der Kreisstadt in Berührung kam, man fand doch Gelegenheit, ihr deutlich zu machen, wie man von ihr denke.

Durch eine Kette von Zufällen war dem Vater bisher über alles dieses noch keine Andeutung zu Ohren gekommen; Hella bebte vor dem Augenblick, wo es geschehen könnte. Von dieser Furcht wenigstens sollte ein Unwohlsein, welches Herrn Jasmund befiel, sie befreien. Der Gutsherr saß des Abends, die Zeitung lesend, in seinem Lehnstuhl; Frau Jasmund nickte an ihrem Platze und in der tiefen Stille des Gemachs wurde Hella durch das neben ihr zur Erde gleitende Zeitungsblatt des Vaters aus trübem Sinnen aufgestört. Sie hob die Zeitung auf und wollte sie ihm überreichen, da sah sie, daß sein Kopf zurückgesunken war und die Augen verglast. Voll Entsetzen weckte sie die Mutter, rief sie die Dienstboten, und während wenige Minuten später ein Knecht aus dem Hofthor sprengte, um den Arzt aus der Stadt zu holen, versuchten drinnen die Frauen ihr Bestes, um den seltsamen krampfartigen Zustand zu heben.

Der Kranke erwachte nach einiger Zeit wieder zum Bewußtsein, aber nur, um in eine dumpfe Lethargie, einen schweren Halbschlummer, zu versinken. Spät abends langte der Arzt an. Er wollte wissen, ob vielleicht heftige Aufregungen diesem nervösen Anfalle vorausgegangen seien, und bezeichnete denselben als etwas nicht ganz Ungewöhnliches bei einer Konstitution, wie sie die des Kranken sei.

Seitdem saß Hella Tag für Tag neben dem Lager ihres Vaters. Jasmund zeigte keine Symptome irgend einer Krankheit, nichts als vollständige Apathie, die größte körperliche und geistige Ermattung. Er verriet für nichts, was um ihn her vorging, die geringste Teilnahme; nur Hellas Gegenwart schien

ihm deutlicher als anderes bewußt, und er vermißte seine Tochter, wenn sie das Zimmer verlassen hatte. Der Arzt zuckte die Achseln, probierte dieses und jenes und schien zuletzt ratlos; vielleicht scheute er sich davor, es sich und den anderen einzugestehen, daß man hier auf der Grenze zwischen körperlichen und Gemütsleiden stehe.

Dies Krankenzimmer schied Hella auf eine Weile völlig von Lockhorst. Ihre Zusammenkünfte waren schon vorher seltener gewesen; er hatte plötzlich Sorge um ihren guten Namen gefunden, hatte ihre Hingebung, die danach strebte, aller Welt zum Trotz ihm anzuhängen, mit einer gewissen liebenswürdigen Glätte zurückzuweisen gewußt. Jetzt konnte sie ihn nicht sehen, und zur schmerzlichen Entbehrung kam die unerhörte Pein des Gedankens, ihm sei diese Trennung nicht unerwünscht, er mache keinen Versuch, dieselbe abzukürzen. Warum kam er nicht, ihren Vater zu besuchen, was er doch konnte ohne den geringsten Verdacht zu erregen? Sie sann und sann, und begriff es nicht. Wieder und wieder malte sie sich in den langen einsamen Stunden einen solchen Besuch aus. Wie er hereinkommen würde, an des Vaters Bett treten, ihr verstohlen die Hand reichen und die ihrige pressen, während er gleichgültige Worte mit der Mutter wechselte — wie sie aus seinen stolzen lachenden Augen, die von trüber Sorge nichts wußten, wieder Glück und Mut und Leben trinken wollte!

Zuletzt wurde dem Mädchen diese Gefangenschaft im Zimmer unerträglich. Der Vater schlief jetzt oft stundenlang des Tags; Hella hoffte, daß er ihre Abwesenheit nicht bemerken würde, und ließ, seit langer Zeit einmal wieder, ihr Pferd herausbringen. Halbwegs zwischen dem Gute und der Stadt lag ein Gasthaus, „Zur Sonne“; die Wirtin dort war früher eine Art Zofe der Jasmundschen Damen gewesen und war in einem freundlichen Verhältnis zu der ehemaligen Herrschaft geblieben. Hella hatte ihr ein Töchterchen über die Taufe gehalten, und dies Patchen war jetzt erkrankt; Hella hatte es erfahren und beschloß hinüberzureiten, um nach der Kleinen zu sehen.

Ihr selber vielleicht unbewußt, trieb noch ein anderes sie dorthin. Die „Sonne“ war ein Rendezvous der meisten Gutsherren der Nachbarschaft. Dort saßen sie bei gutem Wein, den der Wirt ihretwegen lagerte, besprachen die Erntehoffnungen, verabredeten die Kornpreise, machten Geschäfte und tauschten Jagdeinladungen aus; die Wirtsleute erfuhren dabei vielerlei, was vorging, und Hella, ohne es sich einzugestehen, wollte Helfrichs Namen nennen hören, vielleicht hören, was ihn so lange fernhalte.

Die Landstraße vermeidend, gelangte sie auf Umwegen zu dem Garten, der sich hinter dem Hause und Hofraum der Wirtschaft hinzog. Von hier aus schon konnte sie sehen, daß ein ungewöhnliches Treiben vor dem Gasthause herrsche; auf der Straße draußen standen viele Wagen und Kutscher, Hunde und Pferde lärmten vor dem Thore und im Hofe. Einer kleinen Magd, die hinten im Garten jätete, vertraute Hella ihr Pferd an, damit sie es in den Hof führe, und schlüpfte dann ungesehen ins Haus und in die Wohnung der Wirtsleute. Das ganze Haus war voll Hin- und Herlaufen, als werde eine große Gesellschaft bedient. In der Wohnstube befanden sich nur die kleinen Knaben der Wirtin; verwundert wollte Hella diese fragen, was denn eigentlich vor sich gehe, als die Frau selber eintrat.

Hella war gewöhnt, von ihr mit herzlicher Freude empfangen zu werden; es konnte ihr nicht entgehen, daß sich heute Befremden und Verlegenheit in den Gruß mischte. Sie that, als bemerke sie das nicht. „Nun, Rike,“ fragte sie, der anhänglichen Person freundlich die Hand reichend, „was macht die Kleine? Ich bin gekommen, um zu sehen, wie es ihr geht.“

„Danke, gnädiges Fräulein — Sie sind so gut,“ sagte die Frau offenbar bewegt. „Wir haben einige Nächte lang rechte Angst ausgestanden. Jetzt ist die Halsentzündung gehoben, wie der Arzt sagt; Annchen soll aber noch einige Tage im Bett bleiben. Da ist sie nun ungeduldig; am liebsten hätte sie's, wenn ich den ganzen Tag bei ihr säße, ach, und nun geht es in der Wirtschaft so bunt, wie nur je. Wollen Sie

Annchen besuchen — das Kind würde sich so freuen, Fräulein Hella!“

„Gewiß; aber, was habt Ihr heute vor, Rike? Haben die Herren Essen bei Euch?“

„Sie haben hier gefrühstückt und das zieht sich dann so lange hin,“ sagte Frau Rike, indem sie sich an einem Schrank zu schaffen machte. „Annchen liegt drin; ich will nur einmal sehen, ob das Zimmer nicht gar so unordentlich aussieht; sie wirft ihr Spielzeug weit und breit umher.“

Hella trat in Gedanken ans Fenster, aber sie zog sich rasch zurück, als sie unten ein ihr bekanntes und fatales Gesicht erblickte. Der ältere Herr von Lockhorst war eben mit vier prachtvollen Braunen vorgefahren und sprang aus dem Wagen, nach einem der oberen Fenster grüßend, wo seine Kumpane ihn erwarten mochten. Hella hatte vor diesem verlebt aussehenden, glatten und höflichen Herrn immer einen ziemlich starken Widerwillen empfunden; sie fürchtete ihn, ohne deutlich zu wissen weshalb.

Frau Rike trat jetzt wieder ein und bat sie, zu der Kleinen zu kommen. Das Kind fieberte noch und hatte Thränenspuren im Gesicht; sie klagte, die Brüder wollten nicht bei ihr bleiben, niemand spiele mit ihr. „Sie schreit und ruft den ganzen Tag nach mir,“ sagte die Frau, „und der Herr Doktor sagt, sie würde nicht gesund, wenn sie sich nicht ruhig verhalte, das unartige Kind.“

Mitleidig versprach Hella, daß sie recht lange bleiben wolle; sie setzte sich neben das kleine Bett und fing an, Geschichten zu erzählen. Die Mutter mußte wieder in die Küche; „ich sag's ja immer, Fräulein Hella hat das beste Herz von der Welt,“ redete sie nach ihrer Art im Hinausgehen vor sich hin.

Die Thür zum Vorzimmer war halb offen geblieben; nicht lange und die Jungen kamen auch herein und hörten zu mit offenem Munde. „Noch eine,“ bat die kleine Patientin immer von neuem, wenn das Schicksal einer verzauberten Prinzessin oder eines Königssohnes sich befriedigend gelöst hatte, und Hella wunderte sich selber, wie ihr die Märchen alle wieder einfielen,

welche ihr, als sie selber ein kleines Mädchen gewesen war, eine alte, jetzt längst verstorbene Kinderfrau erzählt hatte; diese schönen Geschichten, an die sie seit Jahren nicht mehr gedacht.

Einmal, als sie gerade sich besinnend schwieg, öffnete sich die Thür des Wohnzimmers und der Wirt selber, am schweren Tritt kenntlich, ging durch die Stube an einen Schrank. Er vermutete seine Frau in der Schlafstube und rief ihr, ohne an die Thür zu kommen, zu:

„Das trifft sich gut, daß die große Flasche voll Tinte noch da ist, Rike; jetzt fangen sie an zu klecksen; sie sind bald fertig mit dem armen Jasmund.“

Der Mann ging wieder hinaus, ohne zu ahnen, wer die Worte gehört habe. Hella saß erstarrt; die Kinder baten und drängten, erst schüchtern, dann lauter, um Fortsetzung der Geschichte, sie hörte gar nichts davon. Langsam wurde ihr klar, was Rikens Mann gemeint hatte; sie begriff, zu welchem Akte sie in das Haus gekommen war. Die Gläubiger ihres Vaters waren oben versammelt, um unter einander irgend ein Abkommen zu treffen; sein Schicksal und damit ihres wurde in dieser Stunde entschieden.

Und wo war Helfrich? Wahrscheinlich gewiß weit von hier. Er war verreist und sein Onkel benutzte die Gelegenheit, um hinter seinem Rücken zu handeln. Sie konnte an das Schlimmste noch nicht glauben; mechanisch fing sie wieder an den Kindern Rede zu stehen, als die Mutter derselben eintrat. Sie trug einen Teller, auf dem sich irgend eine Leckerei befand, denn Hella konnte ihr keine größere Freude machen, als wenn sie ein Pröbchen ihrer Kunst des Kochens und Backens genoß und lobte. Als die gute Frau aber nur einen Blick auf das Gesicht des jungen Mädchens geworfen hatte, mußte sie den Teller hinsetzen, so heftig begann ihre Hand zu zittern.

Hellas verstörte Augen füllten sich rasch mit Thränen. „Was fehlt Ihnen, bestes gnädiges Fräulein? Wer hat Ihnen etwas gesagt? Habt ihr abscheulichen Jungen etwa dummes Zeug geredet?“ Damit fuhr Frau Rike auf die verblüfften

Knaben los, um ihrem Mitgefühl in Heftigkeit und Zorn gegen irgend jemand Luft zu machen.

„Laß, Rike," bat Hella wieder gefaßt. „Ich wußte nicht, was heute in eurem Hause vorgeht; ich habe seit Wochen von der Welt nichts gehört, noch gesehen; ich habe beim Papa gesessen, der noch immer nicht gesund ist."

„Wie geht es denn dem guten Herrn?" fragte die Frau, froh, das gefürchtete Thema immer noch hinausschieben zu können. Da ging wieder die Thür des Nebenzimmers; der Mann kam hinein und noch einmal hörte Hella durch denselben Zufall was nicht für sie bestimmt war, und was in solcher Schärfe sonst nie vor ihre Ohren gekommen wäre.

Herr Veit wendete sich wieder vom Wohnzimmer aus an seine diesmal wirklich nebenan befindliche Frau. Schon bei seinen ersten Worten hatte Rike erschrocken aufspringen wollen, aber im Nu war Hella bei ihr, umfaßte krampfhaft ihre beiden Hände und hielt sie so auf dem Stuhle fest, geisterbleich, die großen Augen so voll der intensivsten Spannung, daß die Frau eingeschüchtert und halb wider Willen ruhig blieb.

„Es ist doch eine Schande," begann der Mann, offenbar voll Unwillen, aber doch nicht ohne jene Gemächlichkeit, mit der man schlechte Nachrichten, die noch weiter niemand weiß, mitteilt, „eine Schande, wie sie mit dem armen Jasmund umgegangen sind." — Er stand hinter der Thür, die nach dem Schlafzimmer führte und trocknete sich an einem dort hängenden Handtuch die Hände, während er weiter sprach. „Der Mann mag noch so schlecht gewirtschaftet haben, er gehörte doch zu ihnen; was das Spielen und Trinken angeht, da sind sie alle selber nicht besser, und das wissen sie auch. Hätten sie die Sache wenigstens unter sich abgemacht! Aber ihn so ganz fallen zu lassen, ihn dem fremden Kerl in die Hände zu liefern, diesem Levisohn, der ihn so ruhig vom Gute herunterwerfen wird, wie ich einen fremden Hund aus meiner Stube werfe, das will mir nicht in den Kopf. — Diese Lockhorst kennen kein Erbarmen! Die andern Herrn wollten nicht daran, dieser sprach und jener, und es wäre vielleicht ganz anders gekommen, wenn nicht der Satan, der

junge Lockhorst, gewesen wäre; der mit seiner verdammten glatten Zunge, mit seinem: „Ich bitte Sie, zu erwägen, meine Herren“ und „Sie vergessen, meine Herren,“ saß immer dahinter; er schien ordentliche Angst davor zu haben, daß die Freunde Jasmunds die Sache in die Hände bekommen könnten und dem armen Teufel vielleicht noch einmal aufhelfen. Nun haben sie ihre Forderungen auf das Gut an den Juden verkauft; sie haben ein Geschäft dabei gemacht, und der Herr Levisohn muß doch auch wohl denken, daß er mit Profit herauskommen wird. Gib acht, der bringt die Fabrikanlagen in Zug, wozu dem armen Jasmund stets das Kapital gefehlt hat; ja, ja, was man alles erlebt —“

Das letzte Wort erstarb ihm im Munde; er war, immerzu sprechend, unter die Thür getreten und stand nun, als wäre der Blitz vor ihm niedergefahren, dem totenbleichen Gesicht Hellas gegenüber.

Eine Beschönigung oder Abschwächung der so unbarmherzig ausgesprochenen Wahrheit war nicht mehr möglich, aber daran zu denken, blieb auch gar keine Zeit; die beiden Leute sahen das Mädchen angstvoll darauf an, was sie wohl beginnen werde. Hella stand hoch aufgerichtet, noch immer lauschend, mitten im Zimmer; plötzlich eilte sie mit einem wilden Aufleuchten der Augen an den Eheleuten vorüber durch das Vorderzimmer in den Hausflur; denn an der vermehrten Bewegung auf Treppen und Gängen hatte sie erkannt, daß die Herren auseinandergingen. Da waren sie auch fast alle auf dem großen Flur, laut miteinander sprechend, lebhaft gestikulierend, die wohlbekannten Nachbarn und Zechbrüder des Vaters, die hochgewachsenen Herren in den grauen Jagdröcken, die von Hollbach, von Raswig, von Trott und andre, aber Hella achtete nicht auf sie, mit Bewußtsein sah sie nur einen; er verließ gerade das Haus, sie lief ihm nach und auf der offenen Landstraße, in der Sonne, erreichte sie ihn, als er eben in seinen Wagen steigen wollte. „Halt, Helfrich, was hast du gethan!“ rief sie drohend, und faßte mit beiden Händen nach seinem Arm. Aber wie er ihr das Gesicht zuwendete, verließ sie die Kraft mit dem Glauben an alles, was sie noch eben über

ihn gehört hatte. Flehend sah sie zu ihm auf: „Sage, daß es nicht wahr ist!“ murmelten die erbleichenden Lippen und dann wurde es dunkel vor ihren Augen, sie griff schwankend in die Luft und nun mußte er den Arm um sie legen und sie an sich ziehen, wenn er sie nicht zu Boden sinken lassen wollte.

Mit Achselzucken und emporgezogenen Brauen begegnete er den verwunderten Mienen und dem spöttischen oder verständnisvollen Lächeln der herantretenden Herren. Hella hörte, wie in einem schweren Traume befangen, indem sie kein Glied rühren konnte, was um sie her gesprochen wurde, sie hörte die scharfe Stimme des ältern Lockhorst, der auf französisch etwas von einer abgeschmackten Szene sprach, hörte die mit schwerer Zunge gelallten bewundernden Worte eines der Umstehenden: „Er ist doch ein infamer Kerl, ruiniert den Vater und hält es mit der Tochter —“, und nun gelang es ihr endlich, den schrecklichen Schwindel zu bewältigen und sich aufzurichten. Die ganze Szene hatte kaum zwei Minuten gedauert. „Sie sind nicht wohl, Fräulein Jasmund; erlauben Sie, daß ich Sie in das Haus führe,“ sagte jetzt Lockhorst in seiner kaltblütigen Art. Kaum hatte man die übrigen im Rücken, so flüsterte er ihr zu: „Beruhige dich, mein Täubchen, ich erkläre dir alles . . .“ Und nun geleitete er sie in das Wohnzimmer der Wirtsleute. Hier warf sich Hella, unbekümmert um die Anwesenheit der Frau, leidenschaftlich an seine Brust und er suchte sie mit der alten Zärtlichkeit zu besänftigen und ihre Thränen zu hemmen. „Sie sagen, du habest uns auch verlassen — es sei aus mit uns!“ weinte sie, und er erwiderte ihr: „Laß die Narren reden; was geschehen ist, ist so für deinen Vater am besten; sei mein großherziges Mädchen und glaube an mich, wenn sie es dir auch schwer machen.“ — Sie verlangte ja nichts besseres; er küßte ihr die Thränen fort und bat sie, nun nach Hause zurückzukehren; ihren Bericht über des Vaters Zustand hörte er mit Aufmerksamkeit an.

„Und nun muß ich fort, Hella, der Onkel wartet auf mich; leb' wohl, mein Kind, auf Wiedersehen!“

Sie hielt ihn ängstlich bei den Händen fest. „Du bist so lange fortgeblieben, Helfrich; darf ich dich nicht jetzt wieder mehr

sehen, wo ich so einsam bin?“ In diesen Worten lag der einzige Vorwurf für wochenlange Vernachlässigung, den er erhielt. — „Gewiß, Herzchen . . . Ich bin viel beschäftigt gewesen, aber jetzt werde ich es wieder möglich machen können.“ Er dämpfte seine Stimme ein wenig. „Komm morgen abend in den Steinbruch . . . gleich nach Sonnenuntergang . . . ich will dich erwarten.“

„Du willst kommen? Gewiß?“

„Gewiß! Und nun leb' wohl.“

Er war fort und Hella stand noch eine Weile regungslos auf dem Fleck, wo er sie verlassen hatte, während Frau Rike sie kopfschüttelnd und mit kummervoller Miene betrachtete und nach Worten zu suchen schien, um sie anzureden. Endlich fuhr das Mädchen auf. „Ich muß fort, Rike; es ist die höchste Zeit! Gewiß hat der Vater mich längst vermißt,“ sagte sie eilig. „Ich will nur dem Annchen noch Adieu sagen.“ Als sie wieder aus der Schlafkammer trat und der Frau mit zerstreuter Miene die Hand reichte, hielt diese sie fest.

„Liebes, gnädiges Fräulein,“ begann sie und stockte. — „Nun, Rike?“ — Verzeihen Sie mir, wenn ich mir die Freiheit nehme, aber ich glaube, was Sie da thun, ist nicht gut. Der junge Herr —“

„O laß, Rike, ich weiß, was du sagen willst!“ rief Hella ungeduldig, ihre Hand fortziehend. „Sie sind alle gegen ihn, weil sie ihn nicht verstehen. Adieu; ich werde bald wieder nach Annchen sehen.“

Damit eilte sie fort und ließ ihre wohlmeinende Freundin in Sorgen zurück. Die gute Frau aber hatte noch an demselben Tage Gelegenheit, ihr von diesem Gegenstande übervolles Herz gründlich auszuschütten. Etwa zwei Stunden nach den eben erzählten Auftritten hielt auf dem Wege von der Stadt ein Wagen vor der „Sonne“, in dem ein Herr saß; der Kutscher fütterte hier die Pferde und der Passagier mußte sich so lange gedulden. Er fragte den herbeieilenden Wirt, ob zufällig eins der Gastzimmer leer sei, und gab ziemlich deutlich den Wunsch nach ungestörtem Alleinsein zu erkennen.

Gustav war innerlich heftig erregt, der Verzweiflung nahe.

Er hatte sich in Geschäften seit dem Morgen in der Kreisstadt aufgehalten und war dort von einem Schulfreunde, der in der Stadt angestellt war, im Gasthause aufgesucht worden. Dieser junge Mann, der Gustavs langjährige Leidenschaft für Hella kannte, hatte sich's aus treuem Herzen zur Pflicht gemacht, den Freund vor dem jungen Mädchen zu warnen. Alles, was man sich über Hellas Verhältnis zu Lockhorst nur irgend erzählt, hatte er zusammengetragen und ihm mitleidslos vorgehalten, um ihm, wenn nicht die erwiesene Wahrheit, so doch einen deutlichen Begriff von der Art und Weise zu geben, wie man hier über Hella urteilte.

Erst achselzuckend, mit scheinbarer Gleichgültigkeit, dann in heftigem Zorn hatte Gustav das alles zurückgewiesen und sich zuletzt mit dem guten Menschen völlig entzweit. Jetzt war er den Warner los, aber der Stachel jener Rede war geblieben, und seine Stimmung wurde trostloser und düsterer, je näher er dem Gute kam. Warum war er auch gegangen? Vielleicht wäre es für Hella besser gewesen, wenn er geblieben wäre! In selbstsüchtigem Unmut hatte er eine Gelegenheit, welche ihm ein mit der Verwaltung seines Vermögens zusammenhängendes Geschäft gab, nur zu willig ergriffen, um sich von Dahlen zu entfernen. Er hatte wohl im heimlichen Herzen gedacht, ihr wieder werter zu werden, wenn er eine Zeitlang von ihr getrennt blieb. In unbegreiflicher Verblendung hatte er ihrer so trotzig zur Schau getragenen Bewunderung Lockhorsts gar keine Bedeutung beigemessen.

Ween er über seine ganze innere Entwickelung nachsann, so fand er, so weit er auch zurückdachte, von jeher in sich die Ueberzeugung vor, daß das Schicksal ihn und Hella für einander bestimmt habe. Was er auch für Anschauungen während seiner Studien in sich aufgenommen hatte, sie hatten alle dazu dienen müssen, immer neue Gründe und Bestätigungen dieser Zusammengehörigkeit beizubringen. In seiner Liebhaberei, Charaktere grübelnd zu zergliedern, glaubte er entdeckt zu haben, wie sie beide, eines zur Ergänzung des andern, so recht vom Uranfang her angelegt seien. So mancher Vorfall, der in Hellas Augen nur

die tiefe Kluft beleuchtete, welche zwischen ihrem und Gustavs Wesen bestand, und sie innerlich von ihm entfernte, trug gerade dazu bei, ihn in seiner halb phantastischen Ergänzungstheorie zu bestärken. So war er zuletzt sicher geworden, hatte Augen und Ohren der Wirklichkeit verschlossen und immer frisch weiter gehofft, als alles längst verloren war.

Jetzt befand er sich in einem schrecklichen Zustande. Der ganze Boden seiner Existenz schien unterhöhlt; er verstand das Leben und die Natur nicht mehr, wenn sie zugegeben hatte, daß er sich so lange täuschte. Sich im menschlichen Mitgefühl über Hellas wahrscheinlich zerstörtes Dasein zu grämen, dazu war er noch nicht gekommen.

Während er so in qualvollem Sinnen allein saß, trat die Wirtin zu ihm ins Zimmer. Der Blick, den er ihr zuwarf, war nichts weniger als ermutigend, aber die gute Frau ließ sich nicht zurückschrecken. Kannte sie doch Gustav seit seiner Knabenzeit und seine alte Anhänglichkeit für ihr Fräulein.

Darauf wies sie jetzt hin und fand so einen Eingang für das, was sie zu erzählen hatte. „Kein Mensch hätte es ja von mir erfahren, Herr Hüttner," sagte sie, „sie haben gethan, als wäre ich gar nicht auf der Welt, oder als wenn ich blind wäre; nicht mehr wie vor dem Stuhle da haben sie sich vor mir gescheut mit ihren Küssen und Reden, aber das Fräulein weiß wohl, daß sie sich auf mich verlassen kann . . . Wenn alle, die etwas gesehen haben, ihre Zunge so gewahrt hätten, wie ich sie wahren werde, so wäre sie jetzt nicht so schmählich ins Gerede gekommen! — Ihnen aber sage ich alles, Herr Hüttner, weil ich weiß, wie treu Sie es mit ihr meinen . . . und wenn ich an Ihrer Stelle wäre, ich glaube, ich schösse den Kerl tot!"

„Sprechen Sie. Was haben Sie zu sagen?" fragte Gustav dumpf; und nun erfuhr er alles aufs genaueste, was sich heute während Hellas Anwesenheit zugetragen hatte. Nie zuvor hatte er eine solche Marter für möglich gehalten. Er saß bewegungslos, die Faust gegen die Stirn gedrückt, und hörte, was auf offener Landstraße, mitten im Kreise der Männer, was dann im Zimmer, unter den Augen dieser Frau vorgegangen war. Und

als sei diese Höllenqual nicht groß genug, wurde ihm hier zuerst Kunde von dem unerwartet schnellen Zusammenbrechen der Angelegenheiten Jasmunds. Selbst gegen ihn hatte Hellas Vater stets zurückgehalten mit der Erklärung, wie es eigentlich mit ihm stehe; vielleicht hatte ein Rest von Ehrgefühl dem unglücklichen Manne verboten, die Veranlassung zu werden, daß auch Gustav sein Vermögen in diesen bodenlosen Schlund warf.

Der Kutscher kam und meldete, daß wieder angespannt sei; halb besinnungslos stand Gustav auf. Da trat Frau Veit noch einmal dicht an ihn heran: „Leiden Sie nicht, daß sie morgen abend zu dem Stelldichein geht," flüsterte sie hastig.

„Wo sollte die Zusammenkunft sein?"

„Im Steinbruch . . . das ist auf der Heide, zwischen Buchendorf und Dahlen; ein einsamer, verrufener Ort."

Er nickte, stieg ein und fuhr seiner Wege und die Frau wunderte sich darüber, wie der studierte junge Herr das alles so ruhig aufgenommen habe.

In Dahlen angekommen, fand Gustav alles in Verwirrung und Schrecken. Der nunmehrige Besitzer des Gutes hatte gleich nach den Verhandlungen in der „Sonne" einen Bevollmächtigten nach Dahlen geschickt, welcher Jasmund die Sachlage auseinandersetzen sollte. Dieser Mann war unglücklicherweise mit Frau Jasmund zuerst zusammengetroffen. Er hatte sich, als er erfuhr, daß ihr Gatte krank im Bette liege, seiner Ankündigung gegen die gänzlich unvorbereitete Frau ohne weitere Schonung entledigt. Ganz außer sich war war diese darauf an das Bett ihres Mannes gestürzt, hatte ihn beim Arm ergriffen und, um ihn aus seiner Stumpfheit gewaltsam aufzurütteln, in ihrer fassungslosen Erregung ihm die Hiobspost, die sie eben empfangen hatte, ins Ohr geschrien. Mit vollkommen klarem Bewußtsein und noch ziemlich ruhig hatte Jasmund den Mann vor sein Bett kommen lassen. Als er nun aber das nähere erfahren, als er begriffen hatte, welche Rolle die Lockhorsts zu seinem Verhängnis gespielt, da war er in schäumende Wut ausgebrochen, aber mitten in seinem Toben zurückgesunken, von einem erneuten und diesmal schweren Schlaganfall betroffen. Jetzt lag er sprach- und bewußt-

los da, ein aufgegebener Mann, und Frau Jasmund hatte schon dem Dienstmädchen, welches sie seit Ulrikens Abwesenheit zu ihrer Vertrauten gemacht, angedeutet, daß sie nächstens zu Frau Dannenberg ziehen werde.

Hella mußte in dieser Not die Ankunft Gustavs als eine Erleichterung begrüßen.

Unerträglich langsam und trübe schlichen die Stunden des nächsten Morgens im Hause hin. Gustav hatte nichts zu thun, wie sonst; die notwendigen Verrichtungen der Gutswirtschaft wurden von wenig Arbeitern und Tagelöhnern besorgt, die keine Aufsicht brauchten; die Brennerei war seit Wochen außer Betrieb, die Sägemühle stand still. Mit Hella allein zu sein, gelang Gustav nicht; wenn sie nicht am Bett des Vaters saß, war sie in ihrem Zimmer. Dagegen konnte er sich der Gesellschaft der Mutter nicht entziehen; sie war nur zu froh, ein Ohr zu haben, in das sie ihre unerschöpflichen Klagen und Vorwürfe ergießen konnte, da die Krankheit das ihres Mannes mitleidig vor ihr verschlossen hatte. Gustav konnte nicht umhin, die kindische Frau zu bedauern, so lange nicht der Widerwille vor dem unverhüllten Egoismus ihres Gejammers die Oberhand gewann.

Um Mittag kam ein Gerichtsbeamter aus der Stadt, um mit einem Vertreter des frühern Gutsherrn eine Privatrücksprache zu nehmen. Nachdem er wieder fort war, bat Gustav die Frau, im Krankenzimmer zu bleiben, und ging geradeswegs zu Hellas Stübchen hinauf. Sie trat auf sein Klopfen in die Thür, und er ersuchte sie, hinab in den Garten zu kommen, da er mit ihr reden müsse; dort würden sie am ungestörtesten sein.

Sie kam alsbald, und hier, unter dem offenen Tageslicht, sah Gustav erst die Veränderung, welche seit seiner Abreise mit Hella vor sich gegangen war. Das trübe Antlitz schien schärfer geworden; die Augen, von der Nachtwache und von Thränen getrübt, lagen tiefer als früher; ein neuer Zug der Spannung war um den Mund und auf der Stirn hervorgetreten und es war seltsam, wie das alles das längliche Gesicht älter erscheinen ließ. Während Gustav sie voll Wehmut betrachtete, wartete sie geduldig, bis er zu sprechen anfangen würde.

Er erzählte ihr in schonender Weise von dem Besuche, den er eben empfangen hatte. „Herr Levisohn hat eine mäßige Frist gesetzt, bis zu welcher ihr eure Entfernung von hier bewerkstelligen müßt. Hella," sagte er, „hast du schon daran gedacht, wohin du dann mit deinen Eltern dich wenden wirst?"

„Wie sollte ich? Wird uns denn nicht, wenn alles geregelt ist, irgend etwas bleiben, um leben zu können?" fragte sie, hilflos zu ihm aufsehend.

„Darum sorge noch nicht; dafür wird sich schon eine Auskunft finden. Ganz schlimm wird es doch nicht werden, da ein solcher Rentier —," er deutete auf sich mit dem schwachen Versuche eines Lächelns — „zur Familie gehört."

„Du bist so gut, Gustav," sagte Hella zerstreut. „Wir werden in die Stadt, nach L. hinüber —," sie nannte die nahe Kreisstadt — „ziehen müssen."

„Nach L., zwischen jene Menschen?" — er stockte und sah sie schmerzlich an. Sie verstand sein Bedenken; eine schwache Röte färbte das bleiche Gesicht, und sie vermied seinen Blick, während sie sprach. „Was ist daran gelegen? Dem armen Vater können sie nichts mehr zutragen über mich, und die Mutter wird sich nicht allzusehr grämen, sie hat von jeher nur auf Ulriken gehofft."

„Und du, Hella! Hast du dich denn aufgegeben?" rief Gustav in ausbrechendem Schmerze.

Sie richtete sich hoch auf. „Von dir, Gustav, erwartete ich ein anderes Urteil über mich, als es die übrigen haben," sagte sie; aber so stolz sie auszusehen versuchte, es entging ihm nicht, daß ihre Stimme bebte; war vielleicht der Trotz endlich gebrochen unter all' dem heranstürmenden Unglück?

„Hella, einzige! Du hattest recht, wenn du mir vertraut hast," rief er. „Mir bist du verehrungswürdiger, heiliger als je! O, wenn es möglich wäre, dich jetzt noch vom Abgrunde zurückzuziehen, den du nicht sehen willst! Wo nehme ich die Worte her, um dich zu überzeugen, daß du die Juwelen deines Herzens einem Elenden hinwirfst!"

Wenn Gustav in früheren Zeiten diesen Ton der Leiden-

schaft und Wahrheit getroffen hätte, so wäre vielleicht alles anders geworden. Jetzt war es zu spät. Seine letzten Worte scheuchten sie von ihm zurück. „Ich kenne deine Gesinnung über ihn . . . ich will dich nicht anhören, Gustav . . .“ sagte sie tonlos, ohne ihn anzusehen, und wandte sich zum Gehen . . .

Da vertrat er ihr den Weg . . . „So gestatte mir Gehör in einer Sache, die mein Geschick so gut wie deines betrifft,“ sagte er mit einer plötzlichen äußern Ruhe und einem Ernste, der sie zwang, ihm Folge zu leisten. „Du mußt wissen, daß ich es von jeher als Ziel meines Strebens betrachtet habe, dich einst bitten zu dürfen, daß du mein Weib werdest. Diese Bitte spreche ich jetzt aus, trotz dem Verhältnis, in welches du verstrickt bist. Ich weiß nicht, welchen Ausgang desselben dir Lockhorst in der Ferne zeigt . . . was ich dir dagegen biete, verdient der Erwägung. Löse dich von ihm, nimm meinen Namen und mein Vermögen von mir an; auf deine Liebe will ich ruhig warten. Du bist heimatlos; hilf mir, für dich und deinen Vater eine Heimat gründen. Komm, Hella —“

Hella hatte wie erstarrt gestanden; als er sich jetzt bittend nahte, hob sie abwehrend beide Hände auf. Blieb sie unempfindlich für den Edelmut dieses Anerbietens, glaubte sie nur ein selbstsüchtiges Streben herauszuhören? — sie war verwandelt, sie wich zurück mit Schrecken und Abscheu. „Dein Weib werden, nie, nie . . . lieber wollt' ich sterben!“ stieß sie halblaut hervor.

„So sehr bin ich dir verhaßt, Hella —“

„Ja, jetzt hasse ich dich! Du willst unser Elend benutzen, mich zum feigen Verrat verleiten. Laß mich; was drängst du dich wieder in dies Unglückshaus . . . Du kommst, um mich zu quälen . . . geh', geh'!“

„Du stößest mich mit dem Fuße von eurer Schwelle, Hella,“ sagte Gustav, dem der Schmerz alle Besonnenheit nahm, mit höhnischer Bitterkeit. „Ich soll gehen, damit die Geliebte Lockhorsts vom Lager ihres sterbenden Vaters hiweg unbemerkt zum Stelldichein eilen kann.“

Sie lachte wild auf. „Davon weißt du auch schon? Du bist gut unterrichtet von deinen Spionen! Aber sieh' zu, ob du mich zurückhalten kannst."

Damit eilte sie an ihm vorüber, dem Hause zu; er sah ihr in einer Art von Betäubung nach; als sie längst verschwunden war, stand er noch und starrte auf die Thür, durch die sie eingetreten war. Endlich folgte auch er und ging in sein Zimmer, wo er mehrere Stunden mit Schreiben zubrachte. Er hörte, wie die Mutter unten im Hause nach Hella rief; auch an seine Thür kam eins der Dienstmädchen und fragte, ob er nicht wisse, wohin das Fräulein gegangen sei. Er verneinte kurz; als ihm später Frau Jasmund klagte, daß das Mädchen zu Pferde fort sei und sie schon so lange mit dem Vater allein, schien er sie kaum zu hören; gegen die Dämmerung verließ auch er das Haus.

Es mochte seit einer halben Stunde dunkel sein; Frau Jasmund war in dem Sessel neben dem Bett ihres Mannes eingeschlafen, begann sich aber jetzt langsam zu ermuntern, von einer ungewöhnlichen Bewegung draußen im Hofe geweckt. Sie hörte Hufschlag, Hinundherlaufen, ängstliche und eilige Stimmen und nun wurde es auch im Hause lebendig; sie wollte sich eben schwerfällig erheben, als ein Dienstmädchen in das Zimmer trat, bleich und entsetzt, offenbar irgend eine Schreckenkunde auf den Lippen. Da sie jedoch die ängstliche hilflose Miene der aus dem Schlafe aufgestörten Frau sah, nahm sie sich zusammen und begann wenigstens ihre Ankündigung mit den allerdings ziemlich zwecklosen Worten: „Erschrecken Sie nur nicht, Frau Jasmund, es ist etwas passiert . . ."

„Wo, wem?" rief die Frau, unfähig, zu erraten, was sie nun wieder betroffen haben könne.

„Ach, der junge Herr, der Herr Hüttner . . . er ist verunglückt, draußen im Steinbruch. Fräulein Hella kam hereingejagt und hat die Leute hinausgeschickt. Es kommt doch auch Unglück über Unglück!" rief das Mädchen, die Hände ringend.

Frau Jasmund verstand noch nichts. „War er denn zu

Pferde? Ist er gestürzt? Wie kam er in den Steinbruch, zu dieser Zeit?“ fragte sie entsetzt.

Das Mädchen schwieg und zuckte mit vielsagender Miene die Achseln. Da trat Hella ein. „Um Gotteswillen, Mädchen, was ist dir geschehen?“ schrie die Mutter überlaut; Hella, mit dem blutlosen Gesicht, den Augen voll Entsetzen, sah aus, als habe sie ein Gespenst gesehen. „Was ist mit Gustav, sprich!“

„Gustav ist tot, Mutter,“ sagte Hella ganz ruhig; dann ließ sie sich auf einen Stuhl sinken, legte den Kopf auf den Tisch und sprach nicht mehr, so viel die Mutter auch fragte und weinte.

Eine Ewigkeit schien es zu währen, bis die ausgeschickten Männer zurückkamen. Sie trugen Gustav auf sein Zimmer. Einer von ihnen war besonnen genug gewesen, in die Stadt nach dem Arzte zu reiten; dieser traf zur selben Zeit ein, stellte, um der Form zu genügen, einige Belebungsversuche an und bestätigte dann kopfschüttelnd, was man längst wußte. Gustav war durch einen Schuß ins Herz getötet; man hatte ein Terzerol neben dem Toten gefunden.

Der Arzt, durch die Reden der Dienstboten aufmerksam gemacht, verlangte nun, Hella zu sehen. Sie kam und sagte auf seine Fragen aus, daß sie im Steinbruch gewesen sei. Aus nächster Nähe habe sie den Schuß gehört und sei hinausgeeilt. Gustav sei aber, als sie gekommen, schon verschieden gewesen.

Ihre thränenlose Ruhe mußte dem Arzte auffallen. „Sie haben so mancherlei ertragen müssen, und dies war zu viel für Sie, armes Kind,“ sagte er, ihr den Puls fühlend. Weitere Fragen über die Schreckensszene hielt er zurück, obwohl ihre Gegenwart dabei unerklärt blieb. Aber eins wollte er noch von ihr wissen: ob sie keine Ahnung habe von den möglichen Motiven dieses Selbstmords? Sie sah ihn an, als staune sie über seine Frage. Dann sagte sie: „Ich habe ihn unglücklich gemacht. Er liebte mich; ich wollte nichts von ihm wissen, ich bin schuld an seinem Tode; weiter niemand, als ich allein.“

Nach allem, was sich schon an den Namen Jasmund

heftete, erregte dieser rätselhafte Todesfall das größte Aufsehen in der Umgegend. Man hatte den jungen Hüttner als einen ruhigen, gebildeten, in geordneten Verhältnissen lebenden Menschen gekannt. Das unselige Mädchen war sein Verderben geworden. Ihr Treiben hatte ihm das Herz gebrochen; sie hatte ihn aus der Welt getrieben, sie war nicht mehr und nicht weniger als seine Mörderin.

So redete man in den höheren Kreisen der Stadt und der Nachbarschaft, denn daß ein Selbstmord geschehen sei, bezweifelte niemand. Dafür sprachen auch die Briefe und Schreibereien, die man auf Gustavs Zimmer gefunden hatte. Einer der Briefe war an den Sachwalter Gustavs in der Residenz gerichtet, bei dem der junge Mann vor kurzem seinen letzten Willen hinterlegt hatte, und gab Anweisung über die Eröffnung desselben für den Fall seines Todes. Alles wies deutlich darauf hin, daß er diesen Fall als bevorstehend ins Auge gefaßt hatte.

Unter den geringen Leuten aber herrschte eine ganz andre Ansicht. Da war nur eine Stimme und diese bezeichnete, verstohlen zwar, aber doch so, daß sie überall hindrang und binnen kurzem die öffentliche Meinung wie ein Gärstoff durchsetzt hatte, den jungen Herrn von Lockhorst als denjenigen, welcher die tödliche Kugel entsendet habe. Niemand fand große Schwierigkeit darin, dem zügellosen Menschen eine solche That zuzutrauen. Hella wurde dann erst die recht geistige Urheberin des Mordes, und um diesen Preis war die gute Gesellschaft bereit, sogar ihren Liebling hinzugeben.

Als die Beweise dafür, daß Helfrich von Lockhorst an jenem Abend im Steinbruch gewesen sei, sich in den Händen der Gerichtspersonen befanden, mußte zu der Vernehmung des jungen Mannes geschritten werden. Man gab derselben aber aus Rücksicht für den mit den ersten Familien des Landes befreundeten Herrn den Charakter einer Privatbesprechung.

Lockhorst gab vor allen Dingen freimütig zu, daß er dem Verstorbenen die Entschlossenheit, welche dieser Selbstmord voraussetze, nimmermehr zugetraut habe. „Ich hätte eher an des Himmels Einsturz geglaubt, als daran, daß sich dieser Gelehr-

samkeitskrämer — entschuldigen Sie meine Herren — noch einmal nicht zehn Schritte weit von mir erschießen würde. Und doch hat er es gethan, daran kann kein Zweifel obwalten. Sowie der Schuß gefallen war, eilte ich hinzu und fand den armen Burschen tot, ganz tot. Er hatte nicht gestümpert. Die Kugel war mitten durchs Herz gegangen; dicht neben ihm lag die Waffe im Grase."

Auf weitere Fragen des Beamten mußte Lockhorst eingestehen, welches Abenteuer ihn in den Steinbruch geführt hatte. „Ich merke," sagte er und lächelte ein wenig frivol, „die Gerichte haben vor den Geheimnissen schöner Damen keinen Respekt." Er erzählte sein verabredetes Zusammentreffen mit Hella und bat, ihr, wenn man auch sie vernehmen müsse, dieselbe freundliche Rücksicht, welche man ihm gezeigt habe, angedeihen zu lassen.

Hella wartete die Aufforderung des Beamten nicht ab. Sowie sie erfahren hatte, in welchem schrecklichen Verdacht Lockhorst stehe, fuhr sie nach der Stadt und suchte eine Besprechung mit dem Untersuchungsrichter nach. Sie bat, man möge sie befragen, und als er ihr freundlich sagte, daß sie nur zwanglos erzählen solle, wie an jenem Abend sich alles zugetragen habe, brach sie, von der lang entbehrten Milde im Tone des fremden Mannes ergriffen, in Thränen aus, die ersten Thränen, die ihr seit Gustavs Tod die brennenden Augen genetzt hatten.

Sie faßte sich aber rasch wieder und erzählte mit niedergeschlagenen Augen: „Ich hatte durch einen Zufall Herrn von Lockhorst am Mittag des Tages vor jenem getroffen, im Gasthof zur Sonne, wo er mit andern Herren über des Vaters Angelegenheiten verhandelt hatte. Man sagte mir, er sei gegen uns gewesen und eigentlich schuld daran, daß alles so weit gekommen wäre. Ich mußte darüber mit ihm reden, und er versprach mir, daß er am Nachmittage des folgenden Tages, gegen Sonnenuntergang, in den Steinbruch kommen wolle, wo wir schon früher zusammengetroffen waren, um mir alles zu erklären." — Nur mit möglichst kurzen Worten deutete sie nun an, was zwischen ihr und Gustav an jenem Nachmittage vorgegangen sei und fuhr dann fort: „Ich stieg gleich darauf zu Pferde,

weil ich fürchtete, Gustav könne mich verhindern wollen, mit Lockhorst zusammenzutreffen, wie ich doch versprochen hatte. Ich ritt auf weiten Umwegen der Heide zu und war zur bestimmten Zeit am Platze; Lockhorst kam vielleicht eine Viertelstunde später."

Sie schwieg und sah in schmerzlichem Sinnen vor sich nieder; der Beamte, der sie voll Anteil betrachtete, drängte sie nicht zum Reden. Endlich fuhr sie fort: „Gustav muß alles gehört haben, was gesprochen wurde; er war schon vor mir da gewesen und hatte geduldig im Gebüsche verborgen gestanden. Wenn er später gekommen wäre, müßte ich es bemerkt haben. Lockhorst suchte mich zu überzeugen, daß es besser für den Vater sei, wenn er des Gutes ledig wäre; er sprach davon, daß wir in die Stadt ziehen sollten, dort würde er mich mehr sehen können, als bisher; er hatte den Arm um mich gelegt, wir standen dicht zusammen. Da krachten die Zweige über uns — wir standen unter einer Birke — ein Schuß war gefallen; dicht neben Lockhorsts Kopfe war ein Ast zerschmettert; die Blätter wirbelten auf den Boden. Ich sah das alles wie im Traume; ehe ich noch begriffen hatte, was es eigentlich bedeutete, wurde noch einmal geschossen. Wie ein Tiger sprang Helfrich durch die Büsche; dann hörte ich einen Ausruf und alles war still . . . ich drang ihm nach . . , mein Kleid zerriß in dem Gebüsche, aber ich merkte es damals nicht, und dann standen wir beide neben der Leiche.

„Ich konnte kein Wort sprechen; Helfrich schickte mich nach Hause, um Hilfe zu holen; er half mir aufs Pferd und ich ritt davon wie gejagt. Was er thun wolle, wußte ich nicht. Der Weg ist weit, es war längst dunkel, ehe ich nach Hause kam."

Der Beamte hatte durch keine Miene verraten, wie sehr ihn Hellas Erzählung und darin der von Lockhorst verschwiegene Umstand des Mordversuchs gegen ihn frappiere. Durch mancherlei geschickte Fragen stellte er ihren Bericht auf die Probe; ihre Aussagen wichen um kein Haar von dem ersten ab: ihre Glaubwürdigkeit stand für den erfahrenen Mann über allem Zweifel.

Freundlich entließ er das unglückliche Mädchen und bat sie

nur, sich zu Hause zu halten, um recht bald erscheinen zu können, wenn man ihrer noch einmal bedürfe.

Lockhorst wurde nun abermals vorgeladen, und diesmal mit sehr ernsten Mienen empfangen. Der Beamte sagte ihm im gemessenen Tone, er erwarte von ihm die strengste Aufrichtigkeit und bitte ihn um sein Ehrenwort darauf, daß er keinen Umstand, der den Vorfall im Steinbruche begleitet habe, verschweigen wolle.

Lockhorst sah ihn forschend an. „Sie haben Fräulein Jasmund vernommen?“ fragte er.

„Darauf kommt es jetzt nicht an,“ sagte der Untersuchungsrichter kalt.

„Nun, wenn sie keine Rücksicht auf das posthume Renommee ihres Vetters genommen hat, so wäre ich freilich ein Narr, wenn ich es noch ferner thun wollte,“ bemerkte Lockhorst ebenso. „Ich hielt es für überflüssig, Ihnen zu erzählen, daß mir eine Kugel zugedacht gewesen war. Wozu davon sprechen? Der arme Schelm hat ja die Strafe gleich an sich vollzogen! . . . . Aber die lieben, ehrlichen kleinen Frauenzimmer müssen sich nun einmal bei solchen Gelegenheiten alles vom Herzen herunterreden.“

Er erzählte nun den Vorgang gerade so, wie der Beamte ihn durch Hella erfahren hatte. Und dabei blieb es. Die begonnene Untersuchung gegen Lockhorst wurde niedergeschlagen. Es stand fest, daß Gustav Hüttner durch Selbstmord den Tod gefunden hatte; die verzweifelte That, welche dieser seiner letzten vorausgegangen war, wurde nicht bekannt. Und so vollzog sich eine Art ausgleichender Vergeltung: Gustav, der zum Mörder hatte werden wollen, wurde als Märtyrer verherrlicht und beklagt, und Lockhorst, an dieser einen schweren That ganz unschuldig, war und blieb in den Augen des Volkes, welches ihn nur noch mit Widerwillen und Grauen betrachtete, der Mörder Gustav Hüttners, ein steter Zeuge für die Unzulänglichkeit menschlicher Justiz.

Mehrere Wochen nach den zuletzt erzählten Vorgängen saßen zwei schwarzgekleidete Frauen in dem kleinen Vorderzimmer

einer Stadtwohnung. In dieser Wohnung, welche zu beziehen der Beistand der alten Gutsnachbarn Jasmunds der unglücklichen Familie ermöglicht hatte, war vor acht Tagen Herr Jasmund gestorben. Eine wohlthätige Bewußtlosigkeit hatte ihm über die letzten Wochen hinweggeholfen; wenige Tage vor seinem Ende kehrte ihm die Besinnung langsam und unvollkommen zurück. Hella setzte es durch, daß Gustavs Tod ihm sorglich verhehlt blieb. Sie saß an seinem Bette und ertrug es mit der ihr eigenen Stärke, wenn er von Gustav zu ihr redete und ihr zu verstehen gab, wie sehr er wünsche, daß sie seine Gattin werden möchte. Da sie nicht widersprach, glaubte er sie willig; mit seinen letzten Kräften trug er ihr seine Grüße und Segenswünsche für den Schwiegersohn auf und ging aus der Welt in der tröstlichen Täuschung befangen, daß er sein Kind unter der treuen Obhut Gustavs zurücklasse.

Die Beerdigung war vorüber und Hella wie ihre Mutter trugen die baldige Auflösung des kleinen Hauswesens im Sinne. An jenem Nachmittage hatten sie beide Briefe erhalten; Hella saß da, den ihren im Schoß, und beschattete die Augen mit der Hand; Frau Jasmund sah oft zu ihr hinüber und rückte unruhig auf ihrem Stuhle hin und her. Endlich begann sie und sprach mit häufigen Pausen:

„Ulrike hat wieder geschrieben, Hella . . . . sie ist recht teilnehmend, Dannenberg auch . . , es ist wirklich ein Trost, wenn man ein so gutes Kind hat.“

Hella schwieg; der Vorwurf für sie, welchen die letzten Worte enthalten sollten, war an ihr abgeglitten. Die Mutter mußte wieder ansetzen.

„Sie haben mein Zimmer schon im stande; ich wäre gern noch vor der Auktion hingezogen, diese neue Unruhe wird mich wieder sehr angreifen und ich muß jetzt meine Gesundheit schonen.“

„Gewiß, Mutter,“ sagte Hella. „Und warum sollten wir nicht von hier fortgehen können, sobald wir wollen?“

Es war zum Verzweifeln, Hella wollte nicht verstehen. „Und du, Hella? was soll es mit dir geben?“ fragte Frau Jasmund.

„Ich? mit mir? o, mache dir darüber keine Sorge, Mutter, ich werde mich zusammennehmen," sagte Hella leise.

Es blieb nun nichts weiter übrig, als ihr die Wahrheit geradezu zu sagen. Frau Jasmund wählte dazu den Ton des weinerlichen Vorwurfs, der ihr am geläufigsten war. „Es ist recht traurig mit dir," sagte sie, „aber man kann es Ulriken doch auch nicht verdenken. Sie hat Rücksichten zu nehmen. Es war alles mögliche von Dannenberg, daß er sein Wort gehalten hat. Des Vaters Unglück muß ihm auch fatal gewesen sein; er hat es Ulriken bis jetzt nicht entgelten lassen, aber —," sie stockte und dann half ihr der Aerger über Hellas fortwährende Gleichgültigkeit über ihre Angst hinweg, „er erklärt, unter keiner Bedingung werde er dich ins Haus nehmen."

Nun war es ausgesprochen; Hella erbleichte, aber sie sagte ruhig: „Ich habe noch keinen Augenblick daran gedacht, Ulrikens Schwelle zu betreten. Wenn ich dir von meinem Plane für die Zukunft noch nicht sprach, so geschah es, weil ich fürchtete, derselbe werde auf Widerspruch bei dir stoßen. Ich werde irgendwo eine Stelle annehmen."

„Da widersprech' ich dir gar nicht, ich finde das ganz vernünftig," sagte Frau Jasmund, innerlich aufatmend. Nach einer Weile begann sie in vertraulichem Tone: „Uebrigens ist Dannenberg wohl nicht so schlimm, wie er sich anstellt. Ich bin überzeugt, wenn ich mit ihm spräche und ihm sagte, daß du ganz aus der Gegend hier fortgehen wolltest, würde es ihm auf ein paar Thaler nicht ankommen; er würde dich anständig versorgen, so daß du keine Verlegenheit zu fürchten brauchtest."

„Dessen bedarf es nicht," erwiderte Hella. „Ich habe, was ich brauche." Sie senkte die Augen auf den Brief, der ihr im Schoße lag, und fuhr mit Anstrengung fort: „Gustav hat ein Testament gemacht . . . hat mir sein Vermögen hinterlassen."

Frau Jasmund traute ihren Ohren nicht; sie saß wie erstarrt. Endlich gewann sie Bewegung und Sprache wieder und erschöpfte sich nun in Ausbrüchen der Verwunderung. Sie ließ sich alles, was Hella eben aus dem Briefe, den ihr der Sach-

walter geschrieben hatte, erfahren, aufs genaueste mitteilen; als Hella sagte, daß sie zu der Testamentseröffnung nach der Hauptstadt müsse, sah sie das Mädchen fast mit Ehrfurcht an. Hella, die wohlhabende Erbin, war sofort eine andere für sie. „Gustav, der arme, gute Mensch — wer hätte das gedacht!“ rief sie immer wieder. Zuletzt meinte sie: „Wie wird sich Ulrike freuen, wenn du zu ihr kommst!“

Hella sah ihre Mutter erstaunt an. Diese sagte naiv: „Nun, jetzt liegt alles anders. Du kannst doch nun, als wohlhabendes Mädchen, welches gewiß auch einmal wieder diesen oder jenen Antrag haben wird, nicht in der Welt herumfahren, du mußt eine Heimat haben. Und mir wäre es lieber, wenn wir zu deiner Schwester zögen, anstatt für uns hauszuhalten. Dort können wir unsre Zimmer und unsre Bedienung haben und meinetwegen das, was wir essen, bezahlen, dann sind wir ganz unabhängig. Ich habe die Haushaltsmisere satt und du bist mir immer recht wenig zur Hand gegangen, Hella, und wirst es jetzt erst recht nicht thun.“

Hella ließ sprachlos den Kopf in die Hände sinken. Gustav hatte sie hart bestraft, als er sie zum Besitze dieses Geldes verurteilte. Es wäre ganz vergeblich gewesen, die Mutter ahnen lassen zu wollen, wie sie darüber empfand, mit welchen Qualen sich ein blasses Totenbild in ihr erneute, während er ihr nun noch einmal, und aus dem Grabe heraus gleichsam, darthat, wie sie ihm alles gewesen war. Nur insofern er äußere Dinge betraf, mußte sie der Mutter ihren Irrtum zu benehmen suchen.

„Es bleibt bei dem Entschlusse, welchen ich dir vorhin mitgeteilt habe,“ sagte sie daher ruhig. „Ich habe mir vorgenommen, geradeso für meinen Unterhalt zu arbeiten, als wenn ich dieses Geld nicht besäße; ich betrachte es überhaupt nicht eigentlich als mein Eigentum. So weit ich aus diesem Brief ersehen kann, ist das Kapital in der Weise für mich angelegt, daß ich es durchaus nicht angreifen kann, die Zinsen desselben aber lebenslänglich beziehen soll. Wenn ich unverheiratet sterbe, fällt alles einer Lehranstalt als Legat zu. Gern will ich dir jährlich so viel zukommen lassen, wie du nötig zu haben glaubst,

damit dein Verhältnis zu Dannenbergs ein für dich angenehmeres werde, als es sein würde, wenn du von ihnen abhängig wärest. Ich will sie nicht sehen und so werden auch du und ich uns trennen müssen, Mutter."

Wenige Tage später verließ Hella jene Gegend und von da an war sie für die Kreise, in denen sie bisher gelebt hatte, verschollen. Lockhorst hatte sie, an deren Namen sich nun für ihn die fatalsten Erinnerungen knüpften, nicht wieder zu sehen versucht; sie wunderte sich darüber nicht, die Trennung von ihm hatte sich nun endlich auch in ihr vollzogen. Die große Leidenschaft ihres Lebens war begraben, nicht aber die Kräfte, welche dieselbe in dem Charakter des Mädchens sich hatte entwickeln lassen.

Hella ist an ihrem schweren Jugendirrtum und an ihrer herben Reue nicht gestorben; sie hat jenen abgebüßt, diese endlich überwunden durch lange Jahre hingebender Arbeit und Pflichterfüllung. Während sie es erst als einen Teil der Strafe, die sie sich zuerkannt hatte, betrachtete, sich arm und von ihrer Arbeit abhängig zu fühlen, wuchs sie allmählich in das Bewußtsein des Reichtums und seiner Verantwortlichkeit hinein und nahm alle Pflichten großartiger, aufopfernder und gewissenhafter Wohlthätigkeit auf sich.

Und ist dies alles, was von ihr zu erzählen blieb? Nein. Noch einmal trat an sie, die in Gedanken an andre fast das Bewußtsein ihrer Persönlichkeit verloren hatte, überraschend und mit gebieterischem Ernste die Entscheidung heran, ob sie ein Glück, welches zu empfinden sie nicht mehr vermochte, einem andern gewähren solle, und sie wagte nicht sich zu weigern. Mit voller Selbstverleugnung, nur von dem demütigen Wunsche beseelt, Lebensfreuden, die für sie versiegt waren, so viel wie an ihr liege andern zu schaffen, ging sie den Bund ein; sie ging ihn auch deshalb ein, weil sie eine kräftige Natur war, deren Buße im Handeln bestehen mußte.

Und hier verlassen wir sie in einem Wirkungskreise, der für alles Leid und manche Freude Raum hat, und in dem der Ernst, welchen großes Leid gezeitigt hat, für viele segensreiche Früchte tragen kann.

Onkel Helmar.

Herr Helmar besaß eines der hübschesten Landhäuser vor der Stadt; ein geräumiges, wenn auch nur einstöckiges Gebäude war es, in einem großen Garten gelegen. Dieser Garten war stets von Kindern belebt, was denen, die den Besitzer außerhalb seiner Häuslichkeit kennen lernten, einigermaßen auffallen konnte, denn Herr Helmar war ein stiller, trockener Mann von mittleren Jahren und niemals verheiratet gewesen. Fragte man aber weiter nach, so war die Sache leicht erklärt: er hatte seine einzige Schwester, die Witwe des Stadtgerichtsrates von Meyring, samt ihren Kindern, und dann noch das ganz verwaiste Töchterchen eines Bruders zu sich genommen. Man hätte denken sollen, Helmar gelte nach dieser Handlungsweise für einen humanen und vortrefflichen Mann; dem war aber eigentlich doch nicht so. Er hatte eine eigentümliche, unangenehme Art, sich zu geben: wenn er sprach, so geschah es auf eine barsche belfernde Weise, und immer führte er die Worte „eignes Interesse“, „dumme Gutmütigkeit“ und einige andre gleichbedeutende im Munde; jenes erstere wollte er als den einzig vernünftigen Zweck und Ausgangspunkt alles Handelns hingestellt wissen, die letztere konnte er nicht verächtlich und schlecht genug machen. Es war ihm daher nicht schwer geworden, sich in den Ruf eines mattherzigen Egoisten zu bringen, der „wohl wisse“, warum er seinen öden und trübseligen Junggesellenhaushalt durch Hinzuziehung der liebenswürdigen, feinen Stadtgerichtsrätin und ihrer allerliebsten Kinder erweitert habe. Und Frau von Meyring, obwohl sie von ihrem Bruder nie

anders als von dem lieben, guten Franz mit nachdrucksvoller Innigkeit sprach und von Dank für ihn überströmte, hatte die allgemeine Ansicht über ihn dennoch nicht zu entkräften vermocht. Sie war eine blonde, schmale Dame, deren feine Nasenspitze und hellbewimperte Augenlider sich leicht ein wenig röteten, und sie war ihrer Ueberzeugung nach, mit deren Darlegung sie niemals kargte, von jeher eine Märtyrerin der Verhältnisse gewesen. „Der gute liebe Franz — er ist unser Wohlthäter, ich vergesse das nie, keinen Augenblick, aber er hat so viele Eigenheiten — ich versichere Sie, keine Haushälterin oder Gesellschaftsdame würde es ohne mich bei ihm aushalten. Schon daß er damals das Haus gerade dahin baute . . und ich, mit meiner schwachen Gesundheit: wer mir das früher gesagt hätte, daß ich noch einmal den Winter quasi auf dem Lande leben müßte . . Sie glauben nicht, wie kalt das Haus ist . . und dann die weiten Schulwege für die armen, lieben Kinder . . . Milly ist so zart . . . Aber das alles darf nicht in Betracht kommen, für einen solchen Bruder darf man keine Opfer scheuen!“

Wer nun etwa an einem schönen Sommertage den Garten und das Haus besucht hätte, dem wäre das Opfer, hier wohnen zu müssen, nicht allzu groß vorgekommen. Dann spielten die drei Kinder mit ihren Gefährten umher auf den weiten Rasenplätzen, oder suchten den hinter dem Hause gelegenen Obstgarten mit seinen ausgedehnten Stachel- und Erdbeerpflanzungen heim, oder sie schaukelten sich oder ließen Steine über die Oberfläche eines winzigen runden Bassins tanzen; und von den zahlreichen Bekanntinnen der Stadtgerichtsrätin, welche zu bewirten sie unbegrenzte Vollmacht hatte, war stets eine oder die andere da und saß mit ihr an dem schönen, mit großen Steinplatten belegten Platze in der Nähe des Hauses, den Frau von Meyring allen andern vorzog. Auf dem ovalen, weiß lackierten Tisch stand fast immer das prachtvolle, wenn auch etwas altmodische Porzellangerät und spendete irgend einen vorzüglich zubereiteten Trank — sie war ein wenig Epikuräerin, die gute Meyring —: starken Kaffee oder duftenden Thee; und über die vornehmen Hortensien- und Azaleenbüsche, welche das Plätzchen im Halbkreis umgaben und eigentlich

bildeten, schaute es sich so vorzüglich über den wohlgepflegten Garten hin und durch das verzierte Eisengitter des Eingangsthores auf die Chaussee und die staubigen Fußgänger auf derselben, welche, je nach ihrer Gemütsart, Blicke der Bewunderung oder stillen Neides über diesen Bereich des Wohlstandes und Behagens und seine anscheinend so glücklichen Bewohner schweifen ließen.

Franz Helmar, der mürrische Hagestolz, besaß wenigstens die Diskretion, sich am Tage fast niemals draußen zu zeigen und andern nicht die Freude an seinem Besitztum durch sein sauertöpfisches Gesicht zu verderben. Er hatte einen entschiedenen Hang zur Abgeschlossenheit und Einsamkeit, und hatte sich einen Teil des Hauses, einige große Zimmer im ersten Stocke und die Mansarden ganz und gar reserviert. Die Stadtgerichtsrätin gab öfters in leisem Klagetone zu verstehen, daß das sonnige Hinterzimmer in der ersten Etage, welches er hauptsächlich bewohnte, sich so herrlich zur Schlafstube der Kinder geeignet haben würde, und daß sie die Mansarden als passendsten Aufbewahrungsort für die Sommergarderobe im Winter und die Wintergarderobe im Sommer entsetzlich schwer entbehre. Aber hier möchten wir den alten Egoisten beinahe gegen die sanfte Leidende in Schutz nehmen: ältere Leute lieben die Sonnenwärme und bedürfen ihrer noch mehr als junge: und dann dürfte selbst dem unausstehlichen Helmar das Recht, sich in seinem eignen Hause ein paar Zimmer auszusuchen und für sich zu benutzen, nur schwer abzusprechen gewesen sein.

In diesen Stuben und Kämmerchen nun hauste der Sonderling tagaus tagein, fast immer mit dem Ordnen und Umordnen seiner mannigfaltigen Sammlungen beschäftigt. Ein leidenschaftlich gerittenes Steckenpferd hatte er stets, aber sein Marstall enthielt deren verschiedene, mit welchen er abwechselte. Und sie glichen sich untereinander gar nicht: war er, als man ihn zuletzt gesprochen, Feuer und Flamme gewesen für die Herstellung einer möglichst vollständigen Kollektion von Insekten aus der Familie der Arachniden, so daß er die Mühe und die Kosten nicht scheute, sich Exemplare aus fernen Erdteilen kommen zu lassen, so fand

man ihn beim nächsten Besuche mit einer Sammlung ganz andrer Art beschäftigt: er saß in einem gewaltigen Bücherhaufen, aus Werken der verschiedensten Sprachen bestehend, und suchte und exzerpierte Stellen, welche sich auf die Herstellung oder Verwendung der sauern oder Dickmilch bezogen oder eine Erwähnung dieses Nahrungsmittels, das er für eines der gesündesten erklärte, enthielten. Um dem Besucher darzuthun, daß die curds and whey der Hochschotten und unsre saure Milch ein und dasselbe seien, daß dies herrliche Gericht schon in den Idyllen des Bion und Moschus gerühmt werde und eine Hauptleckerei der im köstlichsten Naturzustand lebenden Cyklopen gewesen sei, entwickelte er einen Vorrat buntscheckiger Kenntnisse, der billig in Erstaunen setzen konnte. Man wird hiernach den Ton eines halb zärtlichen, halb verächtlichen Mitleids, welchen die Stadtgerichtsrätin für die Liebhabereien und die ganze Richtung ihres Bruders stets in Bereitschaft hatte, erklärlich und durchaus gerechtfertigt finden. Beiläufig erwähnen wir, daß Franz Helmar zur Zeit, als unsre Geschichte beginnt, seine Aufmerksamkeit und seinen Anteil mit der ihm eigentümlichen Ausschließlichkeit den Nachtschmetterlingen bis zur Kleidermotte hinab zugewendet hatte und alle im mittleren Europa vorkommenden Arten auf Kork und Nadel zu bringen bemüht war.

Eines Nachmittags im Maimonat war ein Gast im Helmarschen Hause angekommen, der etwa eine Woche dort zu bleiben gedachte, und der Einladung des Hausherrn mit ziemlich großer Neugierde gefolgt war. Es war Ernst Helmar, der Sohn eines Vetters desselben, ein junger Mensch von zwanzig Jahren; er hatte die Abgangsprüfung am Gymnasium vor kurzem rühmlichst bestanden und sollte nun in einigen Wochen die Universität beziehen, um dort Medizin und Naturwissenschaften zu studieren.

Etwa eine Stunde nach seiner Ankunft wandelte Ernst langsam mit der Stadtgerichtsrätin im Garten umher und hörte ihr zu, wie sie ihm ihre mannigfachen Leiden und Entbehrungen auseinandersetzte und ihm über die Sonderbarkeiten des guten lieben Onkel Franz einige Winke und Aufschlüsse gab. Die Bekanntschaft der beiden war noch eine sehr junge, da sie kurz zuvor

mit dem Eintritt des Gastes in das Wohnzimmer der Meyrings begonnen hatte. Aber Frau von Meyring, eine offene Natur, wie sie oft selber sagte und ebenso oft beklagte, hatte schon ein gewisses Zutrauen zu dem jungen Vetter gefaßt: er hatte etwas sehr Gesetztes und Verständiges. Schon in seinem Aeußern sprach sich das aus; die breite etwas kurze Gestalt, der runde Kopf, mit starkem Kraushaar bedeckt, die vorliegende Stirn, das alles bildete zwar gerade kein schönes Ganze — Milly von Meyring hatte den Vetter sogar nach kaum sekundenlanger Besichtigung für „scheußlich“ erklärt — aber es war doch alles aus einem Gusse und es paßten dazu die ruhigen Bewegungen, die tiefe Stimme und auch der klare Blick aus etwas tiefliegenden, glänzenden graubraunen Augen, dem einzigen, was man an dem äußern Menschen des Vetter Ernst hübsch nennen konnte. Uebrigens sah er gar nicht aus wie jemand, der sich über den Eindruck, den er auf andre macht, grämen, oder überhaupt um denselben viel kümmern würde; auch die deutlich an den Tag gelegte Mißachtung seines schönen zwölfjährigen Kousinchens gegen ihn schien ihn eher zu belustigen als zu ärgern.

Keineswegs vergalt er ihr Gleiches mit Gleichem. Während er den Vertrauensausbrüchen ihrer Mutter geduldig lauschte, folgten seine Augen aufmerksam der hellen Gestalt des Kindes, wie sie hier und da im Garten umherflatterte. Und das kleine Ding wußte sehr gut, daß er sie beobachtete. Zwar vermied sie es geflissentlich, auch nur einmal nach der Richtung hinzusehen, wo die Mutter und der Vetter sich befanden, oder ihnen in die Nähe zu kommen. Aber sie entfernte sich auch nicht aus dem Gesichtskreis der beiden; bald hing sie hier an einem Syringenbusch und brach von den höchsten ihr erreichbaren Blütentrauben, bald war sie drüben am Gitterthor und jagte ein paar Bettelbuben fort, welche die Frechheit gehabt hatten, ihre schmutzigen Gesichter gegen die enggereihten Eisenstäbe zu drücken, um einen Blick auf das verschlossene Paradies zu gewinnen; oder sie lag auf den Knieen in dem kurzen trockenen Grase, wo sie versucht hatte, ihren Strohhut über einen Kohlweißling zu werfen, und führte eine allerliebste Komödie auf, indem sie den breiten Rand des Hutes an

einer Stelle langsam ein ganz klein wenig in die Höhe hob, und dann, um zu erspähen, ob der Schmetterling auch wirklich darunter sei, den Kopf so tief zur Erde bückte, daß ihre lange goldblonde Mähne, über die Stirn und die Schultern rollend, um sie her über das Gras reichte.

„Milly, du bringst Grasflecken an dein Kleid!“ wehklagte die Mutter, aber Milly hörte nicht: sie setzte ihre Untersuchung fort, welcher der Vetter lächelnd zusah, während der vermeintlich gefangene Schmetterling fast wie zum Spott über ihr in der Luft hintanzte, und als sie endlich, des Spieles überdrüssig, den Hut aufhob und nichts darunter entdeckte, da warf sie wie ärgerlich das Blondhaar aus dem geröteten Gesicht und schoß von dannen, und auf die wiederholten Rufe der Mutter hatte sie nichts als ein ungeduldiges Zucken mit den Schultern zur Antwort.

Nun schien es aber, als habe sich der neue Vetter an ihrem Spiel sattgesehen oder sie vergessen; er wendete seine ganze Aufmerksamkeit ihrer Mama zu und schaute sich gar nicht mehr um. Da dauerte es nicht lange, und an der freien linken Seite der Stadtgerichtsrätin befand sich plötzlich eine zierliche Gestalt in einem hellen blauen Kleide und unterbrach auf eine summarische Weise die vernünftige Unterhaltung der Großen, indem sie die Arme um den Hals der Mutter schlang, ihren Kopf zu sich niederzog und ihr etwas ins Ohr flüsterte. „Gewiß, sobald du willst, mein Liebling,“ antwortete Frau von Meyring, und dann schob sie das Kind ein wenig vor sich, strich ihr die Locken aus der zarten Stirn und sagte mit Stolz: „das ist meine Aelteste. Komm, Milly, du hast, glaube ich, den Vetter Ernst noch gar nicht begrüßt; komm, reiche ihm die Hand und sieh ihn einmal ordentlich an.“

Zu letzterem war Fräulein Milly für jetzt nicht zu bewegen; sie hielt die Lider beharrlich gesenkt, während sie sich endlich dazu verstand, ihr Händchen in die kräftige Rechte des Vetters zu legen. „Ich denke, wir werden doch noch gute Freunde, Kousinchen,“ sagte Ernst Helmar gutmütig; „oder wir würden es werden, wenn wir Zeit hätten, uns ordentlich kennen zu lernen. Ich

kann dir bei der Schmetterlingsjagd helfen, und zum Obstschütteln, zum Syringenbrechen und dergleichen Herkulesarbeiten bin ich sehr gut zu gebrauchen!“

Sie verstand ihn nicht recht und wußte nicht, ob er sich etwa über sie lustig machte, aber er hatte ihr doch zugesehen, darin hatte sie sich wenigstens nicht geirrt. Und noch am selben Nachmittag, als Ernst ihre beiden kleinen Brüder schaukelte, stand sie erst von ferne und dann war sie auf einmal neben dem letzten Johannisbeerbusch, etwa zehn Schritte weit von der Schaukel, und nicht lange, so ließ sie sich von dem Vetter hineinheben und der bewegliche Sitz, von seinen kräftigen Händen geschwungen, flog mit ihr hoch durch die Luft, so daß ihr der Atem stockte und sie ängstlich schrie, er solle aufhören. Er lachte und machte die Sache mäßiger, aber sie verlangte hinab, weil sie alles leicht müde wurde, und nachdem sie in seinen Armen zur Erde herabgeglitten, entwitschte sie ihm ohne Dank.

Es war indessen dämmerig geworden und Ernst, der noch nicht recht wußte, was er in dem fremden Hause alles mit sich anfangen sollte, wollte eben hineingehen, als ein gewaltiges Jauchzen und Geschrei der beiden kleinen Jungen seine Aufmerksamkeit auf sich zog. Sie tobten und jubelten wie besessen und riefen dazwischen mit der Unermüdlichkeit der Jugend unzähligemal ein Wort, was er aber nicht verstand. Als er in ihre Nähe kam, hingen sie sich an ihn und zogen ihn in die Büsche. „Da ist sie! hilf uns, daß wir sie kriegen; Ernst! Mottenjäger! ho, ho —“

„Wen? was habt ihr vor?“ fragte er verwundert. „Mottenfänger! Mottenfänger!“ sang und schrie die kleine Brut von neuem statt aller Antwort, und jetzt gewahrte Ernst nur im Fluge in einiger Entfernung eine dunkle Gestalt, die ein weißes an langer Stange befestigtes Schmetterlingsnetz zu tragen schien. Der Aelteste schoß vorwärts, in das Labyrinth der Stachelbeerbüsche hinein; den Kleinern, der auf einem Beine hüpfend und kreiselnd wie ein tanzender Derwisch seinen Gefühlen durch fortwährende Wiederholung jener sonderbaren Injurie Luft machte, hielt Ernst fest: „Halt, Hugo — Rede gestanden! wer ist das dort?“

„Sie fängt Motten! sie muß Motten fangen für den Onkel! sie muß sie braten! schmecken sie gut, Hanneliese? ho, ho!“ tobte der kleine Unhold von neuem und riß sich los, und Ernst, seinem eignen Scharfsinn überlassen, zog aus der ganzen Szene den Schluß, daß der wunderliche Onkel auch die weiblichen Dienstboten des Hauses zur Unterstützung bei seinen Liebhabereien benutzte. Im stillen machte er die Bemerkung, daß bei den beiden kleinen Stadtgerichtsräten der Witz sich früher und stärker als die Gutmütigkeit entwickelt habe, er überließ sie für jetzt ihrem Schicksal, etwas übersättigt von ihrer Gesellschaft; ihm war von jeher alles, was nach Verhöhnung eines Hilflosen, Untergeordneten schmeckte, in der Seele zuwider gewesen.

Ernst hatte bis jetzt den Onkel noch nicht gesehen, aber es war ihm in Aussicht gestellt worden, daß er am Abend zugelassen werden würde. Er wartete darauf, denn es lag ihm daran, seinem Verwandten den Dank für die an ihn ergangene Einladung, aber auch für mancherlei andre Beweise einer immerhin wohlwollenden Teilnahme auszusprechen, die im Laufe der Jahre Herr Franz Helmar, ihm unbekannt von Angesicht, wie aus der Wolke ihm hatte angedeihen lassen. Etwas enttäuscht war er daher, als es hieß, der Onkel sei für heute nicht mehr zu sprechen und lasse ihm eine gute Nacht unter seinem Dache wünschen; und er dafür aufgefordert wurde, den Thee mit der Tante von Meyring zu trinken. Man wies ihn in ihren kleinen Salon, ein allerliebstes Zimmer, in dem sich Ernst mit einigem Erstaunen umsah. Er kam aus einer zahlreichen in einem Landstädtchen lebenden Familie und war an ein sehr einfaches Heimwesen gewöhnt; von diesen unzähligen Vorrichtungen zur Bequemlichkeit, diesen Causeusen, niedrigen Sesseln, gestickten Fußkissen, Fensterdecken, Zug-, Feuer- und Lichtschirmen, dieser fast erstickenden Fülle von niedlichen Raritäten, die verschiedene Konsolen, einen Spiegeltisch und Schreibtisch und mehrere Eckbretter bedeckten, hatte er bisher gar keinen Begriff gehabt. Er bewunderte das alles aufrichtig; auch den überaus zierlich gedeckten Theetisch, nur daß ihm, da er nun einmal am genauen Besichtigen fremder Wunder war, die schönen Porzellanschalen mit feingeschnittenen Scheibchen

kalten Fleisches auffielen und fast zu zierlich vorkommen wollten. Doch tröstete er sich damit, daß diese wahrscheinlich nur eine Art Schaugerichte seien und die eigentlichen Kerntruppen des Mahles später noch ins Treffen geführt werden würden. Da wir im Laufe der Erzählung auf diese Nebenumstände wohl kaum zurückkommen werden, so schalten wir für genaue und geduldige Leser hier die Bemerkung ein, daß er sich in dieser Hoffnung getäuscht sah und — da er heute der Reise wegen um das Mittagessen gekommen war — ziemlich hungrig zu Bette gehen mußte.

Ernst stand gerade vor einem feinen japanesischen Schirm, der neben dem Sofa aufgestellt war, um den einen Eckplatz desselben gegen die Zugluft aus der daneben befindlichen Thüre zu schützen, und bewunderte die darauf angebrachten phantastischen Malereien, als Frau von Meyring eintrat. Ihr folgte Milly, ganz märchenhaft reizend in einem bunten durchsichtigen Kleide und einem Kettchen von Goldfiligranarbeit um den feinen Hals. Die Tante lud freundlich zum Sitzen ein. „Will das Kousinchen heute abend noch zum Balle gehen?“ fragte Ernst, während er das zarte Kind staunend betrachtete. „Oh nein“, entgegnete die Tante, mit einem liebenswürdigen, ein ganz klein wenig mitleidigen Lächeln; „Milly muß abends, wenn sie in meinem Zimmer Thee trinken darf, immer den Anzug wechseln; sie ist dann gewöhnlich ganz zerzaust und derangiert von dem Herumtollen im Garten. Sehen Sie, lieber Ernst,“ — die Tante lehnte sich jetzt in behaglichem Ermatten in die Sofaecke zurück; zuvor hatte sie den japanesischen Wunderschirm sorgfältig zurecht gerückt und ein an zwei Schnüren laufendes grünseidnes Vorhängchen, welches unten an der Lampenglocke befestigt war, so geschoben, daß es über ihren Platz eine milde Halbhelle verbreitete — „sehen Sie, dies Theestündchen abends ist eigentlich meine einzige Erholung im Tage. Sie glauben gar nicht, wie viele Unruhe und Unbequemlichkeit das Leben in diesem Hause für mich mit sich führt, oder Sie werden es vielleicht begreifen, wenn ich Ihnen sage, daß wir fünf Dienstboten halten, den Gärtner, der hinten im Garten wohnt, und alle die Leute, die wir für die mehr außergewöhnlichen Arbeiten gewöhnlich im Hause haben, gar nicht ge-

rechnet. Es ist zwar eine Haushälterin da, aber das nimmt natürlich die Verantwortlichkeit nicht von meinen Schultern. Wer hat schließlich ein wirkliches, aufrichtiges Interesse an allem, sieht darauf, daß nichts verschleudert werde, daß die Leute, die alle gut bezahlt werden, auch nur einigermaßen etwas leisten? ich! und dann habe ich obendrein noch Aerger mit der Werner, die mir immer zu verstehen gibt, daß ich ihr mit meiner Einmischung den Dienst erschwere." Sie seufzte tief. „Franz ahnt gewiß nicht, was für Opfer ich ihm fortwährend bringe. Die Männer wissen das nie. Wenn er dann wenigstens wäre wie andre Menschen, nicht gar so wunderlich, so voll von — im Vertrauen gesagt — verrückten Eigenheiten. Ich sagte ihnen vorhin, diese Tasse Thee abends in meinem bescheidenen Stübchen sei meine einzige Erholung: Sie werden an mich denken, wenn wir morgen beim Mittagessen sitzen."

„Warum? hat dasselbe besondere Unbequemlichkeiten für Sie liebe Tante?" fragte Ernst teilnahmvoll.

Die Stadtgerichtsrätin nickte ihrem Töchterchen zu und hob dann die Augen zum Himmel. „Jetzt sollen Sie eine der tollsten Marotten des Onkels kennen lernen —"

Ernst blickte hier etwas besorgt und unbehaglich nach dem kleinen Mädchen, was diese, abgesehen von allem andern, seines Erachtens ziemlich unpädagogische Sprechweise der Dame von ihrem Bruder und Wohlthäter wohl für einen Eindruck auf dasselbe mache: Milly schien sehr unbekümmert darum und grub eben ihre starken weißen Zähne in ein Stück Zuckerwerk.

„Er besteht darauf," fuhr die Tante fort, „daß außer den untern Domestiken alles im Hause befindliche an dieser patriarchalischen Mahlzeit teilnehme, die Flickfrau, die alle Wochen ein paar Tage kommt, die Haushälterin natürlich, der Kopist, den er oft beschäftigt, — wir haben schon zu fünfzehn Personen an diesem Tische gesessen, der mir vorkommt wie die Hochzeitstafel im Evangelium, zu der die blinden und lahmen Bettler von der Landstraße geladen waren. Daß ich mit meiner kleinen Familie mich dispensiere, leidet er durchaus nicht, ich müßte denn sterbenskrank sein. Die Leute genieren sich natürlich in

unsrer Gegenwart, kein Mensch ißt mit Behagen, aber es hilft alles nichts: er wolle auf diese Weise einen Ueberblick über seinen Hausstand behalten, sagt er."

„Dann werde ich den Onkel also morgen bei Tische ganz bestimmt sehen?" fragte Ernst mit einiger Lebhaftigkeit.

Die Tante zuckte die Achseln und schloß die dünnen Lippen fest, als gedenke sie in der nächsten halben Stunde sich nicht mehr mündlich zu äußern, gleich darauf aber sagte sie: „Es wird täglich für den Onkel mit gedeckt, auf seinen ausdrücklichen Wunsch, und er stellt uns seine Gesellschaft bei Tische alle Tage in Aussicht; aber er hat in den letzten zwei Jahren doch nur dreimal etwa wirklich mitgegessen; ob er es Ihretwegen morgen thun wird, kann niemand im voraus wissen. Es ist nicht unmöglich, aber auch gerade nicht wahrscheinlich."

Die Tante erging sich noch eine Weile in Betrachtungen über ihr mühebelastetes Dasein und machte den Vetter zum Vertrauten ihrer Ansichten über die verkehrte Hausordnung des Onkels und über mancherlei andre Dinge, endlich aber fiel ihr ein, daß der junge Mensch, den sie für jetzt hier zum Hause rechnete und bisher nur in diesem Lichte betrachtet hatte, an einem andern Orte auch eine Sonderexistenz habe, und sie fragte ihn nun recht freundlich nach seinen Studien, seinen Eltern, seinen Aussichten für die Zukunft und andres dergleichen. Dann wendete sich das Gespräch dem etwas Allgemeinern zu; die Tante erzählte von der Stadt hier, von ihren Bekannten, und nun nahm auch Milly, die immer noch Zuckerwerk knabberte, ihren Teil daran; sie kannte alle Verhältnisse, welche von ihrer Mutter berührt wurden, und hatte schon ganz entschiedene Ansichten über Menschen und Dinge, die sie mit einer vielleicht etwas zu großen, aber von der Mama augenscheinlich nie beeinträchtigten Freiheit vortrug.

Neugierig sah sich Ernst am folgenden Tage an der langen Mittagstafel um, an welcher zehn Personen sitzen mochten; da er etwas kurzsichtig war, konnte er die am untern Ende Befindlichen nicht genau erkennen, und vermochte sich nicht recht zu denken, wer das alles sei. Am obern Ende des Tisches stand

ein schöner eichener Lehnstuhl für den Hausherrn; rechts davon saß Frau von Meyring, neben ihr ihre Kinder; Ernst fand sich zu Linken des Ehrenplatzes eingereiht, und seine Nachbarin links war Fräulein Werner, die Haushälterin, und dann folgten noch verschiedene weibliche und ein männliches Wesen, die sich alle während der Mahlzeit fast völlig schweigsam verhielten. Frau von Meyring richtete über den Tisch hinüber öfters das Wort an Ernst, jedoch zu einer unbefangenen Unterhaltung wie gestern Abend konnte es natürlich nicht kommen. Die Tante wurde von den Bedürfnissen, aber auch von dem Betragen ihrer kleinern Kinder mehr in Anspruch genommen, als ihr lieb schien: die beiden Jungen hielten während der ganzen Mahlzeit einen Zustand aufrecht, welchen man den einer verhaltenen Ungezogenheit hätte nennen können: einer gewissen Schranke schienen sie sich bewußt, die sie nicht überschreiten durften, aber innerhalb derselben benahmen sie sich immerhin ziemlich auffällig. Bald fiel dem einen ein saftiges Stück Fleisch von der Gabel zur Erde, weil der andre ihn unversehens an den Ellbogen gestoßen hatte: dann wieder fühlte sich dieser letztere von hinten an den Haaren gezogen, als er eben sein kleines Weinglas zum Munde führen wollte, sodaß ihm der Inhalt desselben teils in Nase und Augen gelangte, teils weithin über den Tisch verspritzt wurde: und die Mutter hatte immerfort zu thun, um einen lauten Ausbruch der Feindseligkeiten zu verhindern, bis ihr zuletzt die Röte der Aufregung auf den Wangen brannte. Uebrigens nahm sonst kein Mensch am Tische von diesem kleinen Krieg und den Leiden der Stadtgerichtsrätin Notiz: Ernst glaubte zu bemerken, daß, wenn die Jungen besonders ungezogen waren, Frau von Meyring wie in Befangenheit oder Unbehagen nach Fräulein Werner hinüber blickte; diese Dame aber schien das nicht wahrzunehmen, und that, als ob die keineswegs zu übersehende Familie ihr gegenüber nicht existiere.

Ernst wußte nicht recht, was er aus der Haushälterin machen sollte. Sie sprach kein Wort mit ihm, und er würde sie für mürrisch und unfreundlich gehalten haben, wenn sie seinen Teller nicht immer wohl versorgt gehalten und auf sein Glas

— am obern Ende des Tisches gab es Wein, am untern Bier — fleißig geachtet hätte. Uebrigens schien sie die Augen überall zu haben; sie ermunterte den gar zu schüchternen männlichen Tischgast am unteren Ende — er war, wie sich herausstellte, ein Tapezierer; sie winkte der Flickfrau zu bei den vortrefflich zubereiteten Klößen, als sei das eine Lieblingsspeise derselben; sie dirigierte die aufwartenden zwei Mägde, legte den Braten vor, verteilte den Pudding, kurz, sie sorgte mütterlich für alle, bis auf die Familie von Meyring, welche, wie anzunehmen war, über der Notwendigkeit solcher Fürsorge stand.

Ernst hatte während der Mahlzeit so mancherlei zu beobachten gefunden, daß er sich keineswegs gelangweilt hatte, obgleich kein rechtes Gespräch aufgekommen war; als man sich erhob, fiel ihm erst wieder ein, daß der Platz des Onkels leer geblieben war.

Dennoch machte der junge Mensch endlich an diesem Tage die persönliche Bekanntschaft des Hausherrn. Fräulein Werner übermittelte ihm die Aufforderung desselben, der junge Gast möge sich nach dem Abendessen bei ihm einfinden. Es dämmerte schon stark, da stand Ernst auf dem Gange des ersten Stockwerks vor einer festverschlossenen weißen Thür, die zu dem Bereiche des Onkels führte. Ein Klingelzug war nicht da, er klopfte, und alsbald ließ sich drinnen ein leichter Schritt hören und man schob den Riegel zurück. In der geöffneten Thüre fand er sich gegenüber ein junges Mädchen, eigentlich ein Kind noch, welches ihm aber sogleich den Rücken wendete und ihm nach den innern Zimmern voraneilte. Das Herz klopfte ihm doch, als er nun in die letzte, eine geräumige Hinterstube trat und vor einem großen Tisch am Fenster den Sonderling sitzen sah. Die Hand auf die Platte des Tisches gestützt, drehte sich Herr Helmar langsam nach dem Eintretenden um, schaute ihn aufmerksam an und nickte ein paarmal langsam mit dem Kopfe. Ernst trat zögernd näher, aber er faßte sich doch ein Herz und reichte dem Onkel die Hand hin, die dieser kaum mit den Fingern berührte und dann, als verbrenne er sich daran, rasch wieder losließ.

„Ich bin Ernst Helmar, lieber Onkel; ich bin Ihrer freund-

lichen Einladung gefolgt" — jener winkte abwehrend mit der Hand, aber Ernst ließ sich nicht irre machen und fuhr fort „und will Ihnen nun meinen Dank dafür und für all Ihre Freundlichkeit sagen." — „Schon gut, schon gut . . war gar nicht nötig — ich kann das Bedanken nicht leiden, das hätte Ihnen die Meyring sagen können. Sehen Sie einmal hier," damit schob er auf dem Tische etwas vor ihn hin, „kennen Sie den Kerl schon?"

Es war ein auf einer dunkeln Unterlage sorgfältig ausgebreiteter großer Abendfalter in leblosem Zustande, ein wunderschönes Exemplar. Ernst beugte sich tief darüber und betrachtete den Schmetterling aufmerksam. „Sollte das sphinx celerio sein?" sagte er endlich zweifelnd. „Wie, sind Sie so gut beschlagen!" rief Herr Helmar augenscheinlich erfreut. „Ja, es ist ein Weinvogel. Da Sie ihn erkannt haben, werden Sie auch wissen, wie außerordentlich selten er ist . . à propos, woher wissen Sie so genau Bescheid?"

„Ich sammelte früher selber," gab Ernst zur Antwort. „Dieser sphinx aber habe ich nie habhaft werden können. Ich kenne sie aus dem Naturalienkabinet unseres Gymnasiums und habe mir viel Mühe drum gegeben, aber ohne Erfolg."

Herr Helmar rieb sich die Hände. „Das glaube ich . . ja, das glaube ich gerne. Und wo meinen Sie wohl, daß dieser her ist? — ich habe ihn selber gefangen" — fragte er prüfend.

„Doch nicht in dieser Gegend," sagte Ernst erstaunt. „Ich hätte gedacht, da müßte man schon viel weiter südwärts gehen."

„Getroffen. Aber wie weit wohl, das denken Sie gewiß nicht: aus Bozen ist er, von dort brachte ich ihn im vorigen Sommer mit. Ich hatte meinen Kopf darauf gesetzt, ihn zu erwischen — ich habe mir die Jagd sauer werden lassen!"

Das Gespräch kam nun nicht mehr ins Stocken. Ernst war einer von den Menschen, die alles was sie wissen ordentlich wissen. Zur Beobachtung der Natur hatte ihn von jeher besondere Neigung geführt, und dank seinem regelmäßigen Studiengang hatte er hier weit mehr positive Kenntnisse als der Onkel,

der hier und da herum dilettierte. Herr Helmar aber besaß Geist genug, um seine Mängel einzusehen; er war kein Besserwisser, fragte sehr gescheit und sah immer gleich, worauf es ankam.

Eine grün beschattete Lampe war unterdes hereingebracht worden, die das Zimmer so ziemlich im Halbdunkel beließ. Dasselbe sah auf diese Weise noch unwohnlicher aus, als vielleicht beim Tageslicht: Möbel, die nur der Bequemlichkeit gedient hätten, waren nicht darin, nur einige Strohstühle, der Tisch am Fenster, noch ein andrer großer Tisch und an den Wänden zahlreiche Gestelle und Regale, mit Büchern und allerlei Kästen beladen. Zierlich aufgesteckte Gardinen umwölkten die Fenster auch nicht; dieselben waren kahl, an einem hing ein einfacher leinener Vorhang herab, der aber jetzt zurückgezogen war, so daß man ungehindert in die dunkle Nacht draußen blicken konnte.

Ernsts Interesse an den Sammlungen des Onkels war kein geheucheltes; und Herr Helmar wünschte nicht besseres, als ihm einen kleinen Teil seiner Schätze schon heute abend zu zeigen. Kasten auf Kasten ließ er sich herbeibringen und freute sich an der Freude und dem Verständnis seines jungen Verwandten. Die Hände der Person, welche jedem Winke Helmars gewärtig, alles was er wünschte herbeitrug, waren so geschickt, und ihr Tritt so geräuschlos, daß Ernst, welcher sich leicht vertiefte, gar nicht acht darauf hatte, wer die Schmetterlingskasten vor ihn hinschob und wieder entfernte. Nur einmal schaute er halb verwundert auf, als der Onkel ärgerlich ausrief: „Wie kann man so dumm sein, Luise! den Kasten mit den Triphaenen, hatte ich gesagt, oben links! du mußt auf einen Stuhl steigen!“ Doch waren seine Gedanken noch bei den Schmetterlingen und die Gestalt des halbwüchsigen Mädchens, welches jetzt wieder erschien, hatte zu wenig Auffallendes, um dieselben ab und auf sich zu lenken.

Von jetzt an brachte Ernst für die Dauer seines Aufenthalts jeden Tag einige Stunden mit dem Onkel zu. Es fand sich mancherlei, was die beiden mit einander betreiben konnten.

Eine Hauptleidenschaft des ältern Helmar waren mathematische Studien und Berechnungen, und Ernst war ein sehr guter Mathematiker; so saßen die beiden stundenlang zusammen und lösten schwierige Probleme zum Vergnügen.

Die Tante war anfangs erstaunt darüber, und nicht gerade angenehm überrascht von dieser Uebereinstimmung der Geschmacksrichtungen, welche sich da, für sie ganz unerwartet, hervorthat. Sie hatte bisher geglaubt, der liebe gute Franz sei zum Glücke ein Unikum, und es müßten ihr bei ihren sanften Klagen über seine Sonderbarkeiten die Sympathien der ganzen übrigen Menschheit unfehlbar zur Seite stehen. Daß nun aber dieser junge Vetter, sonst ein ganz vernünftiger Mensch, mit dem Onkel etwas anzufangen wußte, das machte sie einigermaßen irre und raubte ihr einen Teil der liebenswürdigen Unbefangenheit, mit welcher sie angefangen hatte, ihren Bruder bei dem jugendlichen Verwandten hier und da ein wenig lächerlich zu machen.

Uebrigens blieb Ernst doch mit der Familie von Meyring in vollkommenstem Einvernehmen. Was kümmerten ihn der Tante Adele kleine Schwächen; er war viel zu gutmütig und ehrlich, um leicht zu verdammen, selbst da, wo sein Scharfblick die zartgefärbten Schleier, durch welche seine Mitmenschen ihren Egoismus zu verhüllen und wohl gar als Vortrefflichkeit passieren zu lassen strebten, leicht durchdrang. Einen Vorzug hatte die Tante Meyring in seinen Augen jedenfalls: sie war die Mutter einer ganz allerliebsten Tochter. Ernst betrachtete das schöne Kind mit derselben liebevollen Bewunderung, wie einen seltnen Schmetterling oder ein fremdes Schmuckvögelchen. Und ihre Verachtung für ihn hatte nachgelassen; sie ließ sich herab, mit ihm in die Stadt spazieren zu gehen, abends mit ihm Dame oder Mühle zu spielen und sogar ihm ihr zuletzt gelerntes Klavierstück „l'Antilope du désert“ vorzutragen. Hierbei aber wäre ihre Freundschaft beinahe zu Schaden gekommen. Ernst, nach Art unmusikalischer Leute, blieb an dem Titel der Komposition haften und grübelte darüber nach, in welchem Bezuge iqeses für seinesgleichen unverständliche Tongewirre wohl zur Wüstenantilope stehen möchte. Er gab also auf Millys Spiel

nicht eher acht, bis einige bedenkliche Mißtöne ihn aufmerksam machten, und er sich endlich der Ueberzeugung, daß seine kleine Schönheit sehr schlecht spiele, nicht länger verschließen konnte. Da meinte er denn, als sie aufgehört hatte, ziemlich erleichtert mit einem Lächeln, die Antilope habe wohl zuweilen fehlgesprungen? Milly, die voraussetzte, daß der gelehrte Vetter von Musik nichts verstehe, hatte Lob und Bewunderung erwartet und nahm das Scherzwort gewaltig übel, und sie ließ ihn ein paar Tage büßen, ehe sie sich wieder einigermaßen versöhnt zeigte.

Ernsts Besuch im Hause war schon um einige Tage über die ursprünglich angesetzte Frist hin ausgedehnt worden und nahte nun seinem Ende. Als der junge Mensch eines Nachmittags in das Wohnzimmer der Stadtgerichtsrätin trat, um auf ihre Einladung mit ihr Kaffee zu trinken — seine Abende belegte jetzt meist der Onkel mit Beschlag — wurde er dort Zeuge einer kleinen Familienszene, die einen merkwürdigen Aufschluß für ihn herbeiführte. Milly lag, als er eintrat, in einem der niedrigen Sessel, und hatte verweinte Augen und hochrote Wangen und die Mama sah auch etwas alteriert aus, suchte aber die Kleine nach Kräften zu beschwichtigen. „Sei nur wenigstens jetzt ruhig, mein Liebling! wir wollen sehen, was sich thun läßt. Wenn du so fortfährst, wirst du morgen noch rote Augen haben und abscheulich aussehen.“

„Das ist mir einerlei,“ schluchzte Milly. „Ich gehe gar nicht mit . . ich will nicht neben dem garstigen Ding hergehen . . lieber bleibe ich zu Hause . . ich *will* nicht! o, es ist abscheulich!“

Ernst war zur Tante Meyring getreten und sah sie betroffen und fragend an. Sie zuckte die Achseln, als wollte sie sagen: das arme Kind, ich kann ihr so Unrecht nicht geben . . zu Milly aber meinte sie: „Komm, was soll der Vetter von dir denken, sei jetzt verständig“ . . und da Milly ihr thränenschweres kleines Battisttuch jetzt hervorzog, schien sie das als einen Beweis für die wiederkehrende Fassung ihres Töchterchens anzusehen, und beantwortete nun die teilnehmende Frage des Vetters.

„Ja, das ist wirklich eine fatale Geschichte. Sie werden gehört haben, daß morgen am 25. Mai, am Geburtstage unsrer Fürstin, eine Feier stattfindet, an der sich alle Schulen, auch die Privatanstalten, beteiligen. Nun wohnt seit einiger Zeit die Prinzeß Alix hier; sie hat von jeher viel für die Stadt gethan und ihr soll morgen, am Ehrentage ihrer Nichte, von den Schülerinnen eine Ovation dargebracht werden . . Sie wissen ja, Ueberreichung von Blumenkörben und Bouketts, eine Ansprache in Versen, alles nach dem gewöhnlichen Schlage. Anstatt daß nun jeder Anstalt überlassen geblieben wäre, die Schülerinnen, die ihr am geeignetsten scheinen, für diese Ehre auszusondern, haben die Stadtbehörde und einige superkluge Damen, die sich in alles mischen, die Köpfe zusammengesteckt und eine neue Einrichtung verfügt: sie selber haben aus all den Schulen die „Würdigsten“ herausgelesen, und in ihrer Weisheit ganz genau das Zeremoniell bestimmt, nach welchem die Blumenträgerinnen je zwei und zwei aufmarschieren sollen, und zwar, was meinen Sie, Volksschulen, höhere Anstalten, alles durcheinander durch das Los gepaart! Ich finde die Idee unendlich abgeschmackt. Milly besucht einen Privatzirkel und die Vorsteherin hat“ — mit einem erklärenden Augenzwinkern — „natürlich dafür gesorgt, daß sie unter die Erwählten kam. Und nun will es der allerunangenehmste Zufall, daß das Los ihr aus der übrigen Herde als Gefährtin die Luise Helmar zuführt, unsre Luise hier, die, glaube ich, in ihrer Schule nicht so einfältig ist, wie sie uns vorkommt.“

„Und sie wird abscheulich und ordinär aussehen, wie immer, als wäre sie aus dem Waisenhause — sie hat ja kein ordentliches Kleid — und wenn sie gefragt wird, wer sie wäre, wird es heißen, meine Kousine — oh, ich schäme mich tot . . Mama, warum ist sie auch meine Kousine“ — hier richtete sich Milly leidenschaftlich auf und sah ihre Mutter bitterböse an — „warum hast du solche Verwandte!“

„Milly, Milly!“ — Frau von Meyring war betreten geworden und streifte den Vetter mit einem raschen Blicke.

Ernst versuchte, der peinlich werdenden Erörterung eine scherzhafte Wendung zu geben.

„Ums Himmelswillen, Kousinchen, für den ganzen Kreis unsrer Verwandtschaft dürfen wir einander nicht verantwortlich machen wollen," sagte er; „es ist genug, wenn man, jener wohlgemeinten Warnung eingedenk, so ziemlich vorsichtig in der Wahl seiner Eltern gewesen ist. Wer weiß, du hättest dir wohl auch einen andern Vetter ausgesucht, als gerade mich, wenn es dir freigestanden hätte, und nun hast du so freundlich mit mir vorliebgenommen. Was ist denn aber diese Musterschülerin Luise Helmar für ein kleines Monstrum? und wo steckt sie? Sie trägt denselben Namen wie ich, ist also auch mit mir verwandt, da müßte ich mir doch die Ehre ihrer Bekanntschaft verschaffen. Wo wohnen die Leute, liebe Tante?" wandte er sich an Frau von Meyring.

Die Stadtgerichtsrätin sah ihn einige Sekunden lang ganz verdutzt an und sie sagte sich währenddessen im stillen, daß sie nun begreife, warum Onkel und Neffe so gut mit einander auskommen könnten; dann aber brach sie in ein lautes Lachen aus. Auch Millys verweintes Gesicht fing an, sich zu erhellen. „Soll das etwa heißen, Sie hätten die Luise Helmar noch nicht gesehen, Ernst?" fragte Frau von Meyring noch immer lachend.

„Gewiß. Wie sollte ich? Sie wissen, ich bin früher niemals hier in —burg gewesen."

„Nun, das ist wirklich amüsant! das muß ich bei nächster Gelegenheit dem Franz erzählen. Viel Eindruck hat sie Ihnen also jedenfalls nicht gemacht. Aber da sieht man, wo die gelehrten Leute die Augen haben."

„Ich verstehe Sie nicht, Tante. Ist das kleine Mädchen während meiner Anwesenheit einmal hier gewesen?"

Jetzt konnte sich Milly nicht länger zurückhalten. „Du siehst sie ja alle Tage," brach sie dazwischen. „Sie sitzt mittags bei Tische keinen Schritt weit von dir und abends steckt sie immer beim Onkel, da hast du sie hundertmal gesehen!"

Jetzt war an Ernst die Reihe, verdutzt auszusehen. Zunächst

konnte er seine eigne Vergeßlichkeit und Gleichgültigkeit nicht begreifen. Von jeher hatte er ja doch gewußt, daß der Onkel noch eine Nichte, die Tochter seines leiblichen, längst verstorbenen Bruders, bei sich erziehe. Und seit er hier war, war es ihm nie eingefallen, nach diesem Kinde zu fragen oder dasselbe zu vermissen. Sie war es also gewesen, die er oft gesehen hatte, ohne sich die Mühe zu nehmen, sie nur einmal genauer anzuschauen; die er für eine kleine Magd gehalten hatte. Er errötete bei dem Gedanken und schämte sich. „Ich muß gestehen, das kleine Mädchen ist mir bis jetzt nicht aufgefallen," sagte er. „Jedenfalls hielt ich sie nicht für das was sie war, und habe niemals jemand von Ihrer Familie ein Wort mit ihr sprechen sehen. Wollen Sie mir nicht etwas über ihre Verhältnisse sagen, liebe Tante?" — er sprach in einem ganz andern Tone als bisher.

Frau von Meyring zuckte die Achseln und blickte nach ihren kleinen Jungen hinüber, die am anderen Ende des Zimmers spielten, ehe sie mit etwas gedämpfter Stimme erwiderte: „Ihr Vater, unser jüngster Bruder, nahm von jeher eine untergeordnete Stellung in der Familie ein. Das Lernen wurde ihm sehr schwer; er wurde zu einem Pfarrer auf dem Lande gethan und kam ganz verbauert von dort zurück. Der Vater brachte ihn später im Forstfach unter, er trat in Privatdienste und lebte und starb in einem abgelegenen Waldnest. Er hatte eine Tochter seines Pfarrers geheiratet, die allen Nachrichten zufolge besser eine Viehmagd abgegeben hätte. Diese ist ein paar Jahre nach ihm gestorben; die Luise war das einzige Kind. Ich war entsetzt, als sie hier ankam, das reine Bauernmädchen, so unangenehm tölpisch, so scheu und dann wieder dreist, ein schreckliches Kind . . ."

Die Jungen waren unterdes herbeigekommen und hatten zugehört. „Die Hanneliese, die Mottenfängerin!" schrieen sie jetzt dazwischen, vielleicht um dem langsamen Verständnis des Vetters nachzuhelfen. „Die Hanneliese?" Ernst sah die Tante fragend an. „Ja, das war auch eine ihrer ländlichen Eigentümlichkeiten," sagte Frau von Meyring. „Wenn man sie

fragte, wie sie heiße, leierte sie mit einem Knixe ihre sämtlichen fünf oder sechs Taufnamen her. Johanne Luise waren zwei davon, daraus haben die Kinder, die das alles komisch fanden, Hanneliese gemacht. Natürlich verbot ich meinen Kindern, viel mit ihr zu verkehren, weil ich fürchtete, sie würden ihr ihre schlechten Manieren ablernen. Aber das machte sich von selbst: ich habe darin Glück mit den Kindern, sie haben ein merkwürdig feines Gefühl für Unterschiede im Stande und in der Bildung, ein zu feines vielleicht: sie wollten von Anfang an mit der Luise nichts zu thun haben."

„Darf ich vielleicht fragen," nahm Ernst jetzt das Wort, „wer sich der Erziehung der kleinen Verfemten hier im Hause nun eigentlich annimmt?"

Frau von Meyring sah ihn erstaunt an und erwiderte etwas kühl: „Mich geht das wirklich nichts an, das ist Sache meines Bruders. Er schickt das Kind in die städtische Töchterschule, die ja sehr gut sein soll; außerdem steht sie unter Aufsicht der Werner, die läßt es ihr jedenfalls an nichts fehlen. Aber da ist der Kaffee; ich bitte, daß wir das unerquickliche Thema nun fallen lassen."

Ernst war ein sonderbarer und unpraktischer Mensch. Anstatt daß er die Weltkenntnis und feine Unterscheidungsgabe der Tante Stadtgerichtsrätin nach diesen Eröffnungen erst recht geschätzt und sich durch die Vertraulichkeit, welche die durch Verwandtschaftsrücksichten nicht zu bestechende Dame ihm von Anfang an gezeigt hatte, noch mehr als bisher geehrt gefühlt hätte, entzog er ihr im stillen von Stund' an einen großen Teil der ihr vorher gezollten Bewunderung und wurde im Verkehr mit ihr weit zurückhaltender, als er gewesen war. Er war noch williger als zuvor, alle seine Zeit dem Onkel zu widmen; vergebens aber sah er sich bei seinen nun noch folgenden Besuchen in den Zimmern des Hausherrn nach dem unscheinbaren kleinen Famulus um: das Kind öffnete ihm nicht mehr die Thüre und kam überhaupt nicht mehr zum Vorschein und auch beim Mittagsessen blieb ihr Platz, der nächste nach Fräulein Werner, in diesen Tagen leer.

Bei dem Onkel sich nach ihr erkundigen mochte Ernst nicht: in übertriebener Feinfühligkeit meinte er, Herr Helmar könnte aus einer solchen Frage etwas wie einen Vorwurf lesen oder dieselbe für vorwitzige Einmischung halten. Und er hätte sich lieber die Zunge abgebissen, als den Namen der Luise Helmar gegen ein Glied der Familie Meyring erwähnt. So blieb nur Fräulein Werner: an sie richtete Ernst am vorletzten Tage seines Aufenthaltes im Hause mit der Miene des Schuldbewußtseins und im bescheidensten Tone die Frage, ob die kleine Luise Helmar etwa krank sei, da sie seit einigen Mittagen nicht mehr zum Essen komme.

Die Dame sah ihm groß und ohne sonderliche Freundlichkeit ins Gesicht; der Gedanke: ei, wie kommt es, daß du auf einmal nach der fragst? war deutlich in ihren Mienen zu lesen. Die Kleine habe sich erkältet, habe ein wenig Fieber und liege zu Bett, erwiderte sie dann kurz und darauf ließ sie unsern jungen Freund stehen. Aus einigen Aeußerungen Millys und der Tante erfuhr Ernst auch, ohne weiter zu fragen, daß dies Unwohlsein das Mädchen von dem Festzuge der Schülerinnen abgehalten und jene Schwierigkeit sich so ganz von selbst erledigt habe.

„Das hat sie wirklich einmal gut gemacht; sie konnte zu keiner gelegenern Zeit einen Schnupfen kriegen!“ äußerte Frau von Meyring darüber.

Ernst im Gegenteil bedauerte aufrichtig, daß er seine unbeabsichtigte Vernachlässigung der Kleinen nun nicht mehr wieder gutmachen konnte. Er war, nachdem Fräulein Werner ihn verlassen, nachdenklich und ärgerlich auf sich selber in den Garten geschlendert, da hörte er auf einmal einen leichten Schritt hinter sich auf dem Kies. Er drehte sich hastig um; es war Milly, die in einem duftigen rosenfarbenen Kleide und mit lichtroten Wangen herankam und ihn freundlich anlachte.

„Nun, kleine Feenkönigin,“ fragte er überrascht, „wohin soll es gehen?“ fährst du nächstens in einem Schwanenwagen davon?“

„Es ist Kinderball bei Frau von Bach,“ erklärte Milly.

„Mama sagt, ich solle ein Kränzchen von chinesischen Rosen aufsetzen, das passe zu diesem Kleide; willst du mir ein paar abbrechen, Ernst?“

„Gerne.“ Sie gingen zusammen zu dem Spalier, an welchem die Rosen hoch in die Höhe gezogen waren: er pflückte ihr eine Menge. „Du kannst dir die schönsten davon aussuchen.“

Während sie sich damit zu schaffen machte, blickte er erweicht auf sie nieder. „Das schöne Geschöpf,“ dachte er: „wenn sie doch eine vernünftige Mutter hätte: ich wollte, ich dürfte sie erziehen lassen.“ Sie hatte sich zutraulich an ihn gelehnt; ein eigentümliches Schmuckstück, welches sie an einem Goldkettchen um den Hals trug, fiel ihm in die Augen; es war ein reich geformtes Goldkreuz, mit Granaten besetzt. Er hob es leicht in die Höhe. „Das ist etwas ganz altes, wohl ein Familienkleinod, Milly? wie kommst du Kleine dazu?“

„Ja, es ist ein Erbstück .... von der Mama ... Ich muß fort, Ernst, ich muß mich noch fertig machen lassen; ich danke dir schön.“

Ganz früh am folgenden Morgen, dem des Reisetages, befand sich Ernst im Garten, gewissermaßen um ungestört Abschied von dieser freundlichen Stätte zu nehmen. Die Vögel begrüßten mit jubelnden frischen Morgenstimmen ihren neuen Lebenstag, sonst herrschte eine köstliche Stille, und Ernst, obwohl er durchaus kein Menschenhasser war, genoß so recht die Abwesenheit aller übrigen Geschöpfe der höchsten Spezies. Er durchstrich den Teil des Gartens, der hinter dem Hause lag, den dicht bepflanzten Obst- und Küchengarten, beobachtete Vögel und Insekten und botanisierte ein wenig, je nach dem. So war er ganz an das äußerste Ende gekommen; dort befand sich ein kleines, vernachlässigtes Gartenhaus, welches jetzt zur Aufbewahrung der Geräte diente. Etwa zwanzig Schritte von demselben entfernt stutzte der junge Mensch: vorher schon waren Laute, die er nicht recht zu enträtseln wußte, an sein Ohr gedrungen; jetzt unterschied er deutlich eine menschliche Stimme, weinend und schluchzend. Rasch und leise trat er heran; die

Bayerische Staatsbibliothek München

Thüre des Häuschens war angelehnt, aber er zögerte, sie aufzustoßen: der heftige Schmerzensausbruch des drinnen befindlichen Wesens flößte ihm Scheu ein. Es weinte jemand so recht bitterlich, so fassungslos und leidenschaftlich, wie man nur weint, wenn man sich völlig allein glaubt; dann murmelte die Stimme leise Worte und endlich wurde sie lauter, ja ein Rufen: „Mutter, Mutter, ach Mutter, liebe Mutter!“ und dann noch einmal „Mutter!“ und jetzt war es ein verzweifelter Schrei geworden. Und nun stand auch Ernst drinnen und im nächsten Augenblick kniete er neben einer Gestalt, die lang ausgestreckt mit dem Gesicht am Boden lag.

Ernst sah mit einem Blick ein geringes dunkles Kleid und ein paar starke braunrote Zöpfe. Er sagte leise Worte des Mitleids und der Beruhigung, die ihm der Augenblick eingab; das Mädchen war zusammengezuckt und drückte jetzt den Kopf noch fester gegen die Arme. „Wer ist da? ich gehe schon“ .. sagte sie matt und tonlos.

„Ich bin es, Luise, Ernst Helmar. Ich kam zufällig hier in die Nähe und hörte weinen. Sage mir, was dir fehlt.. Du brauchst dich vor mir nicht zu scheuen.“

Es schien fast, als thue sie das auch nicht. Sie richtete sich auf, aber von ihm abgewendet, um ihm ihr verweintes Gesicht nicht gleich zu zeigen. Auch sie drückte jetzt ein schon naßgeweintes Taschentuch gegen die Augen, aber es war kein so feines Gewebe wie das, dessen sich neulich Milly in einem ähnlichen Falle bedient hatte. Auf der Erde sitzend, den Kopf mit dem dicken dunkelroten Haar seitwärts geneigt, so daß Ernst ihr nicht ins Gesicht sehen konnte, sprach sie jetzt, und er wunderte sich darüber, wie sie ihre Stimme schon wieder beherrschte; nur dann und wann verriet der unwillkürlich schluchzende Atem etwas von dem leidenschaftlichen Ausbruch, dessen Zeuge er gewesen war.

„Ich dachte, hier würde mich niemand hören,“ sagte sie: „im Hause kann ich niemals weinen, wenn ich gerne möchte, denn ich bin fast nie allein. Früher weinte ich manchmal in

der Nacht, aber jetzt darf ich das nicht mehr, seit ich mit Fräulein Werner in einer Stube schlafe."

Trotz seiner aufrichtigen Teilnahme mußte Ernst jetzt ein wenig lächeln über die sonderbare trockne Art, mit der das Kind von solchen Szenen als von etwas Selbstverständlichem sprach. „Warum aber weinst du denn so gerne, Luise, wer thut dir etwas zuleide?" fragte er sie.

Sie wendete ihm jetzt zuerst das Gesicht zu. Sie hatte die weiße empfindliche Haut der Rotblonden und war daher ganz entstellt durch die reichlich vergossenen Thränen.

„Warum ich weine?" darauf schien sie sich selber erst besinnen zu müssen: „der Vater und die Mutter sind tot und ich habe oft Sehnsucht nach ihnen . . sie sagen mir hier, ich wäre ein dummes, garstiges Bauernmädchen, deshalb wollte ich, ich wäre bei meiner Mutter; der war ich recht."

Luise hatte durchaus nichts Bäurisches im Aussehen und Wesen, nur vielleicht einen Anflug der scharfen Aussprache der Landleute . .

„Wie kannst du so sprechen," verwies ihr Ernst: „der Onkel meint es gut mit dir, merkst du das nicht?"

Luise seufzte. „Er sieht mich nie an, und spricht nur mit mir, um mir etwas zu heißen. Aber ich bin doch gerne oben bei ihm, da sehen mich die andern nicht, und ich kann ihm jetzt helfen, denn ich weiß mit seinen Schmetterlingen und Käfern ganz gut Bescheid. Er hat mich so oft dumm gescholten, bis ich mir alles gemerkt habe."

Sie war allerdings sehr geradeaus in ihrer Redeweise, darin hatte die Tante nicht unrecht. Ernst wußte nicht recht, was er mit ihr anfangen sollte: sie war zwar nicht verschlossen gegen ihn gewesen, aber sie schien auch durchaus nicht anschmiegsam und nach Trost verlangend. Und doch, wenn er sich ihren Jammer von vorhin vergegenwärtigte! ihre Stimme war ihm bis an die Seele gegangen.

„Nun sage mir aber noch, Luise," begann er wieder und ergriff spielend einen ihrer dicken Zöpfe, „warum weintest du vorhin so bitterlich, was war dir denn besonders widerfahren?"

Luise senkte den Kopf tief, tief und ihre Thränen flossen von neuem, aber sie sprach nicht.

„Komm, sage es mir," drängte Ernst und legte ihr freundlich die Hand auf die Schulter. „Wer hat dir etwas gethan? Ich helfe dir, ich stehe auf deiner Seite . . wir sind ja auch eigentlich verwandt, weißt du das nicht?"

Ihr Geständnis schien ihr sehr schwer zu werden; sie setzte ein paarmal an, um zu antworten, aber die Worte blieben aus! endlich schlang sie die Finger fest ineinander, das schien zu helfen, denn nun sagte sie entschlossen: „Es war um mein goldenes Kreuz. Ich habe es von der Mutter; sie hat es mir selber umgebunden und sie freute sich noch in ihrer letzten Krankheit, daß ich ein so schönes Andenken an sie haben würde. Ach Mutter, Mutter, ich war schuld" — und nun brach ihre Stimme und Ernst hatte lange zu beschwichtigen, ehe sie weiter reden konnte. „Du hast es nicht verloren? aber was ist denn damit geschehen?"

„Die Milly hat es und will es mir nicht wieder geben. Sie bat und quälte mich darum, sie wollte es nur einmal umbinden und damit vor den Spiegel gehen, sagte sie. Nun hat sie es aber schon lange, und wenn ich es ihr abverlange, lacht sie mich aus; einmal sagt sie, es gehöre ja ihr, und dann, sie hätte es verloren. Gestern, als sie in Gesellschaft ging, hatte sie es wieder um, das habe ich gesehen, aber sie kam zurück ohne mein Kreuz und sie will mir nicht sagen, wo es geblieben ist."

„Das ist ein Scherz von Milly, aber ein recht schlechter," sagte Ernst; „ob nach seiner Ueberzeugung oder nicht, wollen wir dahingestellt sein lassen. Warum beklagst du dich nicht bei deiner Tante?"

„Die läßt nichts auf Milly kommen und glaubt ihr alles, auch wenn Milly lügt."

„Dann sage es dem Onkel."

„Ach, der Onkel hört mich nicht an. Der sagt: „laß mich in Ruhe, Mädchen, mit deinen Kindereien, macht das unter euch ab. Aber ich glaube, mein Herz bricht, wenn ich das Kreuz nicht wieder bekomme."

Sie saß mit dem Kopfe gegen die Kniee gebeugt und der Ton der Ueberzeugung, mit dem sie die letzten Worte sprach, hatte etwas Rührendes und zugleich Komisches. Ernst stand auf. „Du sollst dein Kreuz wieder haben, Luise: warte hier ein Weilchen auf mich; ich will überlegen, wie wir es anfangen müssen.“

Und Ernst ging in den Garten zurück und überlegte sehr gewissenhaft. Milly allein vornehmen mochte er nicht; das konnte als unberufene Einmischung gelten, und würde sie wahrscheinlich aufsässig und trotzig machen, so daß der Erfolg seiner Verwendung noch obendrein zweifelhaft blieb. Sie bei ihrer Mutter anzuklagen widerstrebte ihm aber auch: beliebte Frau von Meyring, die Sache als einen kindischen Scherz ihres Töchterchens aufzufassen, so konnte sie des Vetters Eintreten für Luise als eine sehr überflüssige Donquichotterie erklären; im andern Falle aber hatte die eigentümliche Angelegenheit etwas überaus Beschämendes und Demütigendes für sie. Am richtigsten schien es ihm, daß der Onkel alles erfahre: aber wie? hier den Angeber spielen zu sollen war auch keine angenehme Rolle. Endlich glaubte er einen Ausweg gefunden zu haben. Er ging in das Gartenhaus zurück und fand hier Luise, nicht mehr im Staub und tiefsten Leidwesen auf dem Boden, sondern auf einer alten Holzbank an der Seite sitzend, wo sie geduldig seiner wartete.

„Komm mit mir zum Onkel, Luise,“ sagte er zu ihr, und sie folgte ihm ohne ein weiteres Wort.

Herr Helmar öffnete ihnen selber seine Thüre. Ernst hatte Luise bei der Hand gefaßt und sagte: „hier bringe ich Ihnen Ihren kleinen Famulus, Onkel, der Ihnen etwas erzählen möchte.“ Helmar sah ein wenig verwundert aus, äußerte aber nichts und ging in das innere Zimmer voran, wo er sich an seinen gewöhnlichen Platz vor den großen Tisch setzte. Dann drehte er sich langsam zu den beiden herum: „Nun?“

„Jetzt, Luise, erzähle dem Onkel, warum du vorhin geweint hast; er wird Rat wissen.“

Luise war viel verlegener als vorhin; sie sah vor sich

nieder auf den Boden und ihre Geschichte kam nur stockend und undeutlich heraus, so daß Ernst schon fürchtete, sie werde dem zerstreuten Onkel nicht den nötigen Eindruck machen. Als sie geendet hatte, blickte Herr Helmar zu Ernst hinüber und schüttelte ein paarmal mit dem Kopfe. Dann stand er auf, trug ein großes, augenscheinlich eben vom Buchbinder gekommenes Werk herbei und legte es vor Ernst auf den Tisch. „Sieh dir das einmal an, ob es etwas taugt.“ Darauf zog er die Klingel und setzte sich dann wieder auf seinen Platz, ohne sich weiter um Luisen zu kümmern. Seinem gleich darauf eintretenden Diener trug er auf: „Meine Nichte Milly soll sofort hierher kommen.“

Ernst wendete unterdessen langsam die Blätter seines Buches um. Dasselbe war ein Spezialwerk über eine Gattung von Insekten und enthielt ausgezeichnet schöne Abbildungen. Aber er war noch nicht weit gekommen, als Millys leichter Schritt sich hören ließ. Mit einem etwas erstaunten und fragenden Ausdruck auf ihrem allerliebsten Gesichte trat sie ein und ging auf den Onkel zu. „Guten Morgen, lieber Onkel.“

Herr Helmar drehte sich ganz auf seinem Stuhle herum und faßte sie ins Auge. „Guten Morgen, Kleine. Warum trägst du das Kreuz mit den Granaten nicht, welches deine Kousine Luise dir geliehen hat, hm? Es ist wohl zu gut für alle Tage, nicht wahr? hole es mir einmal hierher.“

Ernst schaute über die Blätter seines Buches weg zu ihr hinüber und erschrak. Sie war leichenblaß geworden und zitterte, aber sie sagte kein Wort, sondern ging augenblicklich. In wenigen Minuten war sie wieder da und legte das altertümliche Schmuckstück, was er am Tage zuvor an ihrem Halse bewundert hatte, vor ihren Onkel auf den Tisch.

„Komm her, Luise,“ sagte Herr Helmar. „Ist das dein Kreuz?“

Luise sah auch nicht viel anders aus als eine überführte Schuldige. Sie war fast einen Kopf größer als Milly, aber sie hatte doch noch etwas Kindisches neben der zarten, aber ebenmäßigen Gestalt und dem ausdrucksvollem Gesichte der kleinen

Meyring. Sie wagte nicht, die Hand nach ihrem Kleinod auszustrecken; sie sagte nur leise „Ja“ auf ihres Onkels Frage und schaute mit sehnsüchtigen Augen nach dem Kreuzchen. Herr Helmar nahm dasselbe zur Hand und winkte sie zu sich. „Nun höre mich an. Wenn man ein solches Andenken von jemand besitzt und seinen Wert kennt, und verleiht es dann dem ersten besten, so handelt man einfältig und leichtsinnig und zeigt, daß man eines derartigen Besitzes nicht wert ist. Hier ist dein Kreuz, hebe es besser auf als bisher. Hast du denn einen sichern Aufbewahrungsort dafür?“

Luise nickte nur und entfernte sich mit gesenktem Kopfe. Als sie fort war, stand Milly noch, und Ernst war ein wenig neugierig, wie die Strafrede für sie ausfallen würde. Der Onkel schien es aber damit nicht eilig zu haben; er legte erst noch einige Papiere zurecht, dann wendete er sich langsam halb um und sagte weiter nichts, als: „Du kannst nun gehen.“ Damit hatte die kleine Verhandlung vollständig ihr Ende erreicht.

Wie das Justizverfahren des Hausherrn von seiner Schwester aufgenommen worden, ja ob dasselbe überhaupt zu ihrer Kenntnis gelangt sei, darüber erfuhr Ernst nichts, da er wenige Stunden später reiste. Die Tante verabschiedete sich in aller Freundschaft von ihm, Herr Helmar hatte ihm jenes Prachtwerk als Gastgeschenk verehrt, ihm auf die Schulter geklopft und beim Lebewohl gesagt: „ich wollte, ich steckte in deinen Schuhen, junger Herr, dann sollte auch etwas anderes aus mir werden als das, was geworden ist: ein alter Pfuscher.“

Sieben Jahre später.

Ernst Helmar war mit Herrn Franz Helmar seitdem in ununterbrochenem brieflichem Verkehre geblieben, doch waren in demselben persönliche Angelegenheiten fast gar nicht berührt worden, sondern es hatte sich dabei zunächst um wissenschaftliche Interessen gehandelt. Sieben Jahre nach jenem ersten Besuche sahen sich

die Verwandten zum zweitenmal. Ernst hatte nur wenige Stunden Zeit: er kam um die Mittagsstunde des einen Tages und mußte früh am Morgen des zweiten wieder weiter, und zwar war er auf einer Reise begriffen, die keinen Aufschub duldete: an einem der nächsten Tage sollte er sich in einem großen deutschen Seehafen einschiffen, um an einer wissenschaftlichen Expedition um die Erde teilzunehmen.

Der Zug, mit dem Ernst in —burg anlangte, entließ hier um diese Zeit nur wenige Passagiere. Da der junge Mann niemand zu seinem Empfange erwartete, schenkte er dem kleinen Publikum auf dem Perron keine Aufmerksamkeit und gab, indem er dasselbe durchschnitt, einem Gepäckträger die Weisung, ihm einen Wagen nach dem Hause des Herrn Helmar vor dem Gärtnerthore zu besorgen. Nicht wenig überrascht war er, als plötzlich eine allerliebste Hand in einem feinen hellen Handschuh sich auf seinen Arm legte. Er fuhr herum und sah ein rosiges, entzückendes Gesicht, welches lächelnd, halb fragend, zu ihm hinaufblickte — denn Ernst, obwohl immer noch mehr breit als schlank, hatte es seit sieben Jahren noch zu einer ganz stattlichen Höhe gebracht — und eine helle, reich und anmutig gekleidete Gestalt, die wie der Sommertag selber aussah.

„Sind Sie's denn?“ lachte der rote Mund. „Ach ja, ich glaube, Sie sind es . . Mama, es ist der Vetter Ernst, der uns aber nicht mehr kennen will.“

Ernst hatte in einiger Verlegenheit den Hut vom Kopfe gerissen, aber vor der ältern Dame mit den matten Augenlidern, die jetzt herankam, verbeugte er sich schon mit einem Lächeln des Wiedererkennens; sie hatte sich kaum verändert. „Frau von Meyring — Fräulein Milly, mein schönes Kousinchen! das ist ja für mich ein überaus angenehmer Zufall.“

Milly sah ihre Mutter an und lachte. Frau von Meyring reichte dem jungen Verwandten mit großer Herzlichkeit die Hände.

„Kein Zufall, mein lieber Herr Doktor, oder darf ich noch lieber Ernst sagen? Der Onkel teilte uns mit, daß Sie kämen, da meinte Milly —“

„Ach Mama, du meintest —“

„Nun ja, wir beschlossen, Sie abzuholen, um so etwas mehr von Ihrer Gesellschaft zu gewinnen, da Sie ja, wie ich höre, nicht lange bleiben können."

„Nein, nur bis morgen früh. Aber lassen sie mich Ihnen tausendmal für so viel Liebenswürdigkeit und Freundlichkeit danken. Bitte, Kousinchen, geben Sie mir noch einmal die Hand; in der Ueberraschung vorhin ist meine Begrüßung zu beiläufig ausgefallen."

„Ihr könnt dieselbe im Wagen nachholen, Kinder." — Als man in dem bequemen Zweispänner, den Frau von Meyring mitgebracht, Platz genommen hatte und Ernst seelenvergnügt den rosigen Wangen und dem goldblonden Haare gegenübersaß, begann die Tante: „Sie sind also unterdessen ein berühmter Mann geworden, Ernst?"

„Ich? nicht daß ich wüßte . ." —

„Wirklich nicht? Sie sind zu bescheiden, das habe ich damals schon an Ihnen bemerkt. Aber wir wissen das besser! Franz hat uns erzählt, daß Sie ein vorzügliches Buch geschrieben haben."

Ernst lachte. „Es ist meine Doktordissertation, die ich nachher noch einmal umgearbeitet habe. Es steckt viel Mühe darin, aber wie viel Leute, meinen Sie wohl, haben das Buch gelesen und werden es lesen? Vielleicht, alles in allem genommen, sechse, und davon sind drei, der Onkel, ich und der Korrektor; auf höher als noch einmal drei wage ich das Publikum der Fachleute, die sich für diesen ganz speziellen Gegenstand interessieren, nicht zu schätzen."

„Dann wollen wir es auch lesen, Mama," sagte Milly heldenmütig. „Wovon handelt das Buch denn eigentlich, Ernst?"

Ernst erklärte lachend, die Mama aber antwortete nicht; der Ruhm, welcher sich innerhalb eines so kleinen Kreises wissenschaftlicher Spezialität hielt, war nicht ganz nach ihrem Geschmack. „Als praktischer Arzt haben Sie also noch nicht gewirkt?" fragte sie ablenkend.

„Doch. Ich war Unterarzt am Heiligengeistspitale in M. und hielt außerdem ein Kolleg an der Universität. Jene Stelle

habe ich natürlich aufgeben müssen, als die Aufforderung zur Teilnahme an der Reise um die Welt an mich erging; mein Charakter als Privatdozent aber bleibt mir. Doch nun erzählen Sie mir von sich. Kousinchen, was haben Sie in den sieben langen Jahren alles getrieben, außerdem, daß Sie herangewachsen und" — er stockte in leichter Verlegenheit, fuhr aber dann scherzend fort: „und immer schöner geworden sind."

Der Weg vom Bahnhofe nach dem Helmarschen Hause führte durch die ganze Stadt, aber er kam den beiden jungen Leuten sehr kurz vor. Der Diener Helmars öffnete den Wagenschlag und hatte den Auftrag, den Herrn Doktor gleich hinauf zu seinem Herrn zu führen; dort sei auch für ihn gedeckt. Ernst blickte mit leisem Bedauern zu Milly hinüber; sie rümpfte das Näschen über diese Anordnung und sagte: „sehen Sie! ich wußte wohl, daß wir diesmal zu kurz kommen würden."

Diese Worte für sich mit heimlichem Vergnügen wiederholend, erstieg Ernst die Treppen. Alles im Hause war noch beim alten, auch die Zimmer des Onkels sahen noch ebenso kahl und unwohnlich wie früher aus. Nur die Schmetterlingssammlung im Vorzimmer vermißte Ernst; ihr Platz schien jetzt von einer andern Kollektion, über deren Wesen der junge Mann aber nicht ins klare kommen konnte, eingenommen zu werden. Und wie vor sieben Jahren saß Franz Helmar vor dem großen Tische am Fenster, aber diesmal erhob er sich und schüttelte dem jungen Ankömmling die Hand wie einem guten Kameraden. „Und nun komm, es ist Essenszeit," sagte er dann statt weiterer Einleitung.

Im Nebenzimmer war der Tisch gedeckt. Bei einem vortrefflichen Glase Wein waren die Männer sehr bald in lebhaftem Gespräche. Ernst konnte bemerken, daß der Onkel seinem Studiengange mit besonderer Aufmerksamkeit gefolgt war und bei seinem Fortschreiten beinahe noch mehr Genugthuung empfunden hatte als er selber, und das brachte ihn dem wunderlichen Manne gleich um vieles näher. Von seinen eigenen Beschäftigungen und derzeitigen Interessen wollte Herr Helmar als von ‚Lappalien und Pfuschereien' lange nicht sprechen, aber Ernst ließ nicht nach,

bis er erfahren hatte, worin der Onkel jetzt lebte und webte, und worüber er alle frühern Liebhabereien vollständig vergaß: und diesmal waren es nicht Käfer oder Schmetterlinge, nicht Autographen berühmter Leute oder alte Münzen, sondern — Steine und Erze: der Onkel war jetzt mit Leib und Seele nur noch Mineraloge. Ernsts Kenntnisse auf diesem Gebiete waren nur allgemeiner Art, doch aber konnte er mit seinen richtigen Begriffen von naturhistorischen Dingen überhaupt sehr gut auf die Ideen des Onkels eingehen und die mancherlei Raritäten, welche Helmar schon zusammengebracht hatte und nun mit innigem Behagen vorwies, wohl würdigen.

Der Nachmittag verging rasch unter einem solchen Austausch von Mitteilungen über diejenigen Dinge, die beiden am Herzen lagen. Ernst dachte darauf, nun den Onkel auf eine Weile zu verlassen, da er ihn zu ermüden fürchtete; Herr Helmar hielt das von Ernst herausgegebene Buch in der Hand, über welches sie kurz zuvor gesprochen hatten, und während er darin blätterte, warf er die Worte hin: „Was sagst du dazu, Ernst, daß ich die Mineralogie auch praktisch zu betreiben gedenke? ich habe mich in unserm Hinterlande, etwa vierzehn Stunden von hier, angekauft, in einem Distrikte, der merkwürdigerweise noch nicht angebaut ist, obwohl nach den deutlichsten Anzeichen sich dort Kupfer und Eisen finden muß."

Ernst erschrak bei diesen Worten, ohne selbst recht zu wissen, warum. „Aber Sie wollen es doch nicht allein unternehmen, dort den Bergbau einzurichten, lieber Onkel?" fragte er ungläubig.

„Warum nicht?"

„Der Betrieb ist sehr kostspielig, soviel ich weiß. Sie werden im besten Falle im Anfange ohne Gewinn arbeiten müssen. Thäten Sie nicht gut, sich mit andern, besonders mit einem Manne, der im Bergwesen Erfahrung hat, zu verbinden? derartige größere Unternehmungen sind ja jetzt allgemein in den Händen von Gesellschaften, welche Gefahr und Gewinn auf ihre Mitglieder verteilen. Ihnen bliebe immer das Verdienst, den

ersten Anstoß gegeben zu haben, und mancherlei Vorrechte und Vorteile könnten Sie sich reservieren."

Herr Helmar schüttelte den Kopf. „Nein, selber ist der Mann. Ich habe immer bemerkt, daß, wenn ich einmal eine Sache ordentlich angriff, ich sehr bald ebenso viel Verständnis davon hatte, wie die meisten Leute vom Fach, weil ich dann auch immer mit Leib und Seele dabei war. Natürlich bin ich nicht so thöricht, hier alles allein machen zu wollen. Bergleute und ein tüchtiger Obersteiger sind schon aus Kärnthen verschrieben. Aber nun geh hinunter," brach er plötzlich ab. „Du sollst mit der Meyring Thee trinken . . Die sind ja ganz versessen auf dich. Später reden wir noch ein halbes Stündchen zusammen."

Nicht einmal die Aussicht, der wunderschönen Kousine demnächst wieder gegenüber zu sitzen, konnte ein gewisses sorgendes Unbehagen über die letzten Mitteilungen des Onkels sofort verscheuchen. Im kleinen Salon der Tante aber behielt Ernst seine Gedanken darüber wohlweislich für sich, vergaß sie übrigens auch ganz im Laufe der nächsten zwei Stunden, denn Milly war durchaus dazu angethan, einen alles auf der Welt außer ihrer eigenen kleinen Person auf eine Weile vergessen zu lassen. Von den Knaben war einer anwesend, ein schlanker Schüler mit den blonden Augenwimpern und der vornehmen Kurzsichtigkeit der Mama, nicht mehr unbändig, sondern von den gewandtesten Manieren; der andere war auswärts im Kadettenhause.

Gegen neun Uhr verabschiedete sich Ernst, zum großen Bedauern der Damen, denn die spätern Abendstunden sollten dem Onkel gehören. Aber er ging nicht gleich hinauf, sondern trat, als er die Thüre zum Quartier der Stadtgerichtsrätin hinter sich verschlossen hatte, hinaus unter den Sternenhimmel, in den stillen, dunkeln Garten. Hier gedachte er, zu sich selber zu kommen, sich darauf zu besinnen, was denn jetzt eigentlich mit ihm vorgehe. „Hat es das Mädchen darauf angelegt, mir den Kopf zu verdrehen? was will sie von mir?" sagte er sich. Mit den Erwägungen, ob er dazu angethan sei, die Liebe eines liebenswürdigen Mädchens zu gewinnen, hatte er sich bisher

niemals abgegeben; er hatte sich dazu nicht die Zeit genommen. Immer in den letzten Jahren ernster Arbeit, hatte er etwas unmittelbar vor sich gehabt, dem nachzustreben und das zu erreichen war; er war sich einer tüchtigen Kraft und eines reinen Wollens bewußt, ohne aber weiter darüber nachzudenken. Mit seiner Persönlichkeit als solcher beschäftigte er sich gar nicht: er empfand sie nur, sozusagen, dunkel, als ein noch zu unbehilfliches Etwas, mit dem gerade nicht viel Staat zu machen sei.

Und nun fühlte er sich plötzlich nach dieser Richtung hin im Bewußtsein geschmeichelt; es war, als ob ihm Mutter und Tochter beständig auf die liebenswürdigste Weise einen Spiegel vorgehalten hätten, aus dem ihm das Bild eines höchst ausgezeichneten jungen Mannes entgegenblickte. Und er mochte sich stellen wie er wollte, sie drangen darauf, daß er dasselbe als das seine anerkenne. Er war ganz verwirrt. Und dazu nun Milly! Milly, deren glänzende Jugendschönheit ihm zur Ergänzung Ritterlichkeit, Rang und Reichtum zu fordern schien; sie, dem ganzen Kreise, in dem er mit seinem Denken sich bisher bewegt hatte, unerreichbar fern, wie ein Märchenwesen — warum hatte sie ihn heute so wunderbar angeblickt? So süß, so lachend und lockend, als wollten ihre Augen sagen: ja, fasse nur Mut, versuche dein Heil! du gelehrter Thor, komm, ergreife das Glück!

Das waren Rätsel, die er nun wohl würde auf die Reise mit sich nehmen müssen, denn morgen blieb kaum Zeit zu ihrer Lösung. Oder doch vielleicht? Ihm wurde heiß und kalt bei dem Gedanken. Was für wunderbare Erfahrungen waren dies! er dachte an den gestrigen Tag, und es schien ihm, als wäre er da noch ein ganz andrer Mensch gewesen.

Ohne darauf zu achten, war er in den Obstgarten hinter dem Hause gewandert. Da sagte auf einmal jemand neben ihm: Guten Abend, Herr Doktor," eine volle Frauenstimme, und als er sich betroffen umwandte, konnte er in der abendlichen Dunkelheit nur gerade eine hochgewachsene weibliche Gestalt unterscheiden. Sie aber ließ ihn nicht lange im Zweifel über ihre Person. „Ich bin die Luise Helmar," sagte sie, und er

konnte merken, daß sie lächelte. „Im Hause hatte ich heute so recht keine Gelegenheit, Ihnen guten Tag zu sagen. Da bin ich Ihnen eben nun nachgegangen. Ich höre, Sie treten morgen eine weite Reise an, und wollte Ihnen auch gerne Glück auf den Weg wünschen."

„Das ist sehr freundlich von Ihnen, Fräulein Helmar, und ich danke Ihnen herzlich," sagte Ernst. Er fühlte sich nicht eben behaglich, sie dagegen schien ruhig und sicher, und nach und nach ging dies unbefangene Wesen auch auf ihn über. „Sie erinnern sich gewiß noch des Kindes, das Sie damals trösteten," fuhr sie fort. „Sie waren gut gegen mich und verschafften mir mein goldnes Kreuzchen wieder. Ich habe Ihnen damals nicht gedankt und will es nun jetzt thun."

Die Hände der beiden begegneten sich und er umfaßte freundlich ihre schlanke, kräftige Rechte. Ihre Sprechweise hatte etwas überaus Angenehmes, einfach und durchgebildet. „Sie haben ein gutes Gedächtnis, Fräulein Helmar," sagte Ernst und lächelte. „Wie, hätten Sie den ganzen Vorfall etwa vergessen?" meinte sie mit naiver Verwunderung. „Ach freilich, was ist Ihnen nicht seitdem alles durch den Kopf gegangen, wie viel haben Sie seitdem gearbeitet und erreicht!"

„Wie? wollen Sie mir etwa auch Komplimente machen?" rief Ernst, unter dem entschiedenen Vorgefühl, daß ihm hier die süße Speise nicht mehr munden werde.

„Komplimente? Nein, das würde ich mich nicht unterstehen," sagte Luise Helmar. „Aber ich weiß doch, womit Sie sich die Zeit her beschäftigt haben; ich muß dem Onkel immer aus den wissenschaftlichen Zeitschriften vorlesen; Sie wissen ja, ich bin sein Famulus — Ihnen verdanke ich den hübschen Titel — und von Zeit zu Zeit fanden wir da Ihren Namen erwähnt. Es war mir immer wie ein freudiger Schreck, wenn ich ihn sah."

Ernst versuchte sie abzulenken. „Hoffentlich weinen Sie jetzt nicht mehr so gerne und reichlich wie damals, Fräulein Helmar," sagte er neckend. „Sie sehen, ich habe das Gartenhaus auch nicht vergessen."

Sie lachte halb und halb seufzte sie. „Nein, die Zeiten sind lange vorüber. Ich war wirklich recht verlassen und habe selber noch manchmal Mitleid mit der Luise von damals. Jetzt weiß ich mir besser zu helfen.“ Es gab eine kleine Pause, dann sagte sie hastig: „und nun leben Sie wohl, Herr Doktor!“

„Wollen wir uns schon von einander verabschieden? Ich reise erst um elf morgen frühe, da sehe ich Sie hoffentlich zuvor noch.“

Sie schüttelte den Kopf. „Ich habe morgens viel zu thun und auch Sie werden nicht Ihr eigener Herr sein . . Frau von Meyring und Milly werden Sie auf den Bahnhof begleiten. Deshalb sage ich Ihnen meine guten Wünsche lieber jetzt, wo wir ungestört sind. Leben Sie wohl; der liebe Gott sei mit Ihnen.“

Nun aber hielt er sie fest. „Da hätte ich Sie ja gar nicht gesehen, denn hier erkennt man kaum die Hand vor den Augen. Kommen Sie mit hinauf zum Onkel, damit wir zum Abschied erst einmal Bekanntschaft machen, sonst könnte ich Ihnen auf der Straße begegnen, ohne zu wissen, wer Sie seien.“

Sie sann einen Augenblick nach. „Nein, zum Onkel gehe ich jetzt nicht mit: er ist nicht gewohnt, mich um diese Zeit zu sehen, und liebt es nicht, wenn man seine Ordnung und Regel durchbricht. Aber Sie haben recht, daß wir uns einmal bei Licht ins Gesicht schauen sollten — vielleicht sieht man sich ja niemals wieder. Wollen Sie mit mir kommen?“

Sie schritt ihm voran auf dem Kieswege zwischen den hohen alten Stachelbeerbüschen und er folgte ihr verwundert. Denn sie führte ihn vom Hause fort, weiter in den Garten hinein, nach dem fernsten Ende desselben zu. „O weh, will sie mich etwa wieder in das Rumpelkämmerchen, ihren Schlupfwinkel von damals bringen?“ dachte Ernst. Richtig jetzt waren in der Dunkelheit die Umrisse des kleinen Gartenhauses zu erkennen, und Fräulein Helmar blieb vor demselben stehen und zog einen Schlüssel aus der Tasche, so viel Ernst ihre Bewegungen zu deuten vermochte. Nun hatte sie geöffnet, und Ernst,

mit einem halblauten Ruf der Ueberraschung, blickte in einen freundlich erleuchteten hübschen Raum, dessen Helle und Wohnlichkeit in so unmittelbarem Gegensatz zu dem nächtlich dunkeln Garten schon überaus eigentümlich und nach dem was er in Erinnerung trug und erwartet hatte, fast magisch wirkte.

Das Gartenhaus, dessen Innenraum dieses Zimmerchen vollständig ausfüllte, bildete ein etwa sieben Schritt breites und ebenso tiefes Achteck. Eine Wachstuchdecke war über den Fußboden gezogen, die Wände waren hell und mit einer leichten Arabeskenmalerei verziert, ein runder Tisch in der Mitte und ein paar leichte Gartensessel machten, außer einem Gestell mit Büchern, das ganze Mobiliar aus und mehr hätte auch nicht Platz gehabt; die Lampe, die den kleinen Raum mit ihrem milden Lichte ganz erfüllte, hing über dem Tische von der Decke herab.

Ernst hatte das alles in einem Augenblick übersehen und wendete sich jetzt mit heiterem Staunen zu seiner Führerin um. Also so sah sie aus? Sein Blick mochte doch wohl etwas neugierig Forschendes haben, denn sie errötete leicht und sagte, jetzt erst ein wenig verlegen: „Nun? hätten Sie mich wieder erkannt?“

„Hm — das . . glaube ich kaum,“ sagte Ernst gedehnt und er war verschlagen genug, aus der etwas hastigen Frage den größten Vorteil zu ziehen, indem er sein Gegenüber nun erst recht nach Herzenslust betrachtete: „das glaube ich kaum“ . . Er wußte gar nicht, was er sagte; seine Augen weilten auf dem klaren, ovalen Gesicht, dem dicken, rotbraunen Haar, welches um die helle Stirne leicht gekraust war, der schlanken Höhe, den langen, dunkeln Augenwimpern; bis Luise nun ihrerseits wieder ihre schönen grauen Augen zu den seinen hob und mit dem leisesten Lächeln sagte: „ich aber würde Sie überall, in der ganzen Welt wieder erkannt haben. Und nun setzen Sie sich einen Augenblick, bitte: hier sind Sie bei mir zu Hause.“

„Ist denn dies wirklich derselbe Raum, in welchem ich Sie damals fand?“

Sie nickte. „Ich hatte mich, wenn mir irgend etwas

fehlte, so oft in dies verlassene Winkelchen verkrochen, daß es mir lieb geworden war. Als der Gärtner für seine Geräte-schaften einen andern Platz gewann, half mir der Gärtnerbursche das Stübchen reinigen, und diese Ausstattung hat mir nach und nach der Onkel bewilligt, und hat mich auch gegen die Meyeringschen Jungen im Alleinbesitz geschützt. Es ist eine Spielerei geworden, denn ich habe längst drüben im Hause ein eigenes Zimmer, und ich habe jetzt wenig Zeit, mich hier aufzuhalten, nur dann und wann des Abends sitze ich noch hier. Aber ich führe den Schlüssel, und kein Fuß, dem ich es wehren will, darf über die Schwelle: klein, wie das Nestchen ist, ist es meine Freistätte.“

„Die aber haben Sie jetzt nicht nötig, wie damals, Fräulein Helmar.“ Er konnte aus ihren Worten und ihrem ganzen Wesen entnehmen, was er nicht geradezu erfragen mochte: daß ihre Stellung im Hause die einer Unterdrückten und Vernachlässigten nicht mehr war. Meyrings freilich hatten ihres Vorhandenseins mit keiner Silbe erwähnt.

„Meinen Sie?“ hatte Luise auf jene letzten Worte Ernsts mit einem Lächeln und einem halben Seufzer erwidert. „Nun, wenn ich einen Zufluchtsort brauchte, würde ihn mir jetzt gewiß der Onkel gewähren. Denn,“ fuhr sie zutraulich fort, und ein kindlicher Ausdruck trat auf ihrem ernsten, beinahe frauenhaften Antlitz hervor, „denn der Onkel hat sich recht an mich gewöhnt; ich glaube“ — mit etwas leiserer Stimme, als teile sie ein unendlich wichtiges Geheimnis mit — „wenn ich nicht mehr da wäre, würde er mich entbehren.“

„Dann bin ich von Herzen froh, daß Sie bei ihm sind,“ sagte Ernst. „Ist Fräulein Werner noch im Hause? ich habe sie nicht gesehen.“

„Sie liegt zu Bett. Sie ist jetzt recht häufig unwohl und ich versehe dann ihre Stelle.“

„Tausend! und außerdem betreiben Sie mit dem Onkel die Wissenschaften! Sie scheinen alles zu können, Luise — ach, verzeihen Sie, Fräulein Helmar.“

„Sie dürfen auch Luise sagen,“ entgegnete sie gutmütig

und mit der größten Einfachheit, „wir sind ja doch auch miteinander verwandt. Aber jetzt müssen Sie hinauf . . Sie dürfen den Onkel nicht warten lassen. Ich gehe mit ins Haus; wollen Sie, bitte, vorangehen — ich will die Lampe auslöschen.“

Wie rasch sie ihn hinausschickte! noch einen Augenblick, und dann hatte die Nacht das ganze freundliche Bild jäh wieder verschlungen, den traulichen kleinen Raum und darinnen das helle, ruhige, edelgeformte Gesicht des Mädchens; alles war plötzlich, wie es aufgeleuchtet, für ihn verschwunden. Aber freilich blieb sie ja neben ihm, und in dem erhellten Hausflur, am Fuße der Treppe, stand sie ihm auch noch einmal gegenüber und reichte ihm treuherzig die Hand zum Lebewohl. „Vergessen Sie mich nicht!“ rief er ihr noch nach, ohne recht zu wissen, was er that. „Nein, gewiß nicht,“ versicherte sie ernsthaft und dann war er allein.

Frau von Meyring und Milly ließen es sich nicht nehmen, den Vetter am andern Morgen nach dem Bahnhofe zu begleiten. Man ging zu Fuß, da das Wetter sehr schön war. Auch Hugo war von der Partie; er war schon so hoch aufgeschossen, daß er der Mama als Kavalier dienen konnte, während Ernst neben der lieblichen Kousine blieb. Er bot ihr den Arm, und sie lachte zu ihm hinauf; sie bat ihn, ja recht oft zu schreiben und aus all den wilden Ländern, die er besuchen werde, sollte er ihr irgend etwas mitbringen; er schien ihr auf einmal angehörig geworden zu sein und sie machte auf die liebenswürdigste Weise Eigentumsrechte geltend. Aber unter ihrem anmutigen Geplauder lag es dem jungen Manne die ganze Zeit dunkel im Sinn, daß er irgend eine Frage hatte thun wollen, die ihm nun nicht einfallen wollte. Milly selber brachte ihn endlich darauf. „Wenn Sie nicht direkt an uns schreiben,“ sagte sie, „so werden wir wenig von Ihnen erfahren, denn durch den Onkel hört man nichts. Ich würde nie wagen, ihn zu fragen, ich gehe so ungern in seine Höhle.“

„Luise Helmar wird viel vom Onkel beschäftigt, nicht wahr?“ die Frage war ziemlich unvermittelt; Milly schien sie aber doch kaum zu beachten. „Ich glaube ja,“ sagte sie gleich-

gültig. Nun wendete sich Ernst zur Tante. „Sind Sie mit Ihrer Nichte jetzt zufriedener als damals, Frau von Meyring?“ fragte er bedächtig.

„Mit wem?“

„Mit Luise Helmar, wir haben noch gar nicht von ihr gesprochen.“

Frau von Meyring schien für einige wenige Gegenstände der Unterhaltung einen ganz besondern Ton in Bereitschaft zu haben, den sie allerdings nur selten anwendete. Sie hatte ihn angenommen, als sie entgegnete: „Wie sollten wir auch dazu kommen? Das Mädchen versieht jetzt die Stelle der Werner, die fortwährend krank ist. Ich glaube, daß sie einmal eine ganz gute Haushälterin abgeben wird.“

„Wirklich? sie würde also, wenn sie einmal einen solchen Dienst suchte, Ihre Empfehlung haben?“ fragte Doktor Helmar mit großem Ernste.

„Gewiß,“ sagte Frau von Meyring hastig. „Meinen Sie, ich würde ihrem Fortkommen etwas in den Weg legen wollen?“

Der Bahnhof war erreicht, Ernst besorgte seine Fahrkarte und seinen Platz und kehrte dann noch auf einige Minuten zu den Damen zurück. Man schied im besten Einvernehmen, aber Milly schien doch nicht ganz zufrieden. Auf dem Rückweg war sie einsilbig; erst, als die drei beinahe zu Hause angelangt waren, sagte sie plötzlich: „Wie kam er eigentlich auf die Luise, Mama? es war eine sonderbare Idee von ihm, nach ihr zu fragen. Wer denkt denn je an die!“

„— Und abermals nach sieben Jahren —“

In —burg wurde der letzte Juristenball des Winters gehalten. Spät am Abend, oder vielmehr in den ersten Nachtstunden traten noch zwei Männer in den Tanzsaal. Der eine war offenbar ein Gast des Abends, der andere dagegen sah un-

beteiligt aus, und zwar nicht nur, weil er keinen Gesellschafts=anzug trug, sondern mehr noch vermöge einer gewissen freund=lichen Gleichgültigkeit, einer gelassenen Neugierde, mit der er seine Augen über die Tänzerinnen schweifen ließ; als sei ihm nicht eine von ihnen bekannter als die übrigen.

„Du magst dir hier seltsam genug vorkommen," sagte jetzt lächelnd der erste zu dem zweiten. „Was du von einer Tanz=belustigung zuletzt gesehen hast, ist ja wohl auf den Sand=wichsinseln oder bei den Feuerländern gewesen und wird sich etwas anders präsentiert haben, als unsre gegenwärtige Festlichkeit."

„Der letzte Tanz, dem ich zusah, war ein improvisierter Ball der Mannschaft der ‚Ulrike', bei dem der jüngste Schiffs=junge eine Art Ballkönigin abgab," entgegnete der Angeredete. Auf weitere Bemerkungen seines Freundes antwortete er in etwas zerstreuter Weise: er verfolgte eine der Tanzenden mit den Augen und schien nun doch in ihr eine Bekannte entdeckt zu haben. Einstweilen blieb er noch auf seinem Platze, so hingenommen jedoch von seinen Beobachtungen, daß sein Freund aufmerksam wurde und, der Richtung seiner Blicke folgend, nun auch an einer zierlichen Gestalt in strahlender Balltoilette und einem goldenen Köpfchen haften blieb. „Wen hast du denn dir aufs Korn genommen?" fragte er gleichmütig. „Wohl die kleine Meyring?" Ernst bejahte und sagte leise vor sich hin: „Sie ist sehr schön." „Ja aber schon recht lange," meinte der andere; auf einen etwas erstaunten Blick seines Gefährten fügte er hinzu: „sie tanzt jetzt an die zehn Jahre, und in der Zeit kann man sich an der schönsten müde sehen." Doktor Helmar antwortete nicht, und dem Freunde fiel nach einer Weile sein gedankenvolles Aussehen auf. Zugleich aber auch fiel ihm etwas ein und hastig sagte er: „Verzeih' meine alberne Redeweise; die Dame ist eine entfernte Verwandte und gute Bekannte von dir, nicht wahr?"

„Ja," sagte Ernst, „und ich will sie, wenn du mich so lange entschuldigen willst, jetzt begrüßen."

Ein Tanz war zu Ende und die hellen Gestalten der

Damen verteilten sich wieder auf ihren Plätzen. Ernst folgte in einiger Entfernung der einen, und als sie neben einer älteren Dame mit dünnen Lippen und matten Augen ihren Sitz eingenommen hatte, trat er mit einer Verbeugung vor sie hin. Die Schöne griff nach ihrer zierlichen Tanzkarte: „ich weiß wirklich nicht — ich glaube kaum —“ sie atmete noch rasch von dem wirbelnden Tanze und hatte eine arge Hast und Unruhe in ihren Bewegungen; das Weiß und das zarte Rot ihres Antlitzes hatte noch immer etwas Leuchtendes, aber die Umrisse waren andere, die zarte Rundung von ehemals war, freilich in kaum merklichem Grade, den Linien einer andern Altersstufe gewichen. Der Ankömmling sah das alles, während er ernsthaft, beinahe wehmütig, auf sie niederblickte. Sie hatte ihn noch kaum angesehen; was kümmerte sie seine Person? er war ein Tänzer, und für sie kam es jetzt auf die Gattung überhaupt, kaum mehr auf die Einzelwesen derselben an. Mit einem verbindlichen, nicht ganz natürlichen und ungezwungenen Lächeln hob sie endlich die Augen zu ihm auf: „ich bedaure, ich habe nichts mehr —“ aber er mußte erst sprechen: „wirklich gar nichts — auch keinen Gruß?“ da wich ihr Gesichtsausdruck einem ganz andern und im nächsten Augenblick fand er sich von Mutter und Tochter mit der lebhaftesten Freude begrüßt. Die kleine Wiedersehensszene hatte die Aufmerksamkeit der Zunächstsitzenden erregt, und Millys Augen flogen rasch hin und her; keine Miene ihrer Bekannten entging ihr, und mit Genugthuung nahm sie Neugierde und leises Staunen wahr, während sie ihr verwandtschaftliches Anrecht auf den überaus stattlichen Ankömmling etwas absichtlich bemerklich machte.

„Und Sie wußten, daß wir hier waren, lieber Ernst?“ fragte sie, als er nun neben ihr saß. „Offen gestanden, nein; ich erwartete eine so angenehme Begegnung nicht. Ganz zufällig traf ich vorhin auf der Straße einen alten Universitätsbekannten, den Doktor Berthold, er war zu einem Kranken abgerufen worden und kehrte hierher zurück. Ich hatte ihm etwas mitzuteilen, und da ich meine Zeit zu Rat halten muß, begleitete ich ihn auf seinen Wunsch hierher! wir dachten für unsere

kleine Besprechung hier irgendwo ein ruhiges Eckchen zu finden. Sie, Kousinchen, hoffte ich morgen zu sehen; mein erster Gang morgen früh sollte natürlich dem Hause vor dem Gärtnerthore gelten; ich habe dem Onkel viel zu erzählen.“

Sie sah ihn betroffen an. „Dem Hause vor dem Gärtnerthor? dem Onkel? wissen Sie denn nicht? . . haben Sie unsern letzten Brief nicht bekommen?“

„Ihren letzten Brief?“ Ein lähmender Schrecken war über ihn gekommen bei ihren wenigen Worten. „Seit sechs Monaten hat mich kein Brief von Ihnen oder vom Onkel erreicht. Was ist geschehen? ist der Onkel — ist er — gesund?“

Sie hatte keine Zeit mehr für eine ausreichende Antwort. Ein Tänzer stand vor ihr, ein ganz junger, kaum dem Knabenalter entwachsener Mensch, und das schöne Mädchen, mit einem kindlichen Eifer, der bei einer Sechzehnjährigen natürlich gewesen sein würde, trat mit ihm an. Auf ihrem Gesichte schon das strahlende Lächeln, welches gewissermaßen zur Balltoilette gehörte, beugte sie sich noch rasch zu ihrem Verwandten nieder und flüsterte ihm ins Ohr: „der Onkel ist ruiniert durch verrückte Unternehmungen, alles zusammengebrochen . . . wir sind nicht mehr bei ihm“ . . . und dann flog sie in den Armen des halbwüchsigen Ritters davon.

Ernst saß eine Weile wie betäubt. Langsam wendete er sich endlich zu Frau von Meyring, um etwas mehr Aufschluß von ihr zu erlangen. Die Tante folgte mit den Augen ihrer tanzenden Tochter und schien für etwas anderes als für diese Beobachtung gegenwärtig gar keinen Sinn zu haben; sie antwortete auf seine von tiefem Anteil eingegebene Fragen in einer so zerstreuten, beiläufigen Weise, daß er, innerlich empört, endlich aufstand mit den Worten: „Ich will mich Ihnen empfehlen, Frau von Meyring; die Wohnung des Onkels erfahre ich gewiß im Hotel, oder darf ich Sie noch bemühen . .“

Da sah sie ganz erstaunt zu ihm auf: „Wie, Sie wollen fort, Ernst . . was würde Milly sagen! und ich habe Ihnen noch so viel zu erzählen . . setzen Sie sich hier zu mir . . Millys Platz? oh, das thut nichts . . das Kind kommt ja gar

nicht zum Sitzen . . da, sehen Sie, jetzt hat Leutnant von Schlegel eine Extratour . . Ach, wir haben viel Trauriges erlebt in den letzten Monaten . . ich sage es ja immer, ich bin vom Schicksal zum Dulden ausersehen!“

Und nun blieb Ernst und erfuhr von der Dulderin die ganze Geschichte des jüngsten Mißgeschicks der Familie. Daß Franz Helmar, der Erhalter derselben seit so vielen Jahren, durch das Fehlschlagen bergmännischer Unternehmungen um den größten Teil seines Vermögens gebracht, nun bei herannahendem Alter zu darben bestimmt schien, konnte eigentlich weniger in Betracht kommen. Er war ja selber an seinem Unglück schuld; warum ließ er sich auf Dinge ein, von denen er nichts verstand! warum war er so eigensinnig gewesen, den Rat einsichtiger Leute zu verschmähen, ihre Warnungen in den Wind zu schlagen! Wirklich beklagenswert war eigentlich nur das Los ihrer unschuldigen Kinder — denn von sich wollte Frau von Meyring gar nicht sprechen — der Söhne, die sich nun in ihrer Karriere allenthalben gehemmt sahen — Millys, die doch „unter uns gesagt“ nur für behagliche, ja glänzende Verhältnisse geschaffen schien! So redete sie unaufhaltsam, in sanftem Klageton, während Ernst ihr nur noch mit halbem Ohr zuhörte. Denn daß das Haus vor dem Gärtnerthor, bei dessen Schattenseiten Frau von Meyring ehemals mit so großer Vorliebe zu verweilen pflegte, jetzt, da man es verlassen hatte, zu einem wahren Paradiese geworden war, konnte seltsam scheinen, interessierte ihn aber doch nur mäßig; dagegen hätte er gerne, ohne zudringlich zu sein, über die wirkliche Lage der Familie Meyring einiges erfahren; auf herabgekommene Verhältnisse deutete, zu seinem Troste, die äußere Erscheinung der beiden Damen wenigstens durchaus nicht. Er fragte vorsichtig und mit aufrichtiger Teilnahme und gewann den Eindruck, daß es allzuschlimm nicht stehen müsse. „Zum Glück habe ich meine Pension,“ bemerkte die Stadtgerichtsrätin; „und ich habe niemals die Zukunft meiner Kinder aus den Augen verloren. Milly,“ fügte sie mit einem Blick auf die in einiger Entfernung vorüberschwebende helle Gestalt hinzu, „wird immer noch eine sehr anständige Aussteuer bekommen können.“

Ernst hatte hierauf nichts zu erwidern und fragte nun, wo und wie der Onkel denn lebe nach dieser traurigen Veränderung. „Was er jetzt alles treibt, weiß ich wirklich nicht,“ bemerkte Frau von Meyring, „denn er ist gar nicht mehr zu erreichen. Er hat sich weit draußen vor der Stadt eingemietet, in einer Art Gartenwohnung; es soll ein ganz erbärmliches Quartier sein, was kaum noch Thüren und Fenster hat. Ich habe es noch nicht gesehen; meine Kräfte reichen für so weite Wege nicht hin. Wer weiß auch, ob er sich vor uns blicken lassen würde .. er ist vollständig menschenscheu geworden. — Ah, der Tanz ist zu Ende! komm, mein Kind, du mußt dich jetzt wirklich abkühlen, du übertreibst es heute einmal wieder.“

Und glühend, errötend, verschämt wie ein Backfischchen auf seinem ersten Balle nahm Milly die Mahnung der Mutter hin und setzte sich gehorsam zwischen ihr und dem Vetter nieder, indem sie dem letztern zuflüsterte, die Mama sei allzu besorgt und dürfe gar nicht wissen, wie viele Extratouren sie eigentlich tanze.

* * *

Ernst Helmar, der schon unter den Unbequemlichkeiten eines bekannten Namens — um nicht zu sagen angehender Berühmtheit — zu leiden hatte, war am nächsten Morgen kaum einen Augenblick von Besuchen seiner Fachgenossen frei geblieben. Früh am Nachmittage machte er sich nach der Wohnung des Onkels auf den Weg; aber der kurze Wintertag ging zu Ende, ohne daß er zum Ziele gelangt wäre. Hier vor dem Thore nämlich, in etwa halbstündiger Entfernung von der Stadt, befanden sich ausgedehnte Gärtnereien, und zwischen den verschiedenen Besitzungen liefen schmale Heckenwege hin, ohne besondere Bezeichnung, ein wahres Labyrinth, in dem der fremde Ankömmling sich ohne Führer nur schwer zurechtzufinden vermochte. Ernst hatte unermüdlich gefragt und gesucht, war vielemale fehlgegangen und jetzt, da es dunkelte, stand der Durchwanderer fremder Zonen ratlos vor einem niedrigen Hause, bemüht, den Eingang zu finden, bis das unabläßige, wütende Gebell eines Spitzhundes

den Besitzer endlich herbeigeführt hatte Eine Thüre öffnete sich, derjenige aber, welcher darunter erschien, war der Gestalt nach — Gesichtszüge ließen sich nicht mehr erkennen — wieder nicht der Onkel Helmar. Ernst brachte zum wer weiß wievielten Male seine Frage an. Von dem Namen wußte der Mann nichts, aber er sagte: „Vielleicht ein Alter mit einer Tochter? der wohnt seit ein paar Monaten drüben am Bruchwege."

„Mit einer Tochter?"

„Nun ja, ein junges Fräulein ist dabei, die läßt sich im Garten sehen, der Alte soll niemals ans Tageslicht kommen. Meinen Sie die, dann kann mein Junge mit hinüberlaufen, denn Sie könnten die Nacht durchtappen und fänden sich nicht hin."

Doktor Helmar nahm das Anerbieten mit Dank an, und wenige Minuten später stand er wieder vor einer verschlossenen Thür, an welcher der Knabe, der mit ihm gekommen war, eine schrille Klingel in Bewegung gesetzt hatte. Die Dunkelheit des Winterabends hatte sich herabgesenkt, und Ernst stand mit wunderlichen Empfindungen in diesem weltverlassenen Winkelchen und wartete. Jetzt irrte ein Lichtschein über das Gelände und verstärkte sich mehr und mehr. Zwischen der Wohnung und dieser äußern Thüre schien sich ein Stück Garten von ziemlicher Ausdehnung zu befinden; ein Schritt fiel und kam näher und näher, aber es war nicht der eines Mannes. Nun drehte sich der Schlüssel im Schlosse, und in der Thüre erschien eine schlanke Gestalt, ein Weib. Sie trug ein Laternchen in der Hand und hielt es jetzt in die Höhe; der Lichtschein fiel auf ein liebes, schönes Gesicht in dunkler Umhüllung; die Augen leuchteten auf unter den langen Wimpern: „Ernst — Ernst Helmar!" schon hielt er ihre Hand in der seinen: „Gott sei Dank, daß Sie da sind."

Luise Helmar dachte selten an sich und hatte keine Zeit, sich zu zieren. „Gott sei Dank, daß Sie endlich da sind," sagte sie noch einmal, während die beiden durch den dunkeln Garten beim Schein ihres Laternchens dem Hause zuschritten; „wir haben recht auf Sie gewartet."

Ernst hatte noch gar keine Worte gefunden. Nun hatten sie das Haus erreicht; es war, wie der junge Mann sogar jetzt mit raschem Blicke wahrnahm, eine einfache, ländliche Gärtnerwohnung in ziemlich zerfallenem Zustande. Luise, in ihrer raschen, rüstigen Weise, wollte eintreten, da hielt Ernst sie zurück. „Einen Augenblick, Luise," — sie stand ihm gegenüber und er erfaßte wieder ihre Hand. „Sie sind beim Onkel, wohnen hier mit ihm?"

„Ja, wo sollte ich sonst sein?" fragte sie verwundert.

„Sie haben bei ihm ausgehalten, als er verarmte, und sind ihm in dies Einsiedlerleben gefolgt?"

Sie schien seinen Gedankengang nicht zu verstehen. „Er mußte es sich wohl gefallen lassen, daß ich mitging," sagte sie lächelnd. „Es ist ja sonst niemand bei ihm; ich koche und führe die Wirtschaft und bin immer noch sein Famulus. Er will zwar von niemand etwas wissen, aber mich leidet er um sich . . . er hat sich nun einmal an mich gewöhnt."

Wieder das besitzesfrohe Lächeln bei den letzten Worten, dessen Ernst sich alle diese Jahre hindurch erinnert hatte. „Aber nun kommen Sie; der Onkel wird sich nicht allzusehr wundern . . wir haben oft von Ihnen gesprochen."

Das Zimmer des Erdgeschoßes, in welchem Doktor Helmar den Onkel fand, unterschied sich nicht allzusehr von seinem Wohngelasse im alten Hause. Es war groß und kahl wie jenes, und Bücher, Instrumente und die Kasten mit den verschiedenen Sammlungen hatten sich auch hier wieder zusammengefunden und standen an den Wänden umher. Und Franz Helmar selber? Er saß vor der Lampe am Tische über seinen Büchern; den Eintretenden wendete er sich langsam zu und stand dem gebräunten, stattlichen Manne neben Luisen einen Augenblick zweifelnd gegenüber, im Aussehen ganz und gar der Alte; nicht um einen Tag schien er in den letzten sieben Jahren gealtert zu haben. Und als er seinen Gast erkannte, da bezeigte er, wie Luise vorausgesagt hatte, keine allzugroße Verwunderung; mit einem kräftigen Händedruck sagte er nur: „Also endlich wieder in Europa zurück; das ist mir sehr lieb. Die Korrespondenz

war zuletzt ins Stocken geraten, uns bleibt mancherlei nachzuholen. Hoffentlich hast du diesmal Zeit?“

„So viel Sie wollen, Onkel,“ sagte Ernst, und Luise, die hinter dem Onkel stand, nickte ihm dankbar zu für diese Worte.

Nach einer Weile saßen die drei zusammen um den Tisch beim Abendbrot. Ernst hatte noch einmal in den alleräußersten Umrissen seine großen Reisen vorführen müssen — der Weltfahrt hatte sich eine Expedition in die hochasiatischen Länder angeschlossen —; jetzt, da Luise gerade das Zimmer verlassen hatte, begann der Onkel, indem er sich behaglich in seinem Stuhle zurücklehnte: „Also, Freund Ernst, du bist doch zu mir gekommen, obwohl ich jetzt ein heruntergekommener armer Teufel bin? Du hättest es doch sehr bequem gehabt, mich hier zu übergehen: sehr wenige Leute finden den Weg zu mir heraus.“

Ein gewisser Zug im Gesicht des Onkels bewog den Doktor, anstatt mit Versicherungen seiner selbstverständlich unveränderten Ergebenheit mit den Worten zu erwidern: „Ist es denn wirklich so schlimm, Onkel? ist denn nichts mehr zu retten?“

„Ist es denn wirklich so schlimm, ha, ha!“ Herr Helmar machte ein merkwürdiges Gesicht und strich gemächlich mit der Hand übers Knie: seine Laune schien sich im umgekehrten Verhältnis zu seinen Glücksumständen gewandelt zu haben. „Ist's denn wirklich so schlimm? Nein, Ernst, ganz so schlimm ist's nicht.“ Dann aber ernst werdend fuhr er fort. „Es ist allerdings wahr, daß mein ganzes Vermögen in der Erde steckt, drüben in den Glücksthaler Werken; und ebenso wahr ist es, daß ich gegenwärtig keinen Heller Zinsen sehe. Bankrott bin ich nicht; niemand hat von mir weniger erhalten, als er zu fordern hatte. Da man aber allgemein den Glücksthaler Bergbau für eine Schimäre hält, so gelte ich für einen ruinierten Mann. Vielleicht mit Recht, vielleicht auch nicht; darüber reden wir noch sehr ausführlich. Das Haus vor dem Gärtnerthore konnte ich nicht halten, wenn ich nicht in Ueberschuldung geraten wollte. Hier führen wir einen sehr einfachen Haushalt,

der erstaunlich wenig kostet, und doch habe ich eigentlich keiner einzigen von meinen alten Gewohnheiten zu entsagen brauchen. Die waren aber auch danach, wirst du denken. Ja, siehst du, sie haben sich jetzt herrlich bewährt, eine wahre Feuerprobe bestanden: es waren immer die eines Philosophen.“

Ein wenig verdroß es Ernst, daß Herr Helmar noch immer derjenigen nicht erwähnte, ohne welche seine Philosophie doch noch weit härtere Proben hätte bestehen müssen. Er wollte von ihr anfangen, aber sonderbarerweise brachte er den Namen nicht über die Lippen. Vielleicht kam er aus einer andern Richtung her ans Ziel. Er ließ die Blicke durch das Zimmer schweifen, über den bäurischen großen Kachelofen hinüber, die kleinen blinden Fenster, die verräucherte Decke und sagte dann mit großem Ernste: „Für Frau von Meyring war wohl kein Platz in diesem Hause?“

Sofort bereute er die Worte. Die Züge Franz Helmars veränderten sich auf eine erschreckende Weise; er sprang auf und durchmaß ein paarmal heftig das Zimmer. Endlich blieb er hinter dem Stuhle Ernsts stehen, legte seine Hand schwer auf die Schulter des jungen Mannes, und sagte in einem Tone, den dieser noch nie von ihm gehört hatte, mit wahrhaft furchtbarem Ernste: „Das war eine herbe Erfahrung; Gott behüte dich vor einer ähnlichen. Vielleicht daß ich verdient hatte, sie zu machen; es ist mir deshalb nicht minder hart angekommen. Früher pflegte ich von Egoismus zu reden, aber was Selbstsucht eigentlich ist, die roheste, empörendste Selbstsucht, das habe ich nicht gewußt, bis vor einigen Monaten.“ —

Ernst bemächtigte sich der Hand des Onkels und hielt sie zwischen den seinen. „Gewiß aber haben Sie auch Güte und Selbstverleugnung angetroffen, Onkel,“ sagte er.

Franz Helmar machte sich los und trat an das Fenster; Ernst wartete mit klopfendem Herzen. Ziemlich unerwartet kamen die nächsten Worte des ältern Mannes: „Du kennst sie ja auch, Ernst . . als sie ein kleines Mädchen war und du ein Knabe, verschafftest du ihr einmal Gerechtigkeit bei mir. So ist sie nun Tag für Tag um mich gewesen, wie das Sonnenlicht, dem

man zwar niemals dankt, ihm sein Scheinen niemals zum Verdienste anrechnet, das man aber ebensowenig entbehren kann. Und wie das Sonnenlicht, nein, noch holder und stetiger als dieses, ist sie mir hierher gefolgt —“

Er brach ab, denn Luise trat wieder ein. Mit einer Art von Sehnsucht sah ihr Ernst entgegen uud wartete, bis ihr Blick den seinen traf. Dann saßen sie wieder alle drei zusammen, und der Doktor mußte erzählen wie weiland Odysseus, der gewiß keiner schöneren Nausikaa sich mit seinen Wundergeschichten ins Herz stahl. Endlich dachte Ernst auf den Rückweg nach der Stadt, aber Franz Helmar meinte: „Ich glaube, wir können dich quartieren; du weißt, das geht bei armen Leuten manchmal eher, als bei reichen, weil erstere voraussetzen dürfen, daß der Gast vorliebnehme. Wie ist's, Luise?“

„Gewiß, Ernst kann bleiben, wenn er will, lieber Onkel,“ sagte sie. „Ich habe für den Fall, daß es zu spät werden würde zur Rückkehr, das Kämmerchen in Ordnung gebracht.“

Ernst dankte und nahm das Anerbieten an. Die Aussicht auf den labyrinthischen Rückweg nach der Stadt in der finstern Nacht hatte wenig Verlockendes gehabt, und noch weniger die auf einen Vormittag dort, wie den heute verlebten. Da schlug eine Uhr die zehnte Stunde, und mit dem letzten Schlage erhob sich der Onkel: „dies ist meine Zeit, die überschreite ich nie,“ bot den beiden eine gute Nacht, und zog sich auf sein Zimmer zurück.

So plötzlich mit Luise allein gelassen, empfand Ernst eine Art Beklommenheit. Sie schien dieselbe nicht zu teilen: mit ihrer ruhigen Heiterkeit sah sie ihn an und sagte: „soll ich Ihnen gleich Ihre Schlafkammer zeigen? ich habe noch meinen Gang ums Haus zu machen und nach dem Hunde zu sehen, ehe ich noch hinaufgehe.“

„Sie wollen noch einmal hinaus in den Garten, in diese Finsternis? Lassen Sie mich mitgehen.“

„Bleiben Sie lieber,“ bat Luise, der Hund würde unruhig werden, und für Sie, der Schritt und Tritt nicht kennt, wie ich, wäre der Gang auch beschwerlich.“ Sie schritt zu einer

Thüre in der Tiefe der Stube und öffnete. „Hier sollen Sie logieren; Sie müssen vorliebnehmen, wie der Onkel sagte. Da auf dem Tische steht Ihr Leuchter.“

Jetzt lachte Ernst . . „Sie wollen mich wieder ohne weiteres aus dem Wege haben, wie damals in dem kleinen Gartenhause, vor sieben Jahren, wissen Sie noch? Aber so Knall und Fall lasse ich mich heute nicht fortschicken; machen Sie nur erst Ihre Runde, ich warte auf Sie und lese so lange noch hier; das werden Sie mir doch erlauben?“

„Warum nicht?“ sagte sie lächelnd. Er sah ihr zu, wie sie ihr Laternchen ansteckte und den dunklen Shawl von vorhin über den Kopf nahm; dann folgte er ihr auf den Flur und blieb in der offnen Hausthüre stehen. Noch wenige Augenblicke blieb ihre Gestalt in dem matten Lichtscheine, der sie begleitete, sichtbar; dann war sie um die Ecke des Hauses verschwunden und Ernst war ganz allein im Dunkeln.

Ueber dem Gelände lag die Winternacht, eigentlich schon die Frühlingsnacht, denn es war März. Der Sternenhimmel war durch die Dünste der Erde ein wenig verschleiert, doch schienen die hellsten Gestirne durch; nach und nach gewöhnte sich das Auge an die Dunkelheit draußen und unterschied die Umrisse der Umgebung: die kahlen Bäume, niedrige Hecken und schwarzes Gelände. Es herrschte eine tiefe Stille, die Ernst als etwas unendlich Wohlthuendes empfand. Wie durch den Gegensatz hervorgerufen, flirrte durch seine Gedanken eine Erscheinung des Ballsaales von gestern, Helle, Geräusch und erstickende Hitze, und das lachende Mädchen mit den unruhigen Augen und den scharfgewordenen Zügen; und er kam sich hier in diesem einsamen Bereich vor, wie auf einer glücklichen Insel. Er fühlte sich froh wie lange nicht und empfand nur eine leise Sehnsucht, die sich beinahe zur Unruhe steigerte, als Luise nach langen Minuten nicht wiederkam. Endlich wurde seinem angestrengten Lauschen ihr Schritt hörbar; sie nahete rasch. „Ich habe Sie wohl lange warten lassen? der Hund hatte sich in die Kette verwickelt. Aber nun bin ich fertig und halte Sie nicht länger auf.“ Sie war nun doch ein wenig befangen geworden unter

seinen Augen, die ihr überallhin folgten. „Ich bin nicht eilig; bleiben Sie noch einen Augenblick, Luise — liebe, liebe Luise.“ . . Er hatte ihre beiden Hände ergriffen; so festgehalten, wendete sie sich ab und schaute seitwärts zu Boden.

Ihre Verwirrung gab ihm Mut, und er sagte ihr, was ein Mann eigentlich nur einmal sagen kann im Leben, was über die Lippen dieses Mannes auch nur einmal kam: daß er sie lieb habe und für sein eigen begehre und sich ihr auch angeloben wolle für immer und ewig, für Freud' und Leid, für Leben und Tod. Da sie aber immer nur schwieg und glutübergossen nach Atem rang, schwand seine Zuversicht, und ganz kleinlaut bat und flehte er sie, ihm doch nur ein Wörtchen zu sagen. „Habe ich Sie erschreckt, beleidigt? Luise, haben Sie sich denn nie gedacht, daß ich — daß es so mit mir stände?“

Sie schüttelte den Kopf, das war das erste Anzeichen einer Antwort. „Und haben Sie für mich denn gar nichts übrig, kein bißchen freundliches Gedenken gehabt, Sie, die Treue?“

Jetzt endlich fand sie etwas zu erwidern. „O ja, ich habe seit dem Abend, wo Sie mich im Gartenhäuschen auf der Erde liegend fanden, wo ich nach meiner Mutter weinte und Sie mich tröfteten, alle Tage meines Lebens an Sie gedacht.“

Das war etwas, aber doch immer noch nicht genug. Ein Gedanke durchfuhr ihn plötzlich, mit brennender Pein . . „Sind Sie . . sind Sie etwa nicht mehr frei, Luise?“

Da lächelte sie vor sich hin. „Nein, frei bin ich nicht mehr —“ „Großer Gott!“ . . er trat erblassend einen Schritt zurück; da faßte sie wieder seine plötzlich erkalteten Hände. „Frei bin ich nicht, oder soll ich das frei nennen, wenn einer meine besten Gedanken an sich gefesselt hat und sie mit sich führt, übers Meer, durch die Wüsten und die Inseln, unter wilde Kannibalen, deren Namen kein Mensch aussprechen kann? wenn ich Todesängste ausstehen muß um seine Gefahren zu Wasser und zu Land, und das alles schon seit so viel Jahren?“

— — — — — — — — — — — — — — —

Schon im Laufe des nächsten Tages fuhr Doktor Helmar nach den Glücksthaler Bergwerken hinüber. Und ehe er seine

Vorlesungen an der Universität, nun als Professor, wieder aufnahm, war er noch mehrere Male dort, mit Onkel Franz und in Begleitung eines ihm befreundeten Sachverständigen, und jedesmal konnte Herr Franz Helmar seine Schöpfung mit besserer Zuversicht verlassen. Die Erde, langsam und stetig, nach ihrer Art, zahlte ihm im Lauf der Jahre ihre Schuld für den aufgewandten Fleiß, und sie zahlte endlich mit Ueberschwang. Aber nicht der Geldgewinn erfreute den Greis, sondern das Gelingen an sich; er war stolz darauf, bewiesen zu haben, daß dies sein Unternehmen nicht das eines Pfuschers gewesen, daß sein infolge eines mächtigen Triebes zusammengebrachtes buntscheckiges Wissen doch kein oberflächliches Halbwissen sei und seinen gesunden Zusammenhang mit der Natur bewährt habe.

Franz Helmar hatte in der Stunde der Verheiratung Luisens mit Ernst sein Testament aufgesetzt — der Hochzeit beizuwohnen war er nicht zu bewegen gewesen — und hatte den beiden und ihren Kindern die Bergwerke vermacht. Sie wußten das nicht und bedurften keiner Aussichten auf Reichtum, noch auch des Reichtums selber, um mit einander glücklich zu sein.

Milly von Meyring tanzte und lachte noch einige Jahre weiter, dann schlug sie mit ihrem Dichten und Trachten eine andere Richtung ein. Ihrem ältern Bruder, dem Offizier, war es gelungen, die Neigung eines sehr vornehmen Mädchens zu fesseln und ihre Hand zu erlangen. Milly und ihre Mutter sonnten sich in dem Abglanze dieser Verbindung und fanden in der Ausbildung des adligen Hochmuts Ersatz für das Fehlschlagen andrer Hoffnungen. Als Franz Helmar wieder ein sehr reicher Mann geworden war, suchte Frau von Meyring eine Annäherung an den Bruder, der undankbare Sonderling aber ließ sich zu einer solchen nicht mehr bereit finden.

Die Howards von Brereton.

Die englische Landstadt, mag sie noch so seitab gelegen, mag ihr Pflaster noch so holperig, ihre Straßenbeleuchtung noch so unvollkommen sein, fällt dennoch nicht leicht der hoffnungslosen Alltäglichkeit anheim, welche ihresgleichen auf dem Kontinente kennzeichnet. Die weltumfassenden Beziehungen des Inselreiches machen sich bis in sein kleinstes Dorf hinein fühlbar: man möchte sagen, die frische Seeluft wehe durch das ganze Land, von einem Ende zum andern, und der einfachste Squire habe einen Horizont, welcher nicht durch die Felder, die der Kirchturm seiner Heimat beherrscht, auch nicht durch die Küsten seiner britischen Insel, nein, welcher erst durch die himmelanstrebenden Grenzgebirge des fernen Indiens abgeschlossen werde.

Ferner fehlt es auch der kleinsten Stadt nicht an wirklich eleganter Gesellschaft. Die reichen Eigentümer prächtiger Landsitze der Nachbarschaft bringen einen Teil des Jahres auf diesen zu; sie verkehren mit dem Geistlichen des Städtchens, der in vielen Fällen selber einer vornehmen Familie entstammt; die Herren aus der Stadt werden zu ihren Jagden geladen, die Damen zu den Festlichkeiten, welche sie allsommerlich den von ihnen protegierten Dorfschulkindern geben, da sich auf dem neutralen Gebiet der öffentlichen Wohlthätigkeit die verschiedenartigen Elemente der Gesellschaft bekanntlich am unschädlichsten begegnen. Hier sehen die Kleinstädterinnen die, wenn auch abgeblaßten, doch immer noch imposanten Toiletten der letzten Londoner Saison

und ihr Nachahmungseifer erhält dort einen Impuls, kräftig genug, um bis zum nächsten Jahre vorzuhalten.

Weiterhin hat jedes Städtchen unfehlbar seine Originale, exzentrische Männer oder Frauen, und — wenn man die auf einige Meilen in der Runde liegenden Landsitze hinzunimmt, deren Geschicke mit denen der Häuser in der Stadt hin und wieder eng verflochten sind — auch seine oft ganz romanhaften Familiengeschichten. Denn es strebt ein jeder, sich kräftig auszuleben, wenn auch mit Beeinträchtigung des andern, und die Scheu vor der öffentlichen Meinung, welcher man über unwesentliche Aeußerlichkeiten eine so große Herrschaft einräumt, wird ganz machtlos vor wirklichen Leidenschaften, die sich, besonders unter der kräftigen, sport- und trinklustigen Bevölkerung der mittleren und nördlichen Grafschaften, noch in ganz urwüchsiger Entfaltung beobachten lassen.

Evesdale ist ein Städtchen von sechstausend Einwohnern in einem der nordwestlichen Shires. Es liegt auf einer Hochebene; die Flächen (flats) ringsumher, von Hecken durchschnitten, von Gräben durchzogen, hier und da mit kleinen Gehölzen bestanden, sind zur Fuchs- und Hasenhetze wie geschaffen, daher die „Herren“ des Städtchens ohne irgend eine Ausnahme Jäger und Reiter sind, während auch die von der Gentry scharf geschiedene Klasse der kleinen Kaufleute und Gewerbetreibenden durch gelegentlichen Pferdehandel, durch Wetten und durch Trinkgelage an den Tagen der Rennen und Jagden, ihren lebhaften Anteil an dem Sport zu erkennen geben, an welchem übrigens die vornehmen Damen der Umgegend kaum weniger als ihre Männer, Väter und Brüder sich beteiligen.

Den Jagden folgen gewaltige Diners und Soupers — gewaltig in ihrer Ausdehnung in die Länge wie in die Breite — zu denen die Adeligen und die Squires der Umgegend auf ihren Jagdwagen in das Städtchen einfahren, die hagern, muskelstarken Männer mit den lässigen Bewegungen der Ueberlegenheit einer seit Jahrhunderten bevorzugten Kaste — prächtige Gestalten, in der That, und kühne, scharfe, charakteristische Gesichter — und die fast ausnahmslos schönen und stattlichen Frauen

und Mädchen, elegant und voll chic. Sie sitzen mit weit ausgebreiteten Gewändern in den teppichbelegten Drawing-rooms, die Männer beugen sich über sie, es schwirrt das geläufige, bequeme Geplauder, dazwischen helles Lachen, nie zu laut: alles ist anmutig und voll Anstand. Und doch wird diese Gesellschaft nicht selten erschüttert durch einen gewaltigen Ausbruch ursprünglicher Leidenschaft — in einem der gastlichen Häuser klafft vielleicht plötzlich ein gähnender Spalt auf, der Mann und Weib weit auseinanderreißt. Schandebedeckt flüchtet sie nun offen an die Brust des andern, der an manchem Abende, so scheinbar harmlos plaudernd, die dunklen Augen tief in die ihren gesenkt, über sie gebeugt gestanden hat, und der Mann bleibt einsam zurück, um als Menschenhasser weiter zu leben oder sein Blut über die befleckte Ehre des Hauses zu vergießen. Die Gesellschaft aber jagt, reitet, wettet und trinkt weiter; Gras wächst über die Geschichte; die Kinder jenes Hauses sind Männer und Frauen geworden und treten in die elegante Welt ein, welche sie, die in heiterm Leben sich von dem dunkeln Hintergrunde dieser Vergangenheit abheben, nur mit erhöhtem Interesse betrachtet.

So hat denn die Chronik von Evesdale Entführungen, Jagdunglücksfälle, waghalsige Reiterstücke und tolle Wetten in einer für eine so kleine Stadt erstaunlichen Zahl aufzuweisen. Ein Geschlecht, welches sich von jeher durch starke Neigung zu dergleichen kleinen Extravaganzen des blauen Blutes ausgezeichnet hatte, waren die Howard-Grèves, in Evesdale selber und in der Nachbarschaft viel begütert und weit verzweigt. Eine Familie Howard eignete ein Patrizierhaus in der Hauptstraße des Städtchens. Das Haus stand etwa fünfzig Schritte von der Straße zurück, vor demselben befand sich ein weiter gepflasterter Hof, und ein prächtiges Eisengitter mit dem Wappen der Howard-Grèves über der Einfahrt schloß diesen ab und unterbrach sehr wirkungsvoll die sonst unscheinbare Häuserreihe.

Am angesehensten war jedoch allemal der Zweig der Familie, welcher Brereton Hall besaß: das stattliche Schloß im Stile des Zeitalters der Elisabeth, mit dem ausgedehnten Parke, und die

bedeutenden Renten aus einer ganzen Reihe von Farmen bis auf zehn Meilen in die Runde. Von Evesdale führte eine ausgezeichnete Chaussee nach der Halle; etwa eine Meile vor dem Schlosse begann — der Stolz der Umgegend — eine Doppelreihe von Zedern diese Chaussee zu besetzen.

Zu der Zeit, von welcher wir erzählen, lebte in Brereton Hall, als Verweserin während der Minderjährigkeit ihres ältesten Sohnes, die Witwe von James Howard-Grève. Dieser selber hatte das Schloß nie besessen, er war gestorben, als noch sein älterer Bruder Gerald auf Brereton hauste. Gerald aber hatte infolge von Umständen, welche noch erzählt werden sollen, den Sitz seiner Vorfahren verlassen, und als die Nachricht von seinem Tode eintraf, war die Witwe des jüngern Bruders, als Vormünderin ihres erbberechtigten Sohnes, in den Besitz eingerückt.

Mrs. Howard-Grève, die Witwe des James Howard, war die Mutter von vier Knaben. In einem dunkeln, rotgepolsterten Kirchstuhl der Pfarrkirche — die Howards, als eine der ältesten Familien der Grafschaft, gehörten natürlich zur Pfarrkirche und ignorierten das neue, schmuck aufgeschossene gotische Kirchlein — konnte man jahrelang allsonntäglich während des Morgen- und während des Abendgottesdienstes die vier Howards sitzen sehen. Die ganze Gemeinde war an den Anblick gewöhnt und beim Aufstehen und beim Niedersitzen, wenn man sich erhob, um dem Geistlichen das Glaubensbekenntnis nachzusprechen, oder wenn man niederkniete und die Litanei betete, ließ man die Blicke halb gedankenlos, halb mit Interesse über die vier dunkeln Köpfe in dem Kirchstuhle neben der Kanzel schweifen.

Der, auf welchem sie wohl am längsten hafteten, war nicht der größte der vier wohlgebildeten und gutgewachsenen Knaben; er war ein untersetzter Bursche mit kleinen Zügen, lebhaften Augen und sicherer Haltung. „Wahrlich, man sieht ihm an, daß er der Erbe ist!“ flüsterten die alten Frauen auf der Bank vor dem Altare einander zu, und die kleinen Mädchen zwischen Müttern und Tanten stießen einander verstohlen an, wenn sein keckes Auge sie getroffen hatte.

Zunächst dem Erben kamen im Interesse der guten Leute

von Evesdale die beiden jüngsten Buben, in einer Größe und immer ganz gleich gekleidet. Denn es hatte sich, auf irgend eine Weise, eine Ansicht verbreitet, welche die Schicksale dieser beiden Bürschchen mit denen ihrer beiden kleinen Kousinen, der einzigen Kinder aus dem Hause hinter dem eisernen Gitter, verband.

Am wenigsten hatte man dergestalt für den letzten Bruder übrig, den Zweitältesten, welcher, da er nur um ein Jahr jünger war als sein Senior, so recht eigentlich im Schatten des Erben stand. Er hieß Gerald, wie sein Oheim, der frühere Herr von Brereton, und war, im Gegensatz zu seinem ältern Bruder, ein hochgewachsener Bursche, der nicht recht wußte, wo er mit seinen langen Gliedmaßen hin sollte, von nachlässigem Gange und mit phlegmatischem Ausdrucke der regelmäßigen, aber etwas schwerfälligen Züge. Das dunkelbraune Haar hing über eine breite, niedrige Stirne und die graublauen Augen lagen etwas tief unter scharfen Brauen. „Er sieht aus wie ein griechischer Sklave," hatte Miß Jones, die gelehrte Tochter des Predigers an der kleinen neuen Kirche, gesagt.

„Warum wie ein Sklave?" fragte man sie.

„Weil ein freier Mensch, der etwas wollen darf, nicht so gleichgültig drein schauen sollte."

„Gleichgültig sieht er freilich aus und ist es; er hat für nichts ein Herz, als für seine Hunde."

Mit der Zeit sah man nur drei Howards in der Kirche; James, der Erbe, war nach Eton zur Schule geschickt worden, um sich dort für die Universität, natürlich Oxford, vorzubereiten, denn die Universitätsbildung gehört zu den Verpflichtungen, welche seine Stellung dem englischen Großgrundbesitzer auferlegt. Gerald, für den später eine Stelle in der Armee gekauft werden sollte, konnte immerhin den Grund der für den Offiziersstand nötigen Bildung noch eine Weile zu Hause legen.

An einem Spätsommertage war James Howard, der jetzt neunzehn Jahre zählte, für die langen Ferien von Eton nach Hause gekommen. Ein Diener hatte ihn mit der Ponychaise auf dem Bahnhofe in Evesdale abgeholt; jetzt saß er in einem

großen Zimmer des ersten Stocks, dessen Fenster nach dem Kieswege der Einfahrt gingen, neben dem Kanapee seiner Mutter.

Mrs. James Howard Grève war an dies Kanapee gefesselt; sie verließ es nur, um sich in ihr auf demselben Flur gelegenes Schlafzimmer halb führen, halb tragen zu lassen. Von hier aus erließ sie ihre Anordnungen, welche nicht nur das große Hauswesen des Schlosses, sondern auch die Angelegenheiten ihrer zahlreichen Pächter und sonstigen Dependenten bis ins einzelne regelten. Hier empfing sie ihre Berichterstatter, freiwillige und unfreiwillige; die freiwilligen waren ihre Untergebenen und Vertrauten, die unfreiwilligen aber arglose Bekannte, denen sie durch eine ihr eigene Kunst des Fragens alle Aufschlüsse entlockte, welche sie zu erhalten wünschte. Es war ein stehendes Wort in Evesdale: „Mrs. Howard von Brereton weiß alles!“ — sie, die schon seit Jahren den einen Flur des Schlosses nicht mehr verlassen hatte, deren Leben sich innerhalb jener zwei Gemächer in vollkommener Regelmäßigkeit abspann, war von allen nur irgendwie bemerkenswerten Vorgängen in Evesdale und in der Runde, ja von dem Aussehen, dem Befinden, den großen und kleinen Schicksalen aller bedeutenden Personen in diesem Umkreis stets aufs genaueste unterrichtet.

Jedermann kannte die Ursache des Leidens, welches Mrs. Howard als hilflose Kranke an das Lager fesselte. Sie war noch nach der Geburt ihres letzten Sohnes eine schöne und kräftige Frau gewesen. Da sie einen hochfahrenden und entschiedenen Charakter besaß, hatten ziemlich häufig Konflikte zwischen ihr und ihrem Gatten stattgefunden, die bei dem Jähzorne des Mannes nicht immer ungefährlich für die furchtlose Dame waren. James Howard der ältere, der „wilde Howard“, wie er von seinen Genossen genannt wurde, ritt, wettete und trank mit einer selbst unter der oben geschilderten Gesellschaft noch auffallenden Maßlosigkeit; nach einem Jagddiner war er oft in einer Weise aufgeregt, welche alle Mitglieder seines Haushaltes, nur allein seine Frau nicht, in ängstlicher Entfernung von ihm hielt. Eine dämonische Macht schien in solchen Stunden Mrs.

Howard anzutreiben, ihrem Gatten in den Weg zu treten und ihn zu reizen.

Flüsternd wunderte sich die Dienerschaft oft, daß es noch „kein Unglück“ gegeben habe, und als eines Abends nach der Rückkunft des Herrn ein heftiger Wortwechsel und gleich darauf ein schwerer Fall gehört wurde, und dann die Klingel des Herrn, wie in Wut und Angst gerissen, überlaut durch das hallende Haus gellte, da fanden die Diener, ehe sie hinaufeilten, noch Zeit, sich verständnisvoll zuzunicken: „Endlich! Haben wir es nicht immer gesagt?“

Die Herrin lag am Fuße der Haupttreppe, bewußtlos und allem Anscheine nach innerlich schwer verletzt. Als man sie aufheben wollte, stöhnte sie; James Howard, der wilde Howard, kam langsam die Stufen herab mit blutunterlaufenen Augen und entstellten Zügen; er biß die Zähne aufeinander und hob seine Frau in die Höhe, ungeachtet ihres Wimmerns. Ohne Hilfe trug er sie in das Schlafgemach auf ihr Lager, von dem sie erst nach mehr als Jahresfrist erstehen sollte, und nur, um für ihre übrige Lebenszeit den Platz auf dem Kanapee einzunehmen.

Die Wahrheit wurde nach und nach bekannt, aber sie begegnete überall der Diskretion, welche die Familienangelegenheiten angesehener Häuser beanspruchen können. Mrs. Howard war oben an der Treppe mit ihrem Gemahl, der von einem Gelage zurückkehrte, zusammengetroffen und es war zu schlimmen Worten gekommen; er wollte an ihr vorüber und da sie sich ihm in den Weg stellte, hatte er sie hinabgestoßen. Sie war unglücklich gefallen und hatte eine Verletzung des Rückgrates erlitten, welche die beschriebenen schlimmen Folgen nach sich zog.

Einige Monate nach diesem Mißgeschicke starb James Howard. Obwohl der Tod ihn plötzlich dahinraffte, wunderte sich niemand; ein jähes Ende dieses wilden, zügellosen Lebens erschien allen natürlich. Und wieder nach kurzer Frist waren die Umstände eingetreten, welche dem ältesten Sohne der Witwe das reiche Erbe einbrachten und die Verwaltung desselben in ihre, trotz ihres Leidens, kräftigen und geschickten Hände legten.

Das Gemach, in welchem das Ruhebett der Mrs. Howard stand, war groß und hell. In der Nähe ihres Sofas befand sich ein Schreibtisch, an welchem diejenigen, denen sie Briefe diktierte, Platz zu nehmen hatten. Anstatt eines der schönen Zimmer der Südseite mit den von den Parkbäumen beschatteten Fenstern hatte die Dame dieses gewählt, wo sie jeden Schritt auf dem Kies des Hauptweges unten hören konnte. Wie sie jetzt dalag, in dem hellen Kleide von leichtem Sommerstoff, das glänzend schwarze Haar sorgfältig geflochten und geordnet, sah sie nicht wie eine hilflos Elende aus; kein Zug ihres energischen Antlitzes verriet Leiden, die Gesichtsfarbe war frisch und rein, die Hände rundlich und kräftig wie ehedem.

Vor ihr lehnte James in bequemer Haltung in einem niedrigen Sessel. Er sprach über Eton in einer Ausdrucksweise, die ein wunderliches Gemisch war von dem kräftigen Jargon des Schülers und der blasierten Kürze und Schlaffheit des jungen Dandy.

„Du hast, wie ich dir schrieb, den engern Verkehr mit dem Sohne des bankrotten Leslie auf gute Art abgebrochen?“ fragte Mrs. Howard, indem sie ihren Sohn unter den halbgeschlossenen Lidern hervor scharf beobachtete.

James warf sich in seinem Sessel zurück und betrachtete die Zimmerdecke. „Ja, aber es war eine verwünscht unangenehme Geschichte. Frank Leslie ist ein Hauptkerl dort; wir hatten, nachdem wir ihn fallen gelassen, seine ganze Clique, den ganzen Tugendbund auf dem Halse.“

„Ich hatte gewünscht, daß du allen Eklat vermeiden solltest.“

Er zuckte die Achseln. „Das ließ sich nicht thun. Sie zischten uns sogar aus, die elenden Burschen, aber da wir uns nicht irre machen ließen — Douglas und Treherne hielten zu mir — so blieb die Sache, wie sie war; schließlich geben wir doch den Ton an.“

„Treherne von Ashburn Park? Sein Vater ist arm wie Hiob, aber man sagt, der Knabe werde seinen Oheim, Lord Larne, beerben.“

James lachte. „Ich hoffe, daß er es thun wird. Jeden-

falls versteht es der sehr ehrenwerte Edward Treherne ausgezeichnet, diesem on dit bei andern Leuten, besonders bei den Handwerkern, von welchen er borgt, Glauben zu verschaffen."

Mrs. Howard runzelte leicht die Stirne. „Du hast mir deine Rechnungen eingeschickt, wie ich wünschte, James; ich hoffe, daß ich alles gesehen habe," sagte sie sehr nachdrücklich.

„Man muß immer das Beste hoffen," meinte der junge Mensch leichthin, aber mit einem unbehaglichen Lächeln. „Und wie hast du dich die Zeit her befunden, Mama?"

Mrs. Howard überhörte die Frage. „Einen Gelehrten und Schulfuchs habe ich nie in dir zu sehen erwartet," sagte sie jetzt; „dergleichen paßt nicht für einen ältesten Sohn, aber ein Preis irgend einer Art wäre doch keine Schande gewesen; die Howards haben sich mehrfach in der Mathematik ausgezeichnet. Nun, du bist allen Schulehren sorgfältig genug aus dem Wege gegangen und hast es, wie ich merke, als dein Hauptstudium betrachtet, dein Geld als ein Gentleman durchzubringen. Ich weiß, welche Ansprüche Oxford auf diesem Gebiete an dich machen wird, und wünsche daher, daß du dich in Eton von jetzt an mehr zusammennimmst. Ich werde dich kürzer halten. Hast du mich verstanden?"

„Ich denke, ja," antwortete der junge Mann mürrisch.

„Das freut mich; es wird immer gut sein, wenn wir beide uns im Einverständnis befinden." James sah halb scheu und halb trotzig zu seiner Mutter hinüber; Mrs. Howard wußte sich einen Einfluß, der andere oft in Verwunderung setzte, über ihre heranwachsenden Söhne zu bewahren. Sie erzählte jetzt ihrerseits mancherlei von dem Zustande der Besitzungen, zum Teil trockene, geschäftliche Details, die er mit mehr Interesse anhörte, als man hätte erwarten sollen. „Und was thut Gerald eigentlich?" fragte James endlich in spöttisch geringschätzigem Ton; die Stirn der Dame verfinsterte sich merklich, als sie antwortete:

„Was er stets gethan hat: er treibt sich mit der Flinte oder auf dem Pony umher und ist nur im Hause, wenn er muß."

„Schade, daß er seine Liebhabereien alle auf der Scholle zusammenfindet, auf welche er kein Recht hat!" bemerkte James.

„In der letzten Zeit hat er Bekanntschaften unter den Pächtern und den armen Leuten angeknüpft und er ist sehr beliebt unter ihnen, wie ich höre," fuhr Mrs. Howard fort.

James zuckte die Achseln und spitzte in einer sehr wegwerfenden Weise die Lippen zum Pfeifen. Mrs. Howard verstand es, ihm die Maske der Gleichgültigkeit rasch abzustreifen. „Gerald ist weit schöner als du," sagte sie boshaft. Die Bemerkung war nicht so müßig, wie man glauben könnte; körperliche Kraft und Schönheit gelten in jenem Lande viel; es ist, als betrachte man sie unbewußt noch immer als das Siegel, welches die Götter solchen aufdrücken, die sie zur Herrschaft über andere bestimmen. James verfärbte sich leicht. „Wo mag mein teurer Bruder sich in diesem Augenblick befinden?" sagte er dann.

„Man sagt mir, daß er täglich mit dem tauben Catesby, dem alten Vagabunden, zusammensteckt."

„Catesby — laß sehen! Er kann einen Köder zurecht machen, wie kein anderer. Ja, ich besinne mich . . . wir waren auch gute Freunde früher."

„Bist du auch gut Freund mit seiner Enkeltochter Julie gewesen?" fragte Mrs. Howard lauernd.

„Die kleine Julie! Ei, ich hatte sie ganz vergessen. Das Mädchen muß hübsch geworden sein."

Mrs. Howard machte eine Bewegung, als empfinde sie Schmerzen und blickte nach der Klingel in ihrer Nähe. James sprang sofort auf und berührte dieselbe: er kannte diese Symptome der Beklemmung, welche seine Mutter oft plötzlich überfiel. Die Dienerin kam und er entfernte sich.

Zu eben dieser Zeit saßen zwei junge Leute nebeneinander auf einer beschatteten Bank vor dem kleinen Hause, welches der alte Catesby mit seiner Enkelin bewohnte. Nach Art der ländlichen Behausung in England bestand die Hütte nur aus einem Erdgeschoß und einem Raume unter dem spitzgiebeligen Dach. Dies strohgedeckte Dach, von rötlichem Hauslauch und schwarzgrünem Moos wie zum Schmuck überzogen, die weißgetünchten Wände, die hellen Scheiben der kleinen, blumenumzogenen Fenster, die saubere Thürschwelle, der winzige, buntblühende Garten, das

alles zusammen gab eines der freundlichen Bilder, wie man sie dort unzählig oft sehen kann. Es ist, als habe sich die reinliche Anmut des ländlichen Lebens, welche wir durch die Dichter des klassischen Altertums weit mehr als aus eigener Erfahrung kennen, von den schmutzigen Dörfern des Kontinents hinweg auf die grüne Insel geflüchtet.

Die beiden auf der Bank waren schön wie Paul und Virginie und wie diese saßen sie harmlos, ungezwungen und fröhlich, als atmeten sie Glück aus der sonnigen Luft und als breite der Schatten des wilden Weins, der sie wie liebend deckte, sorglose Ruhe über ihnen aus.

Das Mädchen zählte damals fünfzehn Jahre. Sie erschien schlank und groß für ihr Alter; das helle Antlitz war von herzgewinnendem Liebreiz in Form und Ausdruck; der tiefe, reiche Ton ihres goldbraunen Haares, jene herrliche Schattierung, die nur ihren Landsmänninnen eigen zu sein scheint, würde einen Maler entzückt, die Farbe ihrer Augen, welche unbestimmt waren, am häufigsten aber, mit Shakespeare zu reden, „grau wie Glas“ aussahen, ihn vielleicht zur Verzweiflung gebracht haben.

Der Jüngling neben ihr, welcher ihr eben, als sie den Kopf weit zurück auf die Lehne der Bank legte und in das Laub oben schaute, liebkosend über das Haar strich, war Gerald Howard, ein ganz anderer jetzt, als die guten Leute von Evesdale, ein anderer auch, als seine Mutter, seine Brüder und Lehrer ihn kannten. Er sah lebhaft und heiter aus, wie er immer that, wenn Julie in seiner Nähe war; denn Julie hielt Gerald, den Freund ihrer Kindheit, für den Inbegriff aller Vollkommenheit, und vielleicht hatte dieser naive Glaube an ihn die Kraft, ihn einigermaßen zu dem zu machen, als welcher er in dem Schrein ihres unschuldigen, kleinen Herzens thronte. Die beiden kannten einander schon jahrelang; im Schlosse aber wußte niemand um dies Verhältnis, denn niemand hatte bisher auf die Wege und Stege des verschlossenen und wenig liebenswürdigen zweiten Sohnes geachtet. Daß Gerald seine ganze Lust am Wesen und Weben der Pflanzen- und Tierwelt fand, daß er leidenschaftlich am Leben im Freien hing, war seiner Mutter bekannt genug. Durch diese

Eigentümlichkeiten mochte sie sich seinen Verkehr mit dem geistesschwachen alten Catesby, dem frühern Parkhüter, erklären, denn Catesby trieb noch immer mancherlei Künste, welche einen Knaben wie Gerald an ihn fesseln konnten. Die Gewohnheiten der Tiere im Wald und Feld kannte er und ahmte ihre Stimme nach; er verstand sich auf Hunde vortrefflich und auf Pferde gar nicht übel; es schien fast, als habe der Verlust des Gedächtnisses, welcher ihn dem Verkehr mit Menschen entrückt und ihm das Verständnis für ihre Angelegenheiten nahm, die für uns fast unfaßbaren Fähigkeiten, vermittelst welcher er auf jene Geschöpfe wirkte, gesteigert.

Von der Leibrente, welche Gerald Howard, der frühere Herr von Brereton, dem alten Mann ausgesetzt hatte, bestritt Julie den kleinen Haushalt und pflegte den Greis so gut sie konnte. Sie kochte, wusch und flickte, während er mit seinen Staren plauderte oder, die Pfeife im Munde, vor der Thür in der Sonne saß und stundenlang stummen Verkehr mit dem Hunde Nell pflegte, der neben ihm lag und ihm klug in die Augen schaute.

Aber Julie las auch; sie las die Bücher, welche ihr Freund Gerald ihr brachte. Da war sie nun freilich seinem Geschmack allein anheimgegeben; derselbe wies den Knaben unwiderstehlich auf die Poesie hin, und zwar auf die beste Poesie der Sprachen, welche ihm zugänglich waren, und mit gutem Erfolg hatte er seine Richtung auf seine kleine Freundin übertragen. Brereton Hall besaß, wie alle dortigen Landsitze, eine stattliche Bibliothek; daß sie etwas altmodisch war, kam ihr bei den Ansprüchen, welche Gerald und Julie an sie erhoben, nur zu statten. Ganz im geheimen wanderten Keats und Shakespeare, Ben Johnson sogar und Shelley, der alte Chaucer und Thomas Hood unter Geralds Reitrock in das kleine Haus und die beiden jungen Geschöpfe dort waren von der Natur mit dem Besitz der Zauberformel begnadet, auf welche nur allein die Gestalten der Dichter zum Leben erwachen und Antwort geben. Lebhaft bedauerte Gerald, daß Julie nicht auch den Homer mit ihm lesen konnte, aber er brachte das Buch mit und übertrug ihr frischweg die Stellen, welche ihn am meisten entzückten.

So war für den vornehmen Knaben, der Gefahr lief innerlich zu vereinsamen, da ihm Vaterliebe und die rechte Mutterſorge fehlten, das kleine Haus mit dem goldenen Köpfchen darin jahrelang die eigentliche Heimat geweſen, die Heimſtätte der Träume, ohne welche die Jugend arm iſt, und der zärtlichen, vielleicht thöricht zärtlichen Liebe, die ſie ſo ſchwer und zu ihrem Schaden nur entbehrt. Die beiden Kinder und dann der Jüngling und die erblühende Jungfrau hatten, allen unbewußt, ein Glück genoſſen, deſſen Größe und Seltenheit ſie ſelber nicht zu meſſen wußten. Das Geſchick aber, welches eine ſolche Zeit früher oder ſpäter endet, pflegt zuweilen einen langen Schatten vor ſich her zu werfen, und dieſer Schatten iſt ſcharf begrenzt; an einem ganz beſtimmten Tage rückt man in ſein Bereich ein. Dieſer Tag war für Gerald und Julie gekommen.

Beide hatten eine Zeitlang ſchweigend geſeſſen, da ſagte Gerald: „Heute oder morgen kommt James nach Hauſe. Er wird noch einmal nach Eton zurückkehren und dann ſoll ich auf ein Jahr dorthin.“

„Ein Jahr iſt nicht lang,“ meinte Julie, noch leichtherzig und mutig.

„Und wenn ich wiederkomme, wirſt du noch größer und hübſcher geworden ſein, mein kleines Mädchen!“ Er hatte den Ellbogen auf das Knie geſtützt, beugte ſich vor und ſah ſie an. Sie beachtete es nicht. „Und wenn du in Eton fertig biſt, was dann?“ fragte ſie.

„Dann? Nun, dann erhalte ich meine Fähnrichsſtelle und komme vorerſt in das Lager nach Alderſhott und von da geht es weiter fort, vielleicht nach Indien.“

„Gerald!“ — Sie hatte den Namen hell und ſcharf hervorgeſtoßen und war in die Höhe geſchnellt. Erſchrocken ergriff er ihre beiden Hände und hielt dieſelben feſt, als das Mädchen jetzt tonlos ſagte: „Ich habe noch nie daran gedacht, daß du ſo weit — daß du von mir fortgehen könnteſt . . . ich bin recht einfältig geweſen.“

Gerald ſchwieg beklommen. Er war unerfahren und aufrichtig; daß es die Kavalierehre ihm geſtatte ein zagendes Mädchen

mit den freigebigsten Versprechungen, seien sie auch noch so unhaltbar, zu trösten, wußte er nicht. Ihm selber erschien die Trennung kaum minder hart als ihr; er saß still und sagte endlich mit leiser Stimme, sagte, was ihm jetzt zum erstenmal klar wurde:

„Wir sind sehr glücklich gewesen, Julie!“

„Gewesen?“ wiederholte sie traurig. „Gerald — es wird dunkel um mich her . . . was soll ich thun, wenn ich dich gar nicht mehr sehe?“

Gerald hätte in jenem Augenblicke schwerlich eine Antwort auf diese Frage gehabt; da wurde das Gespräch der beiden durch nahende Schritte unterbrochen. Man kam an der Landstraße her um das Häuschen herum; Julie, erregt und ängstlich, blickte gespannt auf den Weg, als müsse dort jemand erscheinen, der ihrem Glück und ihrem Frieden schon jetzt ein Ende mache.

Der Kommende wurde nun sichtbar; Gerald erhob sich mit seiner alten Lässigkeit, welche er sonst nur hier abstreifte. „Well, James, schon heute zurück?“ Und die Brüder reichten einander die Hände.

„Ich bin vor einer Stunde angekommen, und als ich hörte, du seiest hier, ging ich, dich aufzusuchen.“

„Sehr freundlich von dir,“ bemerkte Gerald trocken. James antwortete nicht; er sah Julien an, die im Begriff schien, im Hause zu verschwinden, und machte ihr endlich eine höfliche Verbeugung.

„Es ist Julie Catesby, kennst du sie nicht mehr?“ sagte Gerald, der seinem Bruder etwas verwundert zugesehen hatte.

„Wie, die kleine Julie! Nein, ich habe sie nicht wieder erkannt,“ entgegnete James ernsthaft und zum Erstaunen der beiden andern schien er sich auch jetzt der Kinderbekanntschaft mit dem reizenden Mädchen nicht zu erinnern. Den freundlich-vertraulichen Ton des frühern Gespielen, welchen sie erwarten mochte, erlaubte er sich nicht; er behandelte sie höflich und zurückhaltend wie eine Ebenbürtige.

Julie wurde durch dies Verhalten, welches auf einen weltlichen Scharfsinn, den sie nicht besaß, berechnet war, ganz und

gar verwirrt. Unter dem Vorwand, der alte Catesby bedürfe ihrer, schlüpfte sie ins Haus. „Du gehst mit zurück nach der Halle?“ fragte James darauf.

„Gewiß. Gute Nacht, Julie! leb' wohl!“ Sie hörte nicht und Gerald trat unter die offene Thür. Die vielen Vögel drinnen flatterten auf und schrieen. Catesby, ein untersetzter, alter Mann mit einem dicken Kopf, den dichtes, struppiges, eisengraues Haar bedeckte, saß am Kamin: auf seiner Schulter wiegte sich eine Elster. Sie sah den Jüngling unter der Thür mit klugen Augen an und schien besser zu begreifen, wen er suche, als der alte Mann, denn jetzt flatterte sie schreiend nach der Stiege, welche zu dem obern Raum führte, und begann hinaufzuhüpfen.

Julie ließ sich nicht mehr sehen, und Gerald, der sie noch nie ohne Abschied verlassen hatte, folgte endlich beunruhigt und mißmutig seinem Bruder.

Am andern Morgen hatte der Erbe eine Audienz bei seiner Mutter.

„Du hast gestern deinen Bruder bei Catesby aufgesucht?“ eröffnete die Dame die Unterhaltung.

James biß sich auf die Lippen; es überraschte ihn sehr unangenehm, daß seine Mutter schon von diesem Gang erfahren hatte. „Ja, ich war dort,“ erwiederte er endlich, indem er sich im stillen vornahm, seine Maßregeln zu treffen, wenn er einmal nicht wünschen sollte, daß Mrs. Howard von seinem Gehen und Kommen Kunde erhalte.

„Was thut Gerald dort?“ fragte die Dame.

James lachte. „Wahrhaftig, ich weiß es nicht; möglich, daß er das Vögelausstopfen bei dem Alten lernt. Uebrigens habe ich den alten Kauz nicht zu Gesicht bekommen.“ — Er schilderte nun sein Zusammentreffen mit Gerald und Julien; Mrs. Howard sah unzufrieden aus. „Ich bin sonst vorsichtiger,“ murmelte sie endlich, „es scheint, daß ich dies lange gehen gelassen habe. Ich denke zu viel an dich, James.“

Mrs. Howard sprach die Wahrheit. Wie viele Männer und Frauen ihres Standes hegte sie für ihren ältesten Sohn,

für den Erben des Namens, ein vorwiegendes Interesse, an welchem der Familienstolz ebensoviel Anteil hatte, wie die Elternliebe. Obwohl er das einzige ihrer Kinder war, dem ganz ohne sein Zuthun eine glänzende Existenz bereitet schien, wurde seine Erziehung mit weit größerer Sorgfalt geleitet, als die der übrigen Knaben, deren späteres Wohl und Wehe hauptsächlich von ihrer Befähigung und Ausbildung abhängen würde.

Aber auch die Gleichgültigkeit gegen jüngere Söhne hat ihre Grenzen.

Mrs. Howard hatte eine Art instinktiver Furcht vor dem noch unerprobten Charakter ihres zweiten Sohnes; sie ahnte dort etwas, das ihr starken Widerstand entgegensetzen könnte, und diesem Gefühl entsprang eine gewisse Abneigung gegen den schweigsamen Knaben. Sie hatte durchaus keinen Wunsch, den Zeitpunkt zu beschleunigen, an welchem sie sich mit ihm würde messen müssen, aber ein Einschreiten schien nachgerade notwendig zu werden.

„Das Mädchen ist hübsch?“ fragte sie nachdenklich.

„Ah, sie ist reizend!“ James hatte lebhafter gesprochen, als es sich mit seiner Würde vertrug; er fügte daher in absichtlich nachlässigem Ton hinzu: „Reizend wohl mehr als hübsch. Sie hat etwas Besonderes, Feines. Wäre sie gut gekleidet, so würde sie keinem drawing-room Schande machen.“

„Sonderbar. Ich habe nie von ihren Eltern sprechen hören... Ich will dies Wunder sehen. Du wirst morgen mit Gerald und deinen kleinen Brüdern einen Besuch bei den Howards von Barneridge antreten,“ fügte sie nach einer Pause hinzu; „Ihr seid schon oft dorthin eingeladen worden.“

James sah aus, als fände er an der Art und Weise, wie seine Mutter gewohnt war, über ihn und seine Brüder zu verfügen, für seine Person keinen rechten Geschmack mehr. „Ich habe nicht die geringste Lust, dieser Einladung zu folgen,“ bemerkte er kalt. „Barneridge ist das trübseligste Nest in England und das einzige Zerstreuungsmittel, welches mir dort zu Gebot steht, nämlich meiner Kousine Jemima den Hof zu machen, hat für mich so ziemlich seinen Reiz verloren.“

Mrs. Howard lenkte sofort ein. „So begleite nur deine Brüder hin und bleibe eine Nacht dort; du kannst dann meinetwegen eine andere Verabredung vorschützen, welche dir längern Aufenthalt unmöglich mache. Ich darf von dir erwarten, daß du auf meine Pläne eingehst . . . Ich möchte Gerald auf einige Tage entfernen; der Besuch in Barneridge bietet sich dazu wie von selbst, da du aber ganz ausdrücklich geladen bist, würde es auffallen, wenn die andern ohne dich kämen,"

James fügte sich. Am Nachmittag ließ er sein Pferd satteln und ritt nach Evesdale hinein, wo die Leute an die Fenster liefen, um ihn zu sehen und wo er mit der leutseligen Herablassung des Grundherrn seine Grüße ausmaß. Bei dem Laden des Schreibwarenhändlers, der zugleich die Leihbibliothek des Städtchens besaß, stieg er ab; man erfuhr dort gewöhnlich etwas Neues und James liebte es, im betreff der Klatschchronik der Umgegend au fait zu sein. Er stand noch mit Mr. Taylor, dem Papierhändler, in der Thür des Ladens, als ein großer Mann von ziemlich auffallendem Aeußern vorüberging.

Der Kaufmann grüßte höflich. „Wer ist dieser Bursche, Taylor?" fragte James neugierig. „Ich habe ihn noch nie hier gesehen."

„Ja, wer er ist, Master Howard, das ist leicht gefragt. Ich für mein Teil hätte längst gern gewußt, wer er ist und was er eigentlich hier treibt.

„Wo wohnt er? Man muß doch seinen Namen erfahren haben?" meinte James.

„Er nennt sich Burke," sagte Taylor geringschätzig, als sei bei einer so geheimnisvollen Person der Name, welchen sie sich selbst beilege, von sehr geringem Belang für die Feststellung ihrer Identität. „Henry Burke, Esquire — und wohnt seit einigen Wochen im Adler drüben."

„Und was ist seine Beschäftigung?"

„Er schreibt Briefe und empfängt welche und spioniert in in der Gegend herum."

„Nun, vielleicht will er sich hier ankaufen. Er sah einigermaßen unzivilisiert aus, etwa, als käme er aus den Kolonieen."

Der Miene des Mr. Taylor nach zu schließen, genügte ihm diese natürliche und einfache Erklärung der Anwesenheit des Fremden in Evesdale nicht. Er besaß — es hing vielleicht mit der Leihbibliothek zusammen — eine lebhafte Phantasie und hatte sich über den Mann, den er täglich vorübergehen sah, eine ganze Geschichte zusammengereimt, aber James Howard von Brereton wäre der letzte gewesen, dem er seine Vermutungen mitgeteilt hätte.

Auch ließ James gegen seine Gewohnheit dies kleine Mysterium, einen Fremden, der es wochenlang im Adler zu Evesdale aushielt, auf sich beruhen. Er bestieg sein Pferd wieder und verließ die Stadt, um sich nun ohne weitere Umwege dem eigentlichen Ziel seines Rittes zu nahen. Dies aber war das kleine Haus des alten Catesby.

James hatte bei seinem gestrigen Zusammentreffen mit ihr die schlanke Julie in der That reizend gefunden und beschlossen, sich als Herzensbesieger hier seine Sporen zu verdienen. Daß er das kindliche Mädchen gewinnen werde, trotz ihrer Freundschaft mit seinem Bruder, bezweifelte er nicht. Mit Behagen dachte er sich das Abenteuer aus; welch angenehmer Zeitvertreib während der langen Ferien, und wie köstlich, später in Eton Douglas und Treherne durch halbe Andeutungen zu reizen und neugierig zu machen und in einem ganz neuen Lichte vor ihnen dazustehen!

Unter solchen Gedanken war der Erbe von Brereton in der Nähe des Häuschens angekommen. Er ließ jetzt sein Pferd Schritt gehen, um den kleinen Garten herum, und die Hufe des Vollblutes fielen fast lautlos auf den weichen Rasen. Aber Julie hatte scharfe Sinne. Sie mußte mehr gefühlt als gehört haben, daß ein Reiter sich nahe; sie eilte aus der Thür und konnte, geblendet von dem hellen Abendhimmel, gegen welchen die Gestalt des Ankömmlings sich abhob, nicht gleich erkennen, daß es der Erwartete nicht sei. Mit einer Stimme, die wie von Jauchzen durchbebt war, rief sie: „Guten Abend!“ Dann aber stockte sie. Sie hatte ihren Irrtum wahrgenommen und sah aus, als liefe sie am liebsten wieder zurück, woher sie gekommen.

Im nächsten Augenblick war James vom Pferde und an ihrer Seite. Mit einem eigenen Gemisch von Höflichkeit und Vertraulichkeit ergriff er ihre Hand. „Habe ich Sie erschreckt, Julie? Verzeihen Sie mir.“

Sie stammelte eine Verneinung und dann stand sie, erwartend, daß er seine Bestellung ausrichten und wieder aufsitzen werde.

Statt dessen nahm er jetzt das Pferd am Zügel, führte es auf den gepflasterten Gang, welcher nach der Thür des Hauses führte, ein paar Schritte zurück und schlang den Zügel um den Stamm eines Kirschbaumes im Gartenzaun. Julie sah ihm verwundert zu.

Sie hatte ihre harmlose Ruhe wiedergewonnen und dachte: „Ob ich ihn frage, weshalb Gerald nicht kommt?“ Aber sie vergaß ihre Frage, denn jetzt ließ sich James auf der Bank nieder, wo gestern und so oft schon sein Bruder gesessen hatte. Er schien ermüdet; er atmete tief auf und fuhr sich mit dem Taschentuch über die Stirn. Dann aber richtete er sich hastig aus seiner nachlässigen Stellung auf und sagte, zögernd, als ob er zu einer Dame spräche: „Darf ich Sie um ein Glas Wasser bitten, liebe Julie?“

„O, gewiß!“ Sie war schon in der Thür, da kehrte sie zurück. „Ich habe frische Milch; ist Ihnen davon gefällig? Gerald mag sie gern.“

„Gerald, nicht Master Gerald; das ist eine erbauliche Eintracht,“ dachte James. Er dankte mit großer Höflichkeit, und als Julie mit einem Glase Milch wiederkehrte, sagte er: „Nun müssen Sie sich zu mir setzen, dann wird es mir besser schmecken.“

Sie willfahrte mit leichtem Lächeln. Er nahm ihr das Gefäß ab und berührte dabei ihre Hände, während er versuchte, ihr in die Augen zu sehen. Julie bemerkte beides nicht; ihre Blicke schweiften über die Wiesen, die sich jenseits des Gartens ausdehnten, einem kleinen Gehölz zu. Von dort pflegte Gerald zuweilen zu kommen; er war heute nicht zu sehen, und sie, die keine Regung ihres unschuldigen Herzens zu unterdrücken gewohnt war, seufzte leise.

Nach einer Weile freilich hätte, wer vorübergegangen wäre, ihr hellstes Lachen hören können. James hatte, um sie zu unterhalten und um den abwesenden Blick aus ihren Augen zu bannen, einen Aufwand von Beredsamkeit entwickelt, der ihn selber in Erstaunen setzte. Er sprach von Eton; er karikierte seine Lehrer und Mitschüler, gab eine gedrängte Chronik aller Heldenthaten, die bei Umgehung der strengen Schulgesetze von verschiedenen Generationen junger Engländer dort schon ausgeführt worden waren, und erzählte die besten von den eben kursierenden Witzen. Julie lachte zuweilen herzlich, nur fehlte ihr ganz der Sinn für diejenige Komik, welche die Verhöhnung harmloser Naturen zum Zweck hat, und James mußte sich unter solchen Umständen gestehen, daß er einige seiner schönsten Geschichten verschwendet habe.

Er brach endlich auf und fand, daß ihm knapp Zeit blieb, das Schloß noch vor dem Läuten der ersten Eßglocke zu erreichen. Als er im Sattel saß und sich verabschiedet hatte, sagte er leichthin: „Gerald läßt Sie grüßen und Ihnen Adieu sagen; wir gehen morgen auf einige Wochen nach Barneridge.“ Er sah, wie sie bleich wurde, und ritt davon.

„Man kommt im ganzen ziemlich langsam weiter mit ihr,“ dachte er jetzt bei sich selber. „Sie hat etwas — hm — etwas Einfältiges; ob sie gar nach dem blödsinnigen Alten artet? Ich werde eine Menge Zeit brauchen, um ihr begreiflich zu machen, was Peggy, des Pedellen Tochter, schon nach fünf Minuten verstand. Und dann sieht sie aus, als ob sie die Ehre, welche ihr der Erbe von Brereton mit seiner Aufmerksamkeit erweist, gar nicht zu schätzen wüßte. Aber wie reizend ist sie — wahrlich, es verlohnt sich doch, daß man einige von diesen langen Sommertagen an sie wendet. Und wenn ich damit meinem Herrn Bruder, dem Duckmäuser, einen Streich spiele, so soll mich das nur freuen.“

Indessen saß Julie betrübt und ängstlich auf der Bank unter dem wilden Wein. Das arme Kind war für den Kampf mit dem Leben, seinen Enttäuschungen und seiner bittern Pein, so schlecht wie nur möglich ausgerüstet. Sie war, bis auf ihren

Verkehr mit Gerald, recht eigentlich in geistiger Einsamkeit aufgewachsen, von früh auf ohne weibliche Fürsorge, allein auf den armen alten Mann angewiesen, wie er auf sie, und sie besaß die Reizbarkeit, die Leichtgläubigkeit und Empfänglichkeit einer Einsiedlerin, eines Kindes der Wildnis: wäre sie wirklich im Urwald groß geworden, sie hätte kaum mehr unbekannt mit der Welt Lauf und Wesen sein können.

Wie hätte sie über ihre Kinderneigung zu dem Knaben von Brereton Hall nachdenken sollen? Ihr guter Wille für ihn kam ihr so natürlich wie das Atmen oder das Sehen. Sie war nicht geübt im Nachdenken, die arme Julie, und die erste Liebe ist kein Gegenstand, an dem sich ein halb schlummerndes Denkvermögen mit Erfolg schärfen ließe. So wurde es auch nicht klarer in ihrem Köpfchen, als sie jetzt anfing, über diese neuen Schmerzen zu grübeln. Warum war Gerald nicht selber gekommen, um ihr Lebewohl zu sagen? Das war der Punkt, an welchem sie begann, und genau bei diesem Punkte langte sie nach vielem Sinnen und Träumen wieder an. Zuletzt erinnerte sie sich, irgendwo gelesen oder gehört zu haben, daß die Liebe eines armen Mädchens zu einem reichen, vornehmen jungen Mann immer eine Thorheit, wenn nicht gar eine Sünde sei.

„Ich liebe ihn also?“ dachte sie. „Ich wußte es bisher nicht, aber wahrscheinlich ist es so und diese Unruhe und diese Sehnsucht sind schon die Strafe für meine Thorheit.“ Und seufzend ging sie endlich in das Haus, um dem alten Mann sein Abendbrot zu bereiten.

Juliens, wir müssen es gestehen, recht lückenhafte Schlußfolgerung würde unterblieben sein oder doch einen ganz andern Verlauf genommen haben, wenn die Kleine etwas gewußt hätte, das sich während James' Abwesenheit zugetragen hatte. Gerald war an diesem Nachmittage lange von seiner Mutter in ihrem Zimmer beschäftigt worden; auch hatte sie ihm mitgeteilt, wie sie für ihn und seine Brüder eine Einladung zu den Verwandten nach Barneridge angenommen habe. Als er kurz vor Tische frei wurde, eilte er, seiner Freundin die Nachricht zu bringen. Von der Landstraße aus sah er das Pferd seines Bruders am Garten-

zaun des kleinen Hauses; er empfand einen seltsamen Stich nach dem Herzen und hatte sich schon umgewendet, ehe er noch wußte, was er that. Das Blut strömte ihm heiß in die Augen, so daß er die Gegenstände um sich her wie durch einen Schleier sah, seine Hände ballten sich und seine Zähne schlossen sich zusammen. „Er ist mir überall im Wege . . . ich möchte wissen, ob ich ihn noch einmal töten werde.“ — Gerald sah sich scheu um; die Worte waren ganz laut gesprochen worden; hatte er sie gesagt? Es kamen Leute des Wegs und er kämpfte den Paroxysmus von Aufregung, in den sein Temperament ihn geworfen hatte, mit Gewalt nieder.

„Wo warst du heute, James?“ fragte Mrs. Howard über Tisch.

„In Evesdale, Mama; ich machte den guten Leuten das Vergnügen, ihnen zu zeigen, daß ich einmal wieder vorhanden sei.“

„Und dann?“

„Dann? nun, dann kam ich nach Hause,“ sagte James mit einem Blick trotziger Herausforderung zu seiner Mutter hinüber. Mrs. Howard wußte genau, wie lange er in Catesbys Garten sich verweilt hatte, aber sie schwieg; sie sah ein, daß sie die Lust am zwecklosen Dominieren und sich Einmischen diesem Sohne gegenüber zügeln müsse. — Mit nicht ganz so freier Stirn, wie die Frage seiner Mutter, hielt James den Blick Geralds aus. Er erwartete, daß der Jüngere ihn, vielleicht in der Absicht eines eventuellen Faustkampfes, über den Besuch vor Juliens Hütte zur Rede stellen würde. Aber nichts dergleichen geschah; Gerald wurde, ohne sich selber darüber klar zu sein, von jeder Berührung der Sache vor seinem Bruder durch die Furcht abgehalten, das unschuldige Heiligtum seiner Jugend durch die weltliche Frivolität jenes entweihen hören zu müssen.

Am nächsten Morgen fuhren die vier jungen Howards nach Barneridge hinüber und wenig später erschien vor Catesbys Hütte ein Diener aus der Halle mit dem Ersuchen der Mrs. Howard, daß Julie sich ihr zu einer bestimmten Stunde des Nachmittags vorstellen möge. Als er fort war, trat Julie in das Haus zu dem alten Mann; sie wollte ihm von dieser etwas

auffälligen Einladung erzählen, aber sie fürchtete, daß er sie nicht verstehen werde. Auch täuschte sie sich nicht; Thomas Catesby nahm die Neuigkeit zwar nicht mit der ihm eigenen Stumpfheit auf, aber er verwirrte sich über dieselbe in einer seltsamen Weise.

„Brereton," murmelte er, sich an den Namen klammernd, „Julia Brereton! Nein, das ist es nicht; ich habe es vergessen; laß mich, Kind, es wird mir noch einfallen."

„Mrs. Howard von Brereton hat mich auffordern lassen, nach der Halle zu kommen," wiederholte Julie. Jetzt leuchteten seine Augen auf. „Mrs. Howard, sagst du? Nein, Miß Howard; Miß Julie Howard, jetzt habe ich es! Ach, was wird er sagen, daß ich es so ganz vergessen konnte! Die Frau ist schuld — warum starb sie! Aber haben Sie nicht den Ring, Miß?"

„Welchen Ring?"

Der Alte antwortete nicht, er murmelte nur noch schwer verständliche Worte vor sich hin. Julie wußte von keinem Ring, sie hatte nie einen besessen und keinen jemals im Besitz des alten Mannes gesehen. Und die Erwartung dieses Besuches in der Halle, in dem Hause, welches ihr Liebling bewohnte, hinderte sie, sich über die rätselvollen Reden Catesbys Gedanken zu machen.

Julie war noch nie in dem Schloß gewesen, aber als sie es jetzt erreicht hatte, wendete sie sich von der offenen Eingangsthür sogleich rechts nach der gewölbten Halle, von welcher aus die Treppe nach den oberen Stockwerken führte. Hier kam ihr ein Diener entgegen und geleitete sie vor das Zimmer der Dame, wo er sie warten hieß; nach wenigen Augenblicken rief er sie hinein.

Julie kannte, dank ihrer einsamen Jugend, nicht die Schüchternheit, welche durch den Rang einer Person in den mit ihr Verkehrenden erzeugt wird; sie war nur ein wenig scheu vor allen Fremden, mochten sie vornehm oder gering sein. Man bedeutete sie jetzt, sich in der Nähe des Kanapees der gelähmten Frau niederzusetzen; Mrs. Howard befahl dem Hausmeister, die Gardinen zurückzuziehen, so daß das Zimmer heller werde, und

sie dann mit dem jungen Mädchen allein zu lassen. „Sie heißen Julie Catesby?“ fragte sie jetzt, vielleicht nicht absichtlich unfreundlich, aber in einer kurzen, hochfahrenden Weise. „Wie sind Sie mit Thomas Catesby verwandt?“

„Ich bin seine Enkelin, Ma'am; ja, ich glaube, daß ich seine Enkelin bin.“

„Wie, Sie glauben es nur! Haben Sie Ihre Eltern nicht gekannt?“

„Nein; so lange ich zu denken weiß, bin ich mit Mr. Catesby allein gewesen und habe ihn Großvater genannt.“

„Und hat er Ihnen nie von Ihren Eltern erzählt?“

„Nein, er ist — er hat“ — sie zögerte, nach einem Ausdruck suchend; „er kann sich nicht auf frühere Zeiten besinnen. Man sagte mir hier, daß meine Mutter seine Tochter gewesen ist, die an einen Bergmann in —shire verheiratet war.“

„So heißen Sie gar nicht Catesby? Und Sie sind doch unter diesem Namen in Evesdale in die Schule gegangen.“ Mrs. Howard in ihrer Menschenverachtung und ihrer ganz besonderen Verachtung für menschliche Justiz und obrigkeitliche Verwaltung lachte bitter in sich hinein, darüber, daß solche Unordnungen im Kirchspiel vorkommen konnten. „Ich habe mich also an die unrichtige Person gewandt, als ich von Ihnen zu erfahren suchte, wer Sie seien,“ sagte sie mit einem Hohn, der übrigens an der harmlosen Insichversunkenheit des Mädchens unschädlich abprallte. „Sie sind nie hier im Schloß gewesen,“ fuhr sie fort; „wie kam es, daß Sie sich zurechtzufinden vermochten?“

„Das weiß ich selber nicht,“ antwortete Julie der Wahrheit gemäß und begann sich jetzt erst selber ein wenig über die Thatsache, auf welche man sie aufmerksam machte, zu verwundern. „Vielleicht daher, daß Gerald mir so viel von Brereton erzählt hat,“ fügte sie hinzu, in dem Bestreben, sowohl für sich selber, wie für die so scharf fragende Dame eine Erklärung zu finden. Eine längere Pause folgte, während welcher Julie in einer selbstvergessenen Weise, die keine Befangenheit aufkommen

ließ, ihre Blicke durch das Zimmer schickte, während Mrs. Howard sie scharf beobachtete.

Endlich sagte diese, leichthin den Vorwand für die von ihr gewünschte Zusammenkunft berührend, als lohne es kaum noch der Mühe, denselben hervorzuheben: „Ich hatte Sie rufen lassen, weil ich eine zweite Jungfer brauche: ich dachte, Sie möchten sich für die Stelle eignen. Aber Sie sind zu jung und sehen nicht kräftig genug aus. Außerdem könnten Sie auch wohl den alten Mann kaum verlassen?“

„Nein, Ma'am; was sollte er ohne mich thun?“ bemerkte Julie.

„So ist er ganz kindisch?“ fragte Mrs. Howard rücksichtslos.

„Ich fürchte, ja.“

Die Unterredung schien beendigt und Julie erhob sich. „Ja, Sie können gehen,“ sagte die Dame und berührte ihre Klingel. „Knox, führen Sie das junge Mädchen hinunter.“

Diese Unterredung hatte die allerverschiedenste Wirkung auf die beiden, zwischen denen sie stattgefunden. Julie schenkte derselben keine große Beachtung; man wußte, daß Mrs. Howard eine stolze, strenge Frau war, dazu durch ihr Leiden erbittert; daher machte sich das Kind über ihr unfreundliches Wesen keine Gedanken und hielt den Wunsch, näheres über ihre Herkunft zu erfahren, für eine Laune der Kranken; sie gedachte der Begegnung bald kaum noch.

Mrs. Howard dagegen konnte jene Stunde als eine Epoche, und zwar eine unglückliche, in ihrem Leben betrachten. Es war, als habe Julie, als sie fortging, den Schlaf der Herrin von Brereton mit sich genommen: eine heimliche, verzehrende Unruhe hatte sich seitdem der Dame bemächtigt.

Durch zuverlässige Personen ließ sie mit großer Vorsicht Nachforschungen über die Familienverhältnisse des alten Catesby anstellen. Der Alte war zur Zeit ihres Schwagers Gerald Howard Parkwärter in Brereton gewesen und hatte sich wegen seines originellen, kernigen Wesens und seiner Gabe naiver Naturbetrachtung der besondern Gunst des Herrn erfreut, der sich oft lange mit ihm unterhielt. Seine Frau lebte damals

noch; eine einzige Tochter des Paares war weit weg verheiratet. Vor sechzehn Jahren hatte Catesby die Gegend verlassen; einige sagten, um zu der verheirateten Tochter zu ziehen, andere behaupteten, Gerald Howard habe ihm einen Vertrauensposten auf einer entfernten Besitzung überwiesen. Inzwischen hatte Gerald der ältere sich mit seiner jungen Frau auf Reisen begeben. Er kehrte nicht nach Brereton Hall zurück; seine Gattin starb bei der Geburt einer Tochter und dieser Verlust machte ihn tiefsinnig. Er ging später nach den Kolonien und starb dort; als die amtlich beglaubigte Nachricht seines Todes eintraf, nahm die inzwischen verwitwete Mrs. Howard Gréve für ihren ältesten Sohn das Schloß in Besitz. Das Kind Geralds mußte seiner Mutter bald nachgefolgt sein; man hatte während seines kurzen Lebens wenig von ihm gehört.

Ein Jahr, nachdem Brereton Hall dergestalt in andere Hände übergegangen war, kam Catesby zurück und bewohnte sein altes Häuschen von neuem. Seine Frau war gestorben, aber ein junges Leben entfaltete sich neben ihm: ein Enkelkindchen, welches er mitgebracht hatte; wenigstens glaubte man nicht anders, als daß die Kleine das Kind seiner Tochter sei. Der Verstand des alten Mannes hatte schon damals angefangen, sich zu umnachten, aber da er harmlos war, und auch nicht so weit ohne Bewußtsein, daß er für das leibliche Wohl der Kleinen nicht einigermaßen hätte Sorge tragen können, da ferner niemand existierte, der an seiner Ueberführung in ein Kranken- oder Gemeindehaus ein Interesse gehabt hätte, so blieb er unangefochten in seinem kleinen Besitztum und der gute Pfarrer der alten Kirche sorgte zur Zeit dafür, daß die kleine Julie in die Schule kam.

Mrs. Howard erfuhr auf ihre Erkundigungen über Catesby im wesentlichen nichts Neues; sie begnügte sich aber diesmal nicht mit unbestimmten Angaben, sondern ruhte nicht eher, bis sie sich die genauen Daten all der oben angeführten Vorfälle und Veränderungen verschafft hatte. James war längst wieder von Barneridge zurück und Mrs. Howard hatte die fernere Mühe, über seine häufigen Besuche in Catesbys Hütte Buch

führen zu müssen. Diese fortgesetzte geistige Spannung hatte den übelsten Einfluß auf ihr Befinden. Mit Anstrengung nur und teilweise erfolglos unterdrückte sie eine fast überhandnehmende Reizbarkeit und Heftigkeit; die vertraute Dienerschaft sah einander kopfschüttelnd an und wunderte sich, daß der junge Herr den Zustand seiner Mutter nicht bemerkte. Aber es kam eine Stunde, da die fieberhafte Aufregung, deren Grund außer ihr niemand kannte, auch ihm nicht länger verborgen bleiben konnte.

Es war an einem Spätnachmittage. Mrs. Howard hatte wiederholt nach ihrem Sohne gefragt; er war fortgeritten, um, wie gewöhnlich, nach einem Umwege, einer wirkungslosen Vorsichtsmaßregel, die Späher seiner Mutter irre zu führen, das Häuschen des alten Parkhüters zu erreichen.

Je länger sich seine Rückkehr verzögerte, um so höher stieg die fiebernde Ungeduld seiner Mutter. Es war ein ängstlicher Anblick für die Diener, die große Frau in ihrer hilflosen Unruhe zu sehen, wie sie die Hände ballte und den Kopf mit den brennenden Augen mühsam nach der Thüre wendete, so oft draußen ein Geräusch laut wurde; daß man nach ihm schicke, hatte sie streng verboten. Endlich hörte man seinen leichten Schritt auf der Treppe; er ging pfeifend nach seinem Zimmer.

„Soll ich den jungen Herrn rufen?“ fragte der Hausmeister.

„Nein, er mag sich erst auskleiden; er wird von selber kommen,“ stöhnte Mrs. Howard mehr als sie sprach. Bald darauf trat James ahnungslos herein.

Sie begann ein Gespräch über gleichgültige Dinge mit ihm, aber ihre Bemerkungen waren scharf zugespitzt, oft in einer ihm unverständlichen Weise. „Die alte Dame hat wirklich ihre unbequemen Tage,“ dachte James; „Himmel, wenn Douglas und Treherne hörten, welche Rolle ich hier noch immer spielen muß. „Hast du Schmerzen, Mama?“ fragte er einmal, vielleicht um anzudeuten, daß nur die Voraussetzung dieses Grundes ihn so duldsam gegen eine Verstimmung machen könnte, unter welcher er zu leiden hatte.

Sie antwortete zerstreut: „Du warst heute länger als sonst in Catesbys Hause“, sagte sie dann plötzlich. „Wie weit bist du eigentlich mit dem Mädchen gekommen?“

James fuhr in die Höhe, empört über die Entdeckung, daß man ihm nachspioniert habe. Seine Mutter aber, ganz erfüllt von ihren Gedanken und Befürchtungen, kümmerte sich sehr wenig um den Eindruck, welchen ihre Worte machten. „Nun?“ fragte sie, als er schwieg.

„Ich dachte nicht, daß der Gegenstand ein Interesse für dich haben könnte, Mama,“ sagte James bitter lächelnd.

„Nicht; wirklich nicht? ha ha —.“ Mrs. Howard schien in ganz ungewohnter Weise ihren Zustand zu vergessen; sie machte einen jammervollen Versuch, sich aufzurichten; James sprang hinzu und unterstützte sie.

„Du hast eine Liebesaffaire mit dem Mädchen,“ sagte sie jetzt rasch, aber mit belegter Stimme, „und du glaubst dich sehr klug aus der Sache gezogen zu haben, wenn du sie bestimmen kannst, dich ohne weitern Lärm gehen zu lassen, sobald du ihrer müde bist. Ist es nicht so?“

James hielt es nicht für nötig, seiner Mutter zu berichten, daß er bisher mit seinen Annäherungsversuchen keinerlei Erfolg bei der einfältigen Julie gehabt habe; er bemerkte nur: „Und wenn es so wäre? Mir scheint, daß alle derartigen Geschichten einen ähnlichen Verlauf nehmen.“

„Du bist zu klug, mein Sohn, zu klug für dein Alter, aber du schießest über das Ziel,“ sagte Mrs. Howard, noch immer in jener heftigen Weise, die seltsam gegen ihre sonstige Beherrschtheit abstach. „Soll ich dir sagen, was in diesem Fall das beste wäre? — wenn du sie heiratetest, ja, sie zu deiner Frau machtest, diese Julie — Catesby.“ Sie zischte das letzte Wort, den Namen, mit einem unbeschreiblichen Hohn hervor. Der Erbe von Brereton war in diesem Augenblick fest überzeugt, daß seine Mutter den Verstand verloren habe. Seine Kaltblütigkeit verließ ihn dabei nicht ganz. Sein erster Gedanke war: „wie entsetzlich fatal“; ein zweiter, oder vielleicht gleichzeitiger — denn Gedanken zucken bekanntlich mit mehr als blitz-

artiger Schnelle durcheinander: „sie kann unmöglich in ein Irrenhaus gebracht werden; wir müssen sie hier behalten; vielleicht läßt sich die Sache verheimlichen.“

Mrs. Howard unterbrach diesen raschen Ideengang in unerwarteter Weise, indem sie ruhig sagte: „Ich bin nicht wahnsinnig, wie du dir einbildest, aber freilich sehr aufgeregt heute. Vergiß, was ich gesagt habe, und verlaß mich jetzt. Schicke mir Fermore.“

„Du bist krank, Mama —“

Mrs. Howard rollte ungeduldig den Kopf auf ihrem Kissen. „Geh, sag' ich — damit ich nicht in Versuchung komme, dir schon jetzt eine Eröffnung zu machen, die — ich rede im Fieber,“ unterbrach sie sich. „Geh, es ist besser, daß ich allein bin, während ich phantasiere.“

James ging, einigermaßen erschüttert in seiner leichtsinnigen Gleichgültigkeit.

„Was hat sie vor?“ fragte er sich nachdenklich. „Es ist klar, daß sie sich irgend einen verwünschten Unsinn in den Kopf gesetzt hat und darüber brütet. Was mag es sein? Wenn Onkel Gerald von den Toten auferstanden wäre und uns ersuchen ließe, uns gefälligst aus seinem Hause zu bemühen, könnte sie sich kaum ärger gebärden.

Hätte dem jungen Mann das Kombinationsvermögen zu Gebote gestanden, welches Mr. Taylor, der Papierhändler, besaß, so würde er sich versucht gefühlt haben, durch Grübeln der Sache auf die Spur zu kommen. Aber es lag durchaus nicht in seinem Charakter, zu phantasieren, so lange er handeln konnte; er rief deshalb ganz einfach den Butler auf sein Zimmer, um zu erfahren, wer während seiner letzten Abwesenheit Zutritt zu seiner Mutter gehabt habe. „Sollte man Sie dafür bezahlt haben, zu schweigen, so nennen Sie mir den Preis, für welchen Sie reden würden,“ sagte er kaltblütig.

„O, Sir, ich weiß nicht, ob ich es thun darf,“ meinte der alte Mann mit einer abwehrenden Handbewegung. „Missis hat mir freilich nicht verboten, etwas zu sagen, und es ist ganz

sicher, daß sie auffallend unruhig geworden ist von dem Tage an, wo die junge Person hier war."

„Welche junge Person?"

„Nun, Catesbys Enkelin."

„Julie Catesby hier — bei meiner Mutter!" James biß die Zähne aufeinander. „Die kleine — was wollte sie hier?"

„Mrs. Howard hatte sie rufen lassen," sagte der Butler, welcher bemerkte, daß er zu einem Mißverständnis Anlaß gegeben hatte.

James ließ sich von dem Mann alles mitteilen, was derselbe über jene Zusammenkunft wußte und belohnte ihn dann. „Immer vorausgesetzt, daß Sie es nicht sind, den meine Mutter benutzt hat, um meine Besuche in Catesbys Hause auszukundschaften," sagte er, indem er ihm ein Goldstück reichte.

„Nein, das ist Rocroy, der jüngste Reitknecht," bemerkte der Butler beiläufig und verbeugte sich.

In diesen Tagen erhielt Mrs. Howard einen Brief von ihrer Kousine in Barneridge, der sich über den Eindruck, welchen die jungen Howards dort gemacht hatten und noch machten, verbreitete. Nachdem die Dame geäußert hatte, James sei, wie sie fürchte, ein wenig vautrien, aber sehr liebenswürdig dabei, und daran die Betrachtung geknüpft, wie schwer es sei, junge Männer, die ein großes Einkommen erwarteten, auf dem richtigen Wege zu erhalten, fuhr sie fort: „Die Kleinen sind jedermanns Lieblinge; wir gaben einmal einen Tanz und du hättest sehen sollen, wie sie ihren Evesdale-Kousinen den Hof machten; es war allerliebst. Am wenigsten wußten wir mit deinem Gerald anzufangen; das heißt wir, mit Ausnahme von Jemima, die an seinen melancholischen Augen ein ganz bedenkliches Interesse gefunden hat. Während wir andern außer dem Allernotwendigsten selten ein Wort von ihm hörten, sind seine Kousine und er die besten Freunde geworden und er hat ihr lange Geschichten erzählt. Ich für mein Teil glaube, daß er ungern hier ist und sich aus irgend einem Grunde lebhaft nach Hause sehnt. Uebrigens ist er ein ausgezeichneter Schütze und

Reiter und ein hübscher Bursche, wenn er sich nur weniger nachläſſig halten wollte. Getanzt hat er gar nicht."

Mrs. Howard bestimmte darauf, infolge dieses Briefes oder eines vorher gefaßten Entschlusses, daß ihr zweiter Sohn schon nach Ablauf der Ferien seinen Bruder nach Eton begleiten sollte. Sie fand früher, als sie erwartet hatte, Gelegenheit, ihm diese Aenderung in ihren Anordnungen mitzuteilen: Gerald kam eines Tages in Brereton angeritten, ohne die Erlaubnis seiner Mutter zur Beendigung seines Besuches in Barneridge abgewartet zu haben.

Mrs. Howard verriet weder durch Worte noch durch Mienen, ob dieser eigenwillige Schritt sie beleidige; dagegen nahm auch Gerald die Ankündigung seiner demnächstigen Uebersiedelung nach Eton anscheinend gleichgültig und fügsam auf. Er verließ nach diesem Gespräche mit seiner Mutter das Schloß und ging in den Park; ohne sich in den Anlagen in der Nähe des Hauses zu verweilen, schritt er immer weiter vorwärts, bis ihn, nachdem er eine halbe Stunde gegangen, eine dichte grüne Wildnis umgab.

Gerald liebte leidenschaftlich diese Einsamkeit, diesen kräftigen Geruch der Blätter und des feuchten Bodens, diese Dämmerung, die zwischen den Stämmen webte. Von Kind auf war er gern hierher geeilt, weil, ihm nur halb bewußt, die ruhige Notwendigkeit der Pflanzenwelt sein stolzes, reizbares und leicht verwundetes Gemüt am ehesten zu besänftigen pflegte.

Heute trieb es ihn weiter und weiter. Er setzte über den Bach, der den Park durchfloß, und nun schimmerte endlich die Umhegung durch die Stämme, eine Wand von rohen, noch mit ihrer rauhen Borke und schuppig grauem Moose überzogenen Planken. In etwa zehn Schritt weitem Abstand von dem Plankenzaun blieben die Bäume zurück und dieser baumfreie Streif, mit kurzem Moos und mit Thymian bewachsen, würzig, sommerlich trocken, denn nur die tanzenden Schatten der letzten leichten Zweige huschten darüber hin, wäre ein würdiger Festplatz für die Elfenscharen gewesen, von denen die grüne Insel so gern träumt.

Gerald warf sich am Fuße der letzten großen Eiche nieder

und stützte den Kopf in die Hand. Es wäre unnatürlich gewesen, wenn ihn die Aussicht, in Eton ein Jahr lang mit andern Jünglingen seines Alters zu leben, zu arbeiten und sich zu vergnügen, unglücklich gemacht hätte. Freilich liebte der junge Mensch die Freiheit mit mehr als gewöhnlicher Inbrunst, aber er fürchtete die Beschränkung einer öffentlichen Anstalt nicht allzusehr, denn er wußte aus früherer Erfahrung, daß die anscheinend unverrückbare Ordnung dort sich nach dem Charaktermaße einzelner zu dehnen vermag und daß man die, welche man nicht zwingen kann, fast immer gewähren läßt. Was war es denn, das ihn bei dem Gedanken an das Fortgehen von hier mit heißer Angst erfüllte? Warum erschien ihm das Leben, welches ihn draußen erwartete, so öde und leer, warum hatte das Dasein nur hier, auf dieser Scholle, Fülle und Inhalt für ihn?

Ein Wehen ging plötzlich durch die Zweige über ihm und wie auf diesem Windhauch getragen schlug sein Name, von einer leisen, wohlbekannten Stimme gesprochen, an sein Ohr. Die Stimme sagte ihm alles; denn bei ihrem Klange erwachte stärker als je das übermächtige Gefühl — dies Gefühl, das er nicht zu nennen wußte, welches ihn zu Julie hinzog.

Gerald wendete sich nicht um bei jenen Lauten, denn er hielt sie für das Werk seiner eigenen Phantasie; vielleicht auch glaubte er, sie seien durch ein von der Sehnsucht bewirktes Wunder weither durch die Lüfte zu ihm getragen.

Da hörte er sie noch einmal dicht neben sich — seinen Namen. Julie stand hinter ihm. „Ich habe dich gefunden, ich sehe dich," sagte sie schnell und dann sank sie neben dem Stamm der Eiche in die Kniee und lehnte sich müde an den Baum.

Gerald war in die Höhe gesprungen; er richtete sie sanft auf und strich ihr das Haar aus der Stirn. „Du bist *fast* ohnmächtig; was hat dich geängstigt, meine kleine Julie?" fragte er zärtlich.

Es ist schwer, die Liebe der beiden Kinder zu einander zu schildern, denn nichts war gewöhnlich in dieser aus den geheimsten Tiefen der beiden Naturen zugleich erwachsenen Neigung. Es

hätte zuweilen scheinen können, als vermißten sie, wenn sie getrennt waren, einander nicht; erst wenn sie wieder zusammenkamen, merkten sie, daß eines nur in der Gesellschaft des andern eigentlich lebe.

Julie blickte jetzt wieder hell aus den Augen und die Farbe war in ihr zartes Gesicht zurückgekehrt. Obwohl auf dem Lande groß geworden und einfach gewöhnt, hatte sie die Reizbarkeit einer überfeinen Konstitution; man hätte sagen können, ihr Körper vibriere allzu lebhaft mit den Schwingungen des Seelenlebens; das, was sie fühlte, konnte sie in einem Augenblick kräftig wie Stahl, im andern matt und gebrochen nicht nur scheinen, sondern auch sein lassen.

„Du bist jetzt wohl, mein Liebling?“ fragte Gerald, der seinen Arm stützend um ihre Schulter gelegt hatte.

„Ja,“ sagte sie fröhlich. „Laß uns nebeneinander hier niedersitzen; wie glücklich bin ich, daß ich dich gefunden habe. Ich lief von Hause fort, weil jetzt die Zeit ist, wo er gewöhnlich kommt; ich wußte ja nicht, daß du zurück seiest, aber ich wollte hier atmen, wo du oft gehst, und da bin ich durch die Lücke dort oben geschlüpft.“

Es war eine der naiven Liebeserklärungen Juliens, wie Gerald schon manche gehört hatte, als müsse es so sein, und ohne sich seines Gefühls für das Mädchen bewußt zu werden. Was aber trotz dieser und ähnlicher Worte vielleicht noch eine Zeitlang geschlummert hätte, das erwachte plötzlich bei der Kunde von den häufigen Besuchen seines Bruders in Catesbys Hütte.

Julie kauerte neben ihm, an seine Kniee geschmiegt, und sah mit unschuldigen Augen zu ihm auf, während sie erzählte, wie James fast alle Tage gekommen sei, wie sie ihn anfangs um Geralds willen freundlich empfangen, sich aber zuletzt vor ihm versteckt habe. „Denn er verlangte mich zu küssen,“ sagte sie eifrig, „denke, Gerald, er, der Fremde, da doch du, der mich kennt, der mein bester Freund ist, mich in all' den Jahren nur einmal geküßt hast, damals, weißt du noch? als ich mich über den Tod des kleinen Hundes Polly nicht trösten wollte.“

Gerald schwieg; auf seinen Wangen brannten zwei rote

Flecke und seine Brauen zogen sich zusammen, mehr aber in gespanntem Nachdenken als im Zorn.

Für den Mechanismus des Menschengeistes gibt es Momente, in denen die Räder des Getriebes mit so wütender Geschwindigkeit durcheinanderwirbeln, daß es ein Wunder ist, wie die Maschine diese furchtbar erhöhte Spannung erträgt. Oft auch wird sie durch dieselbe verletzt oder unheilbar zerstört, geht aber alles gut, dann wird das Werk von Jahren in solchen Minuten vollbracht. Gerald erlebte dies jetzt: er, der noch eben ein Knabe gewesen war, wurde ein Mann. Eine Art Inspiration ließ ihn sein künftiges Leben und die Bedingungen, welche er zur glücklichen und ehrenhaften Führung desselben bedürfen werde, in einem Augenblick umfassen. Fast zugleich stand seine Jugendzeit vor seinem geistigen Auge und es war vielleicht nicht ohne Bedeutung, daß ihm in diesen Momenten die Eichen über ihm ihr Lied von der Dauer im Wechsel, das alte Lied der Natur, welches die Menschen, die es verstehen, so unabhängig und frei von kleinen Sorgen und Befürchtungen zu machen vermag, in die Seele rauschten.

So war es keine Regung knabenhaften, wenn auch noch so heißen Gefühls, es war ein männlicher Entschluß, dem Gerald jetzt Worte lieh. Er sagte:

„Du hast recht gethan, ihn nicht zu küssen, Julie, und ich will dir sagen, weshalb: du bist von heute an meine Braut, und du wirst einst, wenn ich leben bleibe, mein Weib sein. Küsse mich, meine Julie."

Julie hörte, von einem tiefen, feierlichen, glückseligen Schrecken ganz erfüllt. Er nahm sie jetzt in seine Arme und beide küßten einander, ehrfürchtig, zusammenschauernd, als ob sie vor Gott ständen. Das Mädchen hatte einfache, aber großartige Begriffe von der Heiligkeit eines Gelöbnisses. Gerald that mit männlichem Mut einen Schritt, dessen Folgen er erwogen hatte; Julie erwog nichts, aber sie war in ihrem Sinne ihm nun ewig eigen und würde es für ihre einfache Pflicht gehalten haben, eher in den Tod zu gehen, als ihm die Treue zu brechen.

Ehe sie sich trennten, sagte Gerald: „Sei morgen um dieselbe Zeit wieder hier, Julie . . . ich soll fort; nein, zittre nicht, du darfst jetzt kein Kind mehr sein, wenn auch —“ er sprach mit einem beinahe lustigen Lächeln, „wenn auch dein künftiger Gatte noch in die Schule geschickt wird!“

Wenige Tage später reisten die Brüder ab. Ein heimlich verlobtes Mädchen auf der Schulbank, welches das süße Geheimnis etwa wie ein Kind den verbotenen Zuckerkand in der Tasche trägt, ist nichts Seltenes; weniger häufig findet sich ein junger Mann in der Lage, das Bewußtsein, der Hort und die Hoffnung einer ihm für das Leben angehörenden Frau zu sein, vor pedantischen Lehrern und kindischen Mitschülern verbergen zu müssen. Es gehört eine besondere Charakterstärke dazu, um unter solchen Umständen nicht aus dem Geleise geworfen zu werden. Gerald besaß dieselbe; er trug sein Geheimnis und all die inneren Widersprüche, in welche es ihn zu seinem gegenwärtigen Leben setzte, und das war nicht immer leicht.

„Seinen eigenen Weg gehen,“ ist in einer öffentlichen Schule fast immer gleichbedeutend mit — sich dem Spott und den Neckereien der andern aussetzen. Gerald aber zwang die andern, ihn ohne Spott und Neckereien seinen eigenen Weg gehen zu lassen.

Seinem Bruder stand er fern. Die Freunde desselben hätten gern Händel mit ihm gesucht; seine bekannte Ueberlegenheit in allen körperlichen Uebungen hielt sie davon ab, vielleicht auch seine entschlossene Ruhe, welche bis zu ihren äußersten Grenzen zu erproben sie nicht für gut fanden. Den Studien gegenüber zeigte Gerald, wenn auch gerade keinen Feuereifer, so doch eine unabläßige, anständige Rücksicht, ungewöhnlich genug in dem vornehmen Eton, um ihm den guten Willen der Lehrer zu gewinnen. James schrieb spottend an seine Mutter: „Gerald scheint sich als das Genie der Familie entpuppen zu wollen. Außerdem macht er ganz den Eindruck, als beabsichtige er, wenn er Eton verläßt, eine religiöse Sekte zu gründen oder eine Insel zu erobern: er sieht aus, wie ein Mensch, der sich mit einem großen Plane trägt.“

Beim Beginn der Weihnachtsferien kehrten die jungen Howards nach Hause zurück. Der Tag der Reise trug eine so trübe, trostlose Physiognomie, wie nur einer zwischen November und März; naßkalte, nebelgeschwängerte Luft, Pfützen auf den Straßen und tropfende Dächer; selbst James, der es im allgemeinen unter seiner Würde hielt, von den klimatischen Eigentümlichkeiten seiner Heimat Notiz zu nehmen, und der außerdem die Ansicht hegte, daß mit der Witterung, die er, und nun gar auf seinem eigenen Grund und Boden, zu ertragen genötigt sei, ein jeder andere sich wohl begnügen könne, selbst James fluchte leise in sich hinein.

Die Brüder saßen allein in dem geschlossenen Wagen, der sie von der Station in Evesdale abgeholt hatte. Sie waren jetzt in der Nähe des Parkes: Gerald ließ das Fenster auf seiner Seite nieder und blickte mit stetem Auge in den Nebel hinein, nach der Stelle, wo man das Häuschen des alten Catesby mehr ahnen als erkennen konnte.

James sah ihm mit spöttischen Lippen zu; er hatte die gegründetste Vermutung, daß neben ihm ein begünstigter Nebenbuhler sitze, und er hätte für sein Leben gern eine geringschätzige Bemerkung über Julie gemacht, den Schatz, welchen er nicht besitzen konnte, dem Andern als ein wertloses Ding vor die Füße gestoßen. Aber er schwieg, weil er einsah, daß es unbequem sein würde, in flagranter Fehde zu Hause anzukommen. Auch konnte man nicht wissen, was Gerald zu thun im stande wäre, wenn man ihn reizte.

Einige Stunden später saß James in besonderer Audienz neben dem Lager seiner Mutter. Sie hatte befohlen, daß man sie nicht störe, und blickte in zorniger Verwunderung in die Höhe, als die Thür hastig weit aufgerissen wurde und ihr zweiter Sohn ins Zimmer trat. „Was bedeutet dies?“ fragte sie hochmütig. Da war er dicht neben ihr, sie konnte seine Züge deutlich sehen und sie stockte, sie schwieg vor Furcht — eine Sache, welche im Leben der Mrs. Howard noch nie vorgekommen war. Es hing das freilich mit ihrer Gemütsstim-

mung während der letzten Monate zusammen, die sie immer das Hereinbrechen eines Unglücks erwarten ließ.

James war aufgesprungen; sein Bruder faßte ihn plötzlich an der Schulter und drängte ihn neben das Sofa der kranken Frau. „Wo habt ihr sie?“ fragte er mit heiserer Stimme; sprecht — sprich, Bube, wo hältst du sie versteckt?“

Jetzt war sein Griff aber nachgerade zu hart für den durch die ganze Szene etwas verblüfften James geworden. James war ein Engländer und high-bred, folglich blutdürstig wie ein Tiger nach einer handgreiflichen Beleidigung. Mit einem wilden Ruck riß er sich los, um so fassungsloser in seiner Wut, je geduldiger er anfangs in seiner Ueberraschung den unsanften Griff ertragen hatte, und fuhr dem unzeremoniösen jüngern Bruder an die Kehle.

Ein Zweikampf aber hatte für jetzt nicht in der Absicht Geralds gelegen.

Er entfernte die Hände James von seinem Halse. „Wir können das später thun,“ sagte er, noch immer mit einer Stimme, die ihm nicht anzugehören schien. „Mutter, willst du ihm nicht befehlen, daß er mir sage, was er mit Julien gethan hat? Ich habe das Recht, nach ihr zu fragen.“

„Was ist mit dieser Julie?“ fragte Mrs. Howard scharf.

„Sie ist fort — verschwunden. Der alte Mann auch; das Haus ist leer.“

„Und was kümmert das dich?“ fragte Mrs. Howard in einem sonderbaren Ton. „Ja, das möcht' ich wissen,“ murmelte James, von dessen Gesicht die Bläße der Wut verschwunden war, um einer natürlichen Farbe Platz zu machen. So war, rascher als er erwartet hatte, die Notwendigkeit, die Wahrheit zu enthüllen, an Gerald herangetreten. „Was es mich kümmert?“ die augenblickliche Angst um Julien wich dem Ernste der Erklärung, die er zu geben hatte und er fuhr ganz ruhig fort: „ich habe mir ein Anrecht auf meine Gespielin erworben: sie wird mein Weib werden.“

Eine sekundenlange Stille folgte den Worten; dann lachte jemand höhnisch auf. Es war James, er begnügte sich, zu

bemerken, dies sei „das Beste, was er seit langer Zeit gehört habe“. Mrs. Howard war auffallend ruhig geblieben; endlich sagte sie lauernd: „Hast du geglaubt, daß ich einen solchen Wahnsinn, eine solche Entehrung unserer Familie dulden werde?“

„Ich werde, im Fall es mir nicht gelingt, deine Einwilligung zu erhalten, warten, bis ich derselben nicht mehr bedarf,“ entgegnete Gerald. „Und nun lasse mich wissen, wohin man Julien gebracht hat, Mutter; du wirst mich nimmermehr abhalten, ihr zu folgen — wo ist sie?“

Er sah von seiner Mutter auf James, beide schwiegen, als sei ihnen eine Antwort nicht der Mühe wert. Geralds Hände ballten sich: „Habt ihr nach Howardscher Weise eure Karten ausgespielt?“ rief er drohend. Ihr irrt euch in mir — ich werde euch nicht schonen; ich werde durch das Gericht ihre Spur verfolgen lassen.“

„Das wirst du nicht, Knabe,“ stieß jetzt die Kranke hervor.

„So gib sie mir wieder, wo ist sie? Mutter —“

„Was weiß ich es!“ rief Mrs. Howard verächtlich. „Was kümmert mich das niedrige Geschöpf! Besser, tausendmal besser für uns alle, wenn sie nie wieder zum Vorschein käme!“

Gerald sah noch einmal in hoffnungsloser Angst auf seinen Bruder, dann verließ er das Zimmer.

„Er darf kein Aufhebens um das Mädchen machen — man darf sie nicht in der Leute Mund bringen,“ stöhnte die kranke Frau. „Wo kann sie sein? Du hast nichts mit ihrem Verschwinden zu thun, James?“

„Auf Ehre, nein!“ Und James fühlte sich sehr geschmeichelt, daß man ihn für einen Don Juan und Mädchenräuber zu halten geneigt war.

Mrs. Howard schwieg eine lange Zeit, in quälende Gedanken versunken. Endlich richtete sie die halbgeschlossenen Augen auf ihren Sohn und ein grausamer Zug trat in ihrem Gesicht hervor. Warum sollte sie ihn länger schonen, warum all' die Angst und Qual heimlich und allein tragen?

„Was thun wir, James, wenn dein Bruder auf dieser wahnsinnigen Heirat besteht?“ fragte sie boshaft.

„Ich werde mich den Teufel drum kümmern," meinte James, in richtiger Würdigung des Umstandes, daß ihm das Recht des Eingreifens in die Angelegenheiten Geralds nicht zustand.

„Freilich, was gehen dich, den Erben, dergleichen untergeordnete Familienhändel an? wir müssen sie unter uns abmachen. Und vielleicht ist dein Bruder gar nicht einmal der unpraktische Thor, welcher er scheint. A propos, James," fuhr sie in einen andern Ton fallend fort. „Dein zwanzigster Geburtstag ist nahe; während des letzten Jahres vor deiner Mündigkeit bleibt uns noch eine kleine Formalität zu erfüllen. Wir müssen die Todeserklärung des verschollenen Kindes deines Oheims durch die Gerichte wiederholen lassen."

„Gut, ich habe nichts dagegen. Aber wie kommst du jetzt hierauf, Mama?"

„O, ich meinte nur so. Fatal, daß damals der Totenschein ebensowenig wie irgend welche Nachrichten über jenes überflüssige kleine Wesen aufzutreiben waren. Wir haben endlose Weitläufigkeiten dadurch."

Mrs. Howard schwieg und schickte einen raschen Blick nach ihrem Sohne hinüber. Noch immer gleichgültig! Sie verachtete ihn in ihrem Herzen wegen dieser kurzsichtigen Sicherheit; sie wußte, wie er dachte; daß die Sonne einmal aufzugehen unterließe, war eher noch zu fürchten, als daß sie aufgehen könne über ihm und er nicht mehr Herr von Brereton! Sie gönnte ihm seine anmaßliche Ruhe nicht mehr; sie begann von neuem: „Man verfällt auf wunderliche Ideen, wenn man, wie ich, stundenlang ohne Beschäftigung allein sein muß. Seit ich von dem Verhältnis deines Bruders Gerald mit jenem Mädchen erfahren, habe ich zuweilen bei mir gedacht, wie es nicht ganz unmöglich wäre, daß eine große Veränderung in deinem Schicksal gleichbedeutend würde mit einer ganz geringen in dem meinen, daß ich nämlich aus der Mutter des Erben die Schwiegermutter der Erbin werden könnte."

In James wachten die alten Befürchtungen wieder auf, seine Mutter leide an momentanen Geistesstörungen. Der arme

Bursche sah sich ratlos um. „Was meinst du eigentlich, Mama?“ fragte er mit erzwungener Ruhe. Mrs. Howard las ihm seine Gedanken mit Leichtigkeit von der Stirn ab und hatte eine Art boshafter Freude an seiner Verwirrung. „Ich meine so,“ sagte sie behaglich, „dein Bruder will Julien, die Pflegetochter des alten Catesby, der ein vertrauter Diener deines Oheims war, heiraten. Wie sie eigentlich heißt und ob sie wirklich die Enkelin des Alten ist, darum hat sich, wie ich mich überzeugt habe, eine löbliche Gemeindeverwaltung nie bekümmert. Da man also nicht weiß, ob sie zu dem alten Catesby in einer verwandtschaftlichen Beziehung steht, so ist die Annahme, daß eine solche Beziehung gänzlich fehle, eine erlaubte. Du folgst mir doch?“

„Ja,“ sagte James mit dumpfer Stimme. Es war ihm zu Mute, wie wohl sonst schon, wenn er einem Gegner im Faustkampf gegenüber gestanden hatte und für die nächsten Augenblicke einen betäubenden Schlag mit einiger Sicherheit erwarten konnte.

„Weiter also. Ich habe in Erfahrung gebracht, daß eben diesem alten Catesby und seiner Frau das Kind deines Oheims Gerald, seine kleine Tochter Julie, von ihm selber zur Wartung übergeben worden ist. Die Frau ist gestorben, der Alte ist kindisch geworden —“

„Und das Kind!“ rief James.

„Von dem Kinde weiß ich nichts,“ sagte Mrs. Howard kalt. „Aber eine andere Thatsache, die Interesse für mich hatte, ist zu meiner Kenntnis gekommen. Die Tochter der Catesbys, ihr einziges Kind, die vermeintliche Mutter dieser Julie, hat in ihrer Ehe, die sie als gänzlich unbescholtenes Mädchen einging, niemals Kinder gehabt.“

James sah seine Mutter an; er erkannte ihre Absicht, ihn zu quälen, und diese Entdeckung gab ihm seine Kaltblütigkeit zurück.

„Das Mädchen — Julie Howard von Brereton meine ich — kann nicht am Leben geblieben sein,“ sagte er, „sie wäre sonst längst aufgetaucht; Erbinnen, auch wenn sie noch in den

Windeln sind, pflegen nicht auf diese Weise spurlos zu verschwinden."

„Du hast recht," meinte Mrs. Howard bedächtig; „die Sache ist sehr ungewöhnlich — so ungewöhnlich, daß sich nur sehr wenige finden dürften, die man bewegen könnte, an ihre Möglichkeit zu glauben. Es wird für uns am besten sein, wenn du nicht zu diesen wenigen gehörst."

„Und du, Mutter?" fragte James zögernd. Mrs. Howard lächelte.

„Meine Ueberzeugung, welcher Art sie auch sei, steht im Dienste deiner Interessen, James. Uebrigens bin ich noch ziemlich unbesorgt. Fassen wir einmal die schlimmste Möglichkeit ins Auge: dies Mädchen wäre wirklich Julie Howard. Sie selber weiß es nicht; ich habe keinen Grund zu vermuten, daß ein Mensch lebt, der es wisse. Und stände wirklich je ein Ritter für sie auf, so dürfte es ihm einigermaßen schwer werden, ihre Identität zu beweisen."

„Es wäre unmöglich," sagte James hastig. „Aber solch eine verdammter Prozeß! Ihr Verschwundensein gefällt mir übrigens durchaus nicht," fuhr er nach einer Weile finstern Brütens in die Höhe. „Der Alte fehlt auch. Das gibt zu denken. Wenn schon eine gegnerische Partei existierte, ohne daß wir es ahnten — Freunde des verstorbenen Oheims — und sich ihrer bemächtigt hätte!"

Die Gefährdung eines Besitzes schärft den Spürsinn des Besitzenden auf wunderbare Weise. So dachte Mrs. Howard bei diesen Worten und sah ihren Sohn beifällig an. James hatte keine Ruhe mehr; er gab seine Absicht kund, in die Stadt zu reiten und zu versuchen, sich irgendwelche Nachricht über die Verschwundenen zu verschaffen. Mrs. Howard billigte diesen Vorsatz und entließ ihren Sohn, nachdem sie ihm einige Winke zur bessern Ausführung desselben gegeben hatte. James ritt fort; er konnte nicht ahnen, daß die eine Person, welche ihm alles, was er wissen wollte, hätte sagen können, hinter ihm im Schlosse zurückblieb. Diese eine Person war Gerald.

Gerald saß in seinem Zimmer auf dem Bette, einen offenen

Brief in der Hand, den ihm ein Diener eben überbracht hatte. Die Spannung war aus seinen Zügen gewichen; sein Gesicht trug noch immer die Bläſſe tiefer Erregung, aber er atmete erleichtert auf und strich sich das Haar aus der Stirne, wie einer, der die schwere Last einstweilen neben sich gelegt hat. Das Kouvert des Briefes — es war auf den Teppich geglitten — war von Männerhand adressiert; der Brief dagegen zeigte die großen, unbeholfenen, aber sorgfältigen Schriftzüge eines Kindes. Er lautete:

„Mein Liebling! Du kannst nicht denken, wie ich geweint habe, als Herr Burke mir sagte, daß wir, der Großvater und ich, unser Häuschen verlassen und mit ihm fortreisen müßten, ohne daß ich warten könne, um von Dir Abschied zu nehmen. Herr Burke kam vor acht Tagen mit Herrn Harrison, dem Advokaten aus Evesdale; er ist der beste Freund Deines Oheims Gerald Howard gewesen, der in Indien gestorben ist, und denke, o denke, Gerald — mir schwindelt, indem ich dieses schreibe — sie sagen, ich sei Deine Kousine, die Tochter von Gerald Howard. Ich glaube es, Gerald! Deshalb habe ich Dich so unaussprechlich geliebt, so lange ich denken kann. Sie fragten mich viel; ich mußte ihnen erzählen, was ich Dir oft gesagt habe, daß ich mich aus meiner frühesten Kindheit schöner Zimmer erinnere, in denen ich mit meiner Wärterin wohnte. Die Herren sahen so ernsthaft aus, daß ich mich fürchtete; sie schrieben alle meine kindischen Worte nieder. Jetzt, Gerald, wohne ich in einem hübschen Hause; es gehört Herrn Burke. Eine alte Dame, die ihm den Haushalt versorgt, ist sehr gut gegen mich, aber ich weine alle Tage, wenn ich an die Hütte am Eingange von Brereton Park denke. Auch der Großvater — der ja aber gar nicht mein Großvater sein soll — ist nicht zufrieden hier, obgleich man ihm erlaubt hat, die beiden Stare und den Hund mitzunehmen. Auch ihn hat man vielerlei gefragt und ich war verwundert, wahrzunehmen, wie er sich auf manches besann, woran er seit Jahren nicht mehr gedacht hat. Und nun, willst Du nicht hierher kommen, mein Geliebter? Mir ist, als liebte ich Dich noch weit mehr — wenn dies möglich ist — seit ich

weiß, daß wir Verwandte sind, daß wir stets zu einander gehört haben; ich bin krank vor Sehnsucht nach Deiner Stimme und nach Deinen Augen. Komm, ich bitte Dich; die Reise ist nicht gar so weit. Bis in den Tod Deine Julie."

Am Eingange des Briefes stand als Bezeichnung des Ortes, an welchem sich die Schreiberin befand, „Lilac Cottage"; das Kouvert trug auf dem Poststempel den Namen einer kleinen Stadt der mittleren Grafschaften, etwa fünfzig Meilen von Evesdale.

Gerald wußte, nachdem er gelesen hatte, anfangs nichts Besseres, als den Namenszug Juliens immer wieder zu küssen. Wie sie an die wichtigste Folge der Entdeckung ihres Standes in ihrer kindlichen Weise gar nicht gedacht hatte, so fiel auch ihm dieselbe erst spät ein; ohne ihn anfänglich sonderlich zu überraschen, stand es endlich vor ihm: Julie ist die Erbin dieses Bodens, auf dem ich groß geworden bin. Auf eine Weile vergaß er die folgenschwere Entdeckung wieder, um sich in träumende Gedanken an Juliens Lieblichkeit, an den unbewußten Adel ihrer Erscheinung und ihres Wesens zu versenken; dann aber kam die Erinnerung an ihr Erbrecht zurück und nun traf sie ihn schon wie ein Schlag. Der furchtbare Konflikt, welcher sich zwischen ihr und den seitherigen Besitzern, seinem Bruder und seiner Mutter, vorbereitete, trat in sein Bewußtsein, und endlich auch seine eigene, nun um vieles schwierigere Stellung zwischen seiner Familie, die er bedauerte, und deren rücksichtsloses Festhalten am Besitze er voraussah auf der einen, und dem geliebten Kinde auf der andern Seite. Als er sich erhob, geschah es mit dem halbunterdrückten Seufzer des tapfern Mannes, der einem ihm aufgedrungenen peinlichen Kampfe mit trübem, gefaßtem Mute entgegengeht.

Daß er den Bitten Juliens folgen und sie aufsuchen müsse, war ihm Gewißheit; zuvor aber wollte er seine Mutter und seinen Bruder von allem, was er erfahren hatte, in Kenntnis setzen. So ließ er denn Mrs. Howard um eine Unterredung ersuchen und bat, daß auch James zugegen sein möge. Als dieser nach langen, nutzlosen Bemühungen, in der Stadt etwas

Näheres über das Verschwinden des alten Catesby zu erfahren, erhitzt, ermüdet und in gereizter Stimmung zurückkehrte, wurde ihm die Aufforderung zu dieser Zusammenkunft auf dem Zimmer der Mutter zu teil. Er traf seinen jüngern Bruder schon dort. „Ich habe Nachricht von Julien," begann Gerald in einem Tone, dem keinerlei Herausforderung oder Parteinahme abzumerken war. „Entschuldigt mich, wenn ich euch den Brief nicht vorlese; sein Inhalt ist folgender . . ."

Und nun erhielten Mrs. Howard und James den Bericht, der, so harmlos in seiner Form, so liebeatmend in seiner eigentlichen Gestalt, für sie eine furchtbare Kriegserklärung war. Die Mutter und der älteste Sohn vergaßen sich dabei so weit, daß sie einen langen Blick des Einverständnisses wechselten, der es ihnen unmöglich machte, nun noch die Ueberraschten zu spielen, und Gerald ergriff seinen Vorteil; er sagte rasch: „Ihr habt etwas von der Sache gewußt . . . ich sehe, daß euch die Nachricht nicht unerwartet kommt."

James verschmähte es, einzulenken. „Dachtest du," rief er höhnisch, „deine Verschwörung mit dieser schlauen Betrügerin unbeobachtet immer weiter spinnen zu können? Hier sind zwei Augen offen gewesen, und solltet ihr euch beikommen lassen, auf dies wahnsinnige Märchen wirklich Ansprüche zu gründen, so findet Ihr uns bereit, euch beiden die Thüre zu weisen, wenn wir es nicht etwa vorziehen, für dein Fräulein Braut den Aufenthalt an einem Orte zu erwirken, wo sie ihren interessanten Kindheitserinnerungen ganz ungestört nachhängen kann."

Mrs. Howard beobachtete während dieser Worte ihren zweiten Sohn scharf; auf seinem Gesichte war weit weniger Zorn als Verwunderung über diese bittern Ausfälle und grundlosen Angriffe zu lesen. Als James schwieg, fragte sie: „Du hast Julien bis heute für die Enkeltochter Catesbys gehalten?"

„Ja Mutter," sagte Gerald einfach.

„Und jetzt?"

Sein Gesicht verdüsterte sich. „Wie kann ich schon jetzt wissen, ob ihre Freunde sich und sie nicht täuschen?" entgegnete er leise.

„Erwähnt jener Brief schon ihrer vermeintlichen Ansprüche auf Brereton?“ fragte Mrs. Howard weiter.

„Nein, o nein. Julie —,“ er zögerte einen Augenblick und fuhr, errötend wie ein Mädchen, fort: „Julie spricht nur davon, daß sie jetzt meine Kousine sei. Sie ist ein Kind; an das Erbe hat sie wohl noch kaum gedacht.“

„Sehr glaublich,“ bemerkte James.

„Du siehst ein, daß du einstweilen jede Beziehung zu der jungen Person wirst abbrechen müssen,“ begann die Dame nach einer kurzen Pause vorsichtig, gleichsam tastend. Geralds unwillkürliches Auffahren zeigte ihr sofort, daß sie Widerstand finden würde. „Du kannst dies höchst unpassende Verhältnis zu der Enkelin Catesbys nicht fortbestehen lassen wollen, wenn man das Mädchen gewissermaßen feindlich gegen uns auftreten lassen will,“ fuhr sie dennoch überredend fort.

Gerald antwortete nicht gleich; endlich sagte er: „Wir können hier nicht einig sein, Mutter. Ihr, du und James, werdet so lange wie möglich, nein, immer, dies Mädchen, dies Kind für eine Betrügerin, im besten Falle für ein Werkzeug in der Hand von Betrügern halten. Ich dagegen kenne sie seit Jahren nicht nur als ein schönes, sondern auch ein adeliges Geschöpf, adelig von innen und außen, und ich gestehe,“ hier zögerte er, hielt aber dann den Blick seines Bruders ruhig aus, „daß in mir eine starke Stimme zu gunsten ihrer Ansprüche redet. Du mußt mir gestatten, sie aufzusuchen, Mutter — ich werde nicht Partei nehmen, das brauche ich wohl kaum zu versprechen, sondern nur hören und sehen. Ich glaube, daß ich so Euch auch von Nutzen sein kann.“

James hatte seinen Bruder ausreden lassen; jetzt brach sein wilder Grimm los und machte sich in Aeußerungen Luft, die man von einem durch das Glück verwöhnten jungen Mann, dem zum erstenmal ein gewaltiges Mißgeschick drohend in den Weg tritt, wohl kaum milder erwarten konnte. Gerald mochte das einsehen, denn er blieb ruhig, sogar dann, als James in gehässigster Weise mehr als nur andeutete, wie Geralds Verlöbnis mit der jungen Prätendentin wohl nichts als ein Akt

der Berechnung und schlauer Tücke gegen ihn, den ältern Bruder, gewesen sei. Dem jüngern kam hier das innere Getrenntsein von seiner Familie, in dem er aufgewachsen war, zu statten. Er empfand nichts von der tiefen Bitterkeit, die sich da erzeugt, wo Mißtrauen und Haß an die Stelle der bequemen verwandtschaftlichen Neigung treten: daß ihn sein Bruder so ganz verkannte, verletzte ihn kaum, da er gewöhnt war, falsch beurteilt zu werden. Gerald war es, der die unfruchtbare Unterredung endete; er erklärte noch einmal seinen Entschluß, Julien aufzusuchen, und ging dann, nicht ohne daß Mrs. Howard Zeit gefunden hätte, ihm zuvor, unbemerkt von James, zuzuflüstern, sie wünsche ihn vor seiner Abreise noch einmal zu sprechen.

Nachdem er das Zimmer verlassen hatte, trat James mit gekreuzten Armen dicht an das Lager seiner Mutter. Er schien in der letzten Stunde um vieles älter geworden; weltlich gesinnt, wie er stets gewesen war, trat er nicht unvorbereitet in den Kampf, der ihn erwartete, ein, das heißt, er war der Einsicht von der Größe des Kampfobjekts gewachsen. Es handelte sich, wie er wohl wußte, erst in zweiter Linie um den gefährdeten Reichtum; die Howards blieben auch ohne Brereton Hall mit allem, was dazu gehörte, eine der begütertsten Familien der Grafschaft. Aber ein Einfluß, eine Ehrenstellung war mit jenem großen Grundbesitz verknüpft, welche verlieren zu sollen ihm entsetzlich schien.

Diese Sorgen streiften rasch alle Jugendlichkeit von ihm ab. Eine Blüte, welche, früher schon halb welk, dem kalten Hauche solcher Befürchtungen sofort zum Opfer fiel, war die Form kindlicher Unterordnung der Mutter gegenüber, wie sie in angesehenen Familien mit religiöser Strenge anerzogen wird. Er und sie waren künftig, das fühlte er, entweder Bundesgenossen oder Feinde, immer aber einander gleichstehend.

Er war zu ihr getreten und sagte: „Und nun noch ein Wort mit dir, Mutter. Du wirst es nur begreiflich finden, wenn ich zu wissen wünsche, in wessen Interesse du deine verteufelt scharfsinnigen Vermutungen und deine mühsam zusammengebrachten Nachrichten über Julie Catesby zu verwerten gedenkst?

Wie du selber ganz richtig und mit der dir eigenen Voraussicht bemerktest: es ist ziemlich einerlei, ob man als Mutter des Erben oder als Schwiegermutter der ihren Gatten anbetenden Erbin fungiert. Aber bei Gott, wissen will ich wenigstens," James ballte leicht die rechte Hand und sah in diesem Augenblicke seinem Vater, dem wilden Howard, ganz ähnlich — „wissen will ich wenigstens, ob ich in meiner Mutter eine jenem Gesindel heimlich in die Hände arbeitende Feindin unter meinem Dache dulden muß!"

Mrs. Howard war durch die Heftigkeit ihres Sohnes so wenig aus der Fassung gebracht, daß sie ihn kaltblütig daran erinnerte, wie er dies Haus erst in einigen Monaten sein Dach zu nennen berechtigt sei, ehe sie weiter bemerkte: „Uebrigens ist dein Verdacht gegen mich ziemlich abgeschmackt, James. Ich wurde freilich zuerst auf jenes Mädchen aufmerksam . . . das eben sollte dir meine Sorge für dich beweisen. Ich habe dich stets deinen Brüdern vorgezogen — Gerald besonders war mir nie sympathisch; es ist für mich keine Veranlassung da, meine Privatüberzeugungen zu seinem und zu Miß Juliens Vorteil zu verwerten. Nein, James, mein armer Bursche, mache dir keine unnötigen Sorgen . . . . ich denke, wir bleiben in Brereton."

Dabei lächelte Mrs. Howard in einer Weise, die etwas Beruhigendes für ihren Sohn hatte. Es war ihre Eigentümlichkeit, zu lächeln, wenn sie jemand zu schaden glaubte: aber James durfte hoffen, daß er es nicht sei, dem diesmal ihre Heiterkeit galt.

* *
*

Die Sonne des nächsten Tages neigte sich zum Untergehen, als ein junger Reisender, welcher vor einer halben Stunde den Zug an der über den Bäumen der Chaussee noch sichtbaren Station verlassen hatte, den Kiesweg zur epheuumrankten Pforte eines freundlichen kleinen Landhauses hinaufschritt. Die Villa zeigte jene scheinbar anspruchslose Eleganz, welche sich ländliche Wohnungen zum Muster genommen hat: unter dem überdachten Eingange stand eine Bank, wie vor der Thüre eines Dorf-

bewohners, aber der Sitz war von geschnitztem Eichenholz und der Fußboden des kleinen Portikus bestand aus Marmorplatten, die man mit einer feinen Hanfmatte belegt hatte.

Der Tag war milde gewesen, als habe er, den der August vergessen, sich in den Dezember hinein verirrt. Unter der Pforte saß ein alter Mann; er richtete sich jetzt beim Herannahen des Kommenden langsam auf. „Catesby? guten Abend, Alter," sagte dieser freundlich. „Wie geht es Euch? und wo — wo ist Julie?"

Im Grunde des Herzens wunderte sich Gerald, denn dieser war es, daß das Kind noch nicht an seinem Halse hing. Der alte Mann hatte sich erhoben und stand in höflicher Haltung vor dem Fragenden. Alte Erinnerungen waren in der letzten Zeit in ihm wachgerufen worden und die Gewohnheiten seiner im Dienste eines vornehmen Herrn verbrachten Jahre kehrten wieder. „Julia? Miß Julie Howard?" sagte er geläufig und mit großem Dekorum. Dann aber zog der gewöhnliche blöde Ausdruck wieder über seine Züge; er sank in sich zusammen und murmelte traurig: „Ich weiß es nicht — ich weiß es nicht. Warum starb die Frau — sie hätte es nicht thun dürfen."

Betroffen starrte Gerald ihn an und wandte sich dann der Hausthüre zu. Dieselbe ging auf eine geräumige Halle; der Glanz des Sonnenunterganges strömte hinein und zauberte trügerische Lichter in die Glasglocken der noch nicht angezündeten Lampen. Gerald stand halb geblendet und legte eben die Hand auf die Klingel, da flog eine jugendliche Gestalt die Treppe hinunter und schmiegte sich im nächsten Augenblicke leicht und warm wie ein kleiner Vogel in seine Arme. Er zog sie hinaus in die Helle und hielt sie hier auf Armeslänge von sich, um sie zu betrachten. Zum erstenmal sah er sie als Dame gekleidet, sie schien ihm vertraut und doch fremd; vor allem groß war der Eindruck vornehmer Zartheit, den sie in dieser Gestalt machte; so groß, daß er mit einer Art demütiger Galanterie, die er seiner armen Jugendgespielin früher nie gezeigt, ihre Hände an seine Lippen drückte. Sie lachte und weinte zugleich und konnte sich nicht genug wundern, daß sie ihn, den sie schon Tage und

Nächte lang mit ganzer Seele erwartete, nun doch nicht von ferne schon gesehen habe. Endlich flüsterte sie: „Komm nun mit zu dem guten Manne, der ein Freund meines — —“ „meines Vaters“ wollte sie sagen, aber ein angeborner Takt verbot ihr plötzlich diese Bezeichnung vor dem Bruder des Besitzers von Brereton Hall und sie fuhr fort: „der ein Freund deines Oheims gewesen ist.“

Gerald war nicht gerade zu gunsten des Mannes eingenommen, welcher, sich seiner Freundespflicht gegen den verstorbenen Gerald Howard so spät erinnernd, jetzt kam, um ein Meer der Verwirrung loszudämmen. Unwillkürlich hatte daher sein Gesicht, als er ihm gegenübertreten sollte, den Ausdruck abweisender Verschlossenheit angenommen. Herr Burke sei in der Bibliothek, flüsterte Julie, und beide traten durch eine schwere Thür von dunkelm Eichenholz in das weite Gemach ein. Aus einem gewaltigen Lehnstuhle am Kamine erhob sich jetzt ein Mann mit langen Gliedmaßen und bewegte sich den Verlobten entgegen mit dem lässigen, schlottrigen Gange derjenigen, welche ihres Lebens größtes Wegestück nicht auf den gepflasterten Straßen zivilisierter Länder zurückgelegt haben. Nicht eben schnell, aber ohne Zögern kam er auf Gerald zu und streckte ihm die Hand entgegen mit wortloser Vertraulichkeit, als sei guter Wille zwischen ihnen beiden selbstverständlich. Herr Burke hatte ein langes faltiges Gesicht und besonders helle, klug zwinkernde, dabei aber gar gutmütig und ehrlich blickende Augen.

„Sie kommen zu uns, ins feindliche Gebiet?“ sagte er, während er dem Gaste einen Platz am Kamine anbot, mit einem langsam über seine großen Züge sich verbreitenden Lächeln, welches ihm eigentümlich war.

„Julie bat mich zu kommen,“ entgegnete Gerald einfach.

„Ja so. Schade, daß Sie nicht der älteste Sohn sind, Master Howard. Das gäbe dann einen Kompromiß, für den ich gerade der rechte Mann wäre.“

Er brach kurz ab und berührte von da an die Angelegenheit, welche gegenwärtig sein Lebenszweck war, nicht wieder, bis nach der Abendmahlzeit, bei welcher Julie mit vieler Anmut den

Platz der Dame des Hauses verwaltete, das junge Mädchen sich zurückgezogen hatte. Auch jetzt geschah es auf Geralds Veranlassung. Herr Burke hatte lange schweigend und nachdenklich in die Glut des Kamins gestarrt, als der junge Mensch endlich anhob.

„Sie sind ein Freund meines Oheims Gerald gewesen, Mr. Burke?“

„Ja, ja,“ sagte Burke auffahrend und setzte sich entschlossen zurecht, als sehe er ein, daß jenes Thema nun nicht länger unbesprochen bleiben könne. „Ja, mein junger Freund, reden wir nun von Geschäften. Ich war allerdings vertraut mit dem armen Gerald, war sein einziger Gefährte in den letzten Monaten vor seinem Tode. Wir jagten zusammen in den Dschungeln. Der arme Bursche; er machte sich heftige Vorwürfe, daß er sein Kind im Stiche gelassen habe, wie er es nannte — wohl mit Unrecht, denn er war zu der Zeit, als er seine kleine Erbin dem Ehepaar Catesby übergab, so ziemlich unzurechnungsfähig gewesen. „Meine lieben Verwandten werden mit Leichtigkeit über das Recht des verwahrlosten kleinen Geschöpfs wegschreiten,“ sagte er zu mir und nahm mir, als er krank wurde, das Versprechen ab, im Falle seines Todes nach England zurückzukehren, die Catesbys aufzusuchen und das Kind unter geeigneter Aufsicht nach Brereton Hall zu führen. Aber die Kleine sollte Unglück haben. Gerald starb und ich — nun, ich fiel bald darauf in die Hände der Aufrührer von Delhi und entging durch eine Reihe von Zufällen einem martervollen Tode, aber nicht dem kaum günstigern Lose, in ein Fort der Nordgrenze und von da in das Gebirge geschleppt zu werden. Dort habe ich zehn Jahre als ein vergessener Gefangener unter einer übrigens menschlichen Bevölkerung verlebt. Vor anderthalb Jahren gelang es mir zu entkommen, bei Gelegenheit einer lokalen Fehde; ich arbeitete mich bis zu unsern Grenzforts durch und konnte nun endlich meine Rückkehr nach England möglich machen. Ich selber habe keine Verwandten, keine Verpflichtungen, meine Zeit gehörte daher dem letzten Willen Geralds. Was er gefürchtet hatte, ist eingetreten; die Familie seines jüngern Bruders ist im Besitz seiner Hinterlassenschaft,

seine kleine verschollene Tochter hielt jedermann für tot und das Vormundschaftsgericht war so gefällig gewesen, diese vox populi durch eine amtliche Erklärung zu sanktionieren. Miß Julia Howard aber lebt in ahnungsloser Niedrigkeit noch immer bei dem Pflegevater, welchen ihr Vater ihr bestellt, und bei diesem habe ich sie ohne viele Mühe aufgefunden."

Er hielt inne. Gerald murmelte: „Julie die Herrin von Brereton — als halbe Bettlerin jahrelang an der Schwelle ihres Besitztums lebend! es ist zu grausam — es scheint unmöglich."

„Nicht unmöglich, weil es ein grausames Geschick sein würde," sagte der Mann, welcher zehn Jahre lang weit entfernt von jedem Laute der heimischen Sprache ein hoffnungsloser Gefangener gewesen war, mit ruhiger Stimme. „Ich habe schon bei mir gedacht: Ihr Umgang mit dem Kinde, Ihre freundliche Neigung zu ihr, die Sie dahin führte, das Mädchen an einer für ihren damaligen Stand ungewöhnlichen Bildung teilnehmen zu lassen, das alles war eine Fügung des Schicksals, durch welche das Unrecht desselben an Julien einigermaßen verringert wurde. Ob wir es je ganz werden wieder gut machen können, ist noch sehr die Frage," fügte er ernster als er bisher gesprochen hatte hinzu.

„Wie? Sie haben doch die Hoffnung, Juliens Recht beweisen zu können?" meinte Gerald lebhaft. Er vergaß in diesem Augenblick, daß er zu denen gehörte, welchen der Nachweis dieses Rechts ein Brandmal aufdrücken würde.

Burke antwortete nicht direkt. „Man sollte einen Fall wie diesen in einem Lande mit geordneter Rechtspflege für unmöglich halten", sagte er halb vor sich hin. „Aber es ist, als sei über dem Kinde bei seiner Geburtein widriges Gestirn aufgegangen und habe alle Zufälle, die seinen Lebenslauf kreuzen konnten, herbeigezwungen und zu einer Art übeln Harmonie vereinigt. Die Mutter hatte nichts Eiligeres zu thun, als zu sterben, nachdem sie die Kleine an einer, wie sich erweisen sollte, sehr unwirtbaren Küste ausgesetzt hatte. Dem Vater mag damals der Anblick des Kindes, dessen Besitz er mit dem Leben seines Weibes erkauft hatte, unerträglich gewesen sein. Seinem ungerechten Trübsinn folgend, entfernte er den kleinen Ankömmling aus seinem Haushalt, und

wäre es ihm darum zu thun gewesen, ihn den Blicken der Welt zu entziehen und seine Existenz in Vergessenheit geraten zu lassen, er hätte seine Maßregeln nicht besser treffen können. Von ganz unparteiischen Personen, welche sich der Vorfälle nach dem Tode der jungen Mrs. Howard erinnerten, ist mir wiederholt ganz unbefangen versichert worden, das Kind sei, wie ja jedermann wisse, kurz nach seiner Geburt gestorben. Und in Rutherford, wo die Catesbys, denen es zur Pflege übergeben worden war, auf einer Farm Geralds lebten, haben mir noch vor wenigen Wochen ihre früheren Nachbarn von dem hübschen Enkelkinde erzählt, welches die alten Leute bei sich aufgezogen hätten. Niemand hatte auch dort den Stand und Namen des kleinen Mädchens geahnt. Gerald muß in einer Grille seiner damaligen menschenhassenden Stimmung den Pflegeeltern aufgegeben haben, das Kind für ihr eigen gelten zu lassen. Er verließ England und sie erhielten die Weisung, bis auf weiteres in Rutherford zu bleiben. Als ich ihn, den alten Universitätsfreund, in Indien traf, begann die Vaterzärtlichkeit in ihm zu erwachen; er pflegte es sich auszumalen, wie er wohl sein Kind bei seiner Rückkehr finden würde. Mit der letzten Krankheit überfiel ihn eine nagende Reue über seine Vernachlässigung der Kleinen; er ging, wie das bei krankhaften Gemütszuständen oft geschieht, auch jetzt viel zu weit und rechnete sich in den bittersten Worten den Tiefsinn, in den er nach dem Tode seines Weibes verfallen war, zur unverantwortlichen Schwäche an. Er starb schwer; zum Glück wußte er das Schlimmste nicht — er hatte nicht erfahren, daß die rüstige und energische Frau Catesbys an einem Schlaganfall ganz plötzlich gestorben, und daß der in seiner Art geistreiche Alte in Stumpfsinn verfallen war."

Er schwieg. Nach einer langen Pause sagte Gerald: „Es wird doch irgend ein Dokument bezüglich der Uebergabe des Kindes an die Catesbys existieren."

„Möglich, daß es existiert; es befindet sich dann aber im Archiv von Brereton Hall und somit in den Händen Ihrer Frau Mutter," sagte Burke etwas bitter. Gleich darauf, als bereue er, die Worte gesagt zu haben, reichte er dem jungen Manne die Hand. „Verzeihen Sie, lieber Herr. Sie sehen, ich ver-

traue Ihnen; ich verberge Ihnen unsre Schwäche nicht. Um einen gewichtigen Prozeß anzufangen, habe ich eigentlich nichts als meine Ueberzeugung von der Identität jenes Kindes mit Julie Howard; es lebt mir kein Zeuge für die Richtigkeit meiner Aussagen, ich kann keinen juristischen Beweis beibringen."

„Ebensowenig aber kann meine Mutter den Tod der kleinen Julie beweisen," sagte Gerald.

„Da allein liegen für unsre Sache die Chancen des Gelingens. Ich will Ihnen gestehen, daß ich die Idee hatte, Ihre Angehörigen durch einen nachdrücklichen Hinweis auf diese bedenkliche Lücke in der Kette ihrer Besitztitel zur freiwilligen Uebergabe bewegen zu können. Sie schütteln den Kopf; Sie meinen man wird es auf den Prozeß ankommen lassen?"

„Ja," sagte Gerald trübe; „Sie kennen meine Mutter nicht." Seinen weitern Gedankengang verschwieg er. Hätte er auch aussprechen können, was ihm schwer und schwerer aufs Herz fiel, die Ueberzeugung, daß seine Mutter niemals im guten Glauben sich als Besitzerin von Brereton Hall habe fühlen können? Dazu war sie viel zu klug. Sie hatte von Anfang an wissen müssen, daß ihr Recht, das Recht ihres ältesten Sohnes, auf schwachen Füßen stand: vielleicht gar — hier stieg ihm dunkle Glut bis zu den Schläfen in das gebräunte Gesicht — hatte sie nicht nur geahnt, sondern gewußt, daß die rechtmäßige Besitzerin lebte, wo sie lebte! Gerald fühlte, daß ihm der Atem stockte, der Gedanke war nicht zu tragen, er schüttelte ihn von sich — er, der Sohn einer Betrügerin — nein, es konnte doch anders sein. Aber woher hatte seine Mutter eher, als ihn der Brief Juliens einweihte, von den Ansprüchen, die man für das Mädchen erhob, gewußt?

Burke unterbrach das peinliche Sinnen; das Gesicht des langen Mannes hatte sich verdüstert. Die Wahrheit zu sagen hätte ihm, dem etwas phlegmatischen Gesellen, auf der Welt nichts Unangenehmeres begegnen können, als die Nötigung, in einen Prozeß verwickelt zu werden, und nun gar einen solchen, der ganz England monatelang mit pikanter Zeitungslektüre versorgen, der dem Romankonsum zum Schaden der Leihbiblio-

theken merklichen Abbruch thun würde. Aber sein Pflichtgefühl war stärker als der Trieb zur Bequemlichkeit. „Es kann nichts helfen," sagte er jetzt mit einem ungeduldigen Seufzer, „und handelte es sich anstatt um Brereton Hall um den geringsten Bettel, geringfügiger, als die Bagatelle meiner irdischen Habe, welche dem kleinen Mädchen auf alle Fälle nach meinem Tode zugute kommen soll. Versprochen ist versprochen, und wenn mein Advokat die kleinste Handhabe zu finden vermag, an welcher er ansetzen könnte, um — verzeihen Sie mir, Master Howard — Ihren Herrn Bruder aus dem Sattel zu heben, so müssen wir dran. Aber es ist spät geworden; kommen Sie, ich will Ihnen Ihr Zimmer zeigen."

* * *

Gerald hatte nicht lange Ruhe in Lilac Cottage. Die Gegenwart seiner kleinen Braut vermochte nicht, ihn innerlich zu befreien, ihr süßes Geplauder ließ ihn nicht vergessen, daß sie, so heiter und glückstrahlend, das Opfer eines Verbrechens war, an dem er selber ohne sein Wissen und seinen Willen teilgenommen hatte. Im Gegenteil: je weniger sie im heitern Genuß der Gegenwart und seiner Liebe an ein Unrecht, welches das Schicksal ihr zugefügt hatte, glauben wollte, um so mehr hielt er es für seine Pflicht, sich ihrethalben innerlich zu quälen. Es drängte ihn, vor seine Mutter zu treten und ihr eine strenge Frage entgegenzuschleudern. Nach kurzer Abwesenheit langte er wieder in Brereton an.

Er traf seinen älteren Bruder nicht mehr; James war schon nach Oxford abgereist und hatte die Universität bezogen. Gerald hörte die Nachricht mit Befriedigung; die Heftigkeit seines Bruders konnte nur zu nutzlosen Auftritten führen. Mit etwas wie Kampflust sah er einer Besprechung mit seiner Mutter entgegen; er glaubte sie zwingen zu können, ihm Rede zu stehen. Aber er hatte sich getäuscht. Mrs. Howard bemerkte ihrem Sohne, daß sie sich auf private Erörterungen über die Person Julie Catesbys nicht einlassen würde. Als er beharrte, brach sie in

den bittersten Hohn aus gegen ihn, der verlange, man solle an die Uneigennützigkeit seiner Teilnahme für die Pflegetochter Catesbys glauben. Ihren Worten hatte von jeher, wenn sie jemand angriff, eine dämonische Macht, den Gegner vor sich selbst zu erniedrigen, innegewohnt. Und heute that sie dem dumpfen Groll langer Jahre Genüge. Gerald kannte sich zuletzt selber nicht mehr; vor seinen Augen wurde das grüne Gefilde seiner jungen Liebe mit Schlamm überzogen: wo er hatte anklagen, verurteilen wollen, da wurde er gezwungen, sich zu verteidigen und endlich selber unter Hohn und Spott an den Pranger gestellt.

In der Einsamkeit seines Zimmers freilich gelang es ihm, des lähmenden Einflusses ihrer Rede Herr zu werden. Was sich aber nicht mehr besiegen ließ, war die Ueberzeugung, vor welcher die gedankenlose Kindheit, das sorglose Knabenalter stehen geblieben war, ohne sie zu fassen: die schreckliche Gewißheit der moralischen Unwürdigkeit dieser Frau, die seine Mutter war. Gerald verbrachte im ohnmächtigen Kampfe gegen diese Ueberzeugung die bittersten Augenblicke seines Lebens. Seinem Entschlusse, Brereton Hall so bald als möglich ganz zu verlassen, kam Mrs. Howard entgegen. In einer letzten Unterredung sagte sie ihm, sie habe eine Fähnrichsstelle für ihn gekauft in einem Regimente, welches in wenigen Monaten nach Indien gehen werde. „Du siehst gewiß ein, daß es anständig ist, wenn du dich während eines Prozesses, der deine verwandtschaftlichen mit deinen anderweitigen Neigungen so sehr in Konflikt bringen muß, möglichst weit vom Schauplatz der Ereignisse entfernt hältst," meinte sie höhnisch. Gerald schien mit dieser Auffassung einverstanden, denn er machte keinerlei Einwendungen und reiste in kürzester Frist nach dem Lager von Aldershott ab. Dort kantonierte derzeit sein Regiment und bereitete sich durch sinnreiche Felddienstübungen auf die Mahrattenkämpfe, denen es entgegenging, vor.

Bald sollte Gerald merken, daß seine Mutter außer messerscharfen Worten auch noch andre Mittel habe, um ihm ihre Gesinnung fühlbar zu machen. Er war noch nicht mündig und daher von ihr abhängig, und sie gefiel sich darin, ihn darben zu lassen und zwar unter den erschwerendsten Umständen. Sie

setzte ihm ein unzureichendes Monatsgeld aus und schrieb, das sei alles, was sie ihm bewilligen könne, ohne die Renten von Brereton Hall anzugreifen. Von diesen aber irgend einen Vorteil zu ziehen, gestatte ihm, wie sie wohl wisse, seine strenge Tugend nicht. So war Geralds Lage eine fast unerträgliche den flotten Kameraden gegenüber, welche die Sparsamkeit des jungen Howard von Brereton nicht begreifen konnten oder wollten, um so weniger, da es bekannt war, daß der älteste Sohn in Oxford gewaltige Summen verschwendete. Es mißfiel den jungen Kriegern ungeheuer, daß das Gold von Brereton Hall unter den Zechbrüdern und an den Spieltischen von Oxford so lustig rollte, während dieser zweite Sohn, dieser Mönch, im Regimente kaum einen Schilling umsetzte, keine Karte anrührte und überhaupt, wie sie sich ausdrückten, gerade so lebte, als halte er Aldershott Camp für eine Kinderstube. So kam sich Gerald zwischen den Kameraden monatelang vor wie einer, der über Pulverfässer geht; täglich, ja stündlich erwartete er unter ihren Sticheleien das Wort, welches ihn zwingen würde zu ziehen, den Beleidiger zu fordern und schließlich seinen Abschied zu nehmen. Erst nach und nach, da sein mehr als gewöhnlicher persönlicher Mut und gewisse Züge aufopfernder Hilfsbereitschaft unter den Offizieren bekannt geworden war, genoß der arme Junge verhältnismäßiger Ruhe.

Julie lebte indes in Lilac Cottage, dem freundlichen Asyl, welches ihr jetziger Pflegevater sich gegründet hatte, ein stilles, anmutiges Leben und kümmerte sich erstaunlich wenig darum, ob man sie als Herrin von Brereton Hall anerkennen werde oder nicht. Ihr ernstestes Geschäft war die Wartung des alten Catesby, den sie, einfach den Vorschriften eines guten, liebenden Herzens folgend, auch fernerhin als ihren Großvater und den Beschützer ihrer Kinderjahre ehrte. Burke hatte ihr eine Lehrerin gegeben, das Muster einer korrekten Gouvernante. Allmorgendlich kam diese Dame aus der Stadt, um ihren Zögling einen Teil des Tages zu beschäftigen: ihre Bemühungen hatten aber — leider muß es gestanden sein — keinen glänzenden Erfolg aufzuweisen. „Miß Steady sagt nicht viel, aber die Arme sieht

oft aus, als verzweifle sie an mir," schrieb Julie an Gerald. „Ich kann nicht umhin, zu denken, daß ich entsetzlich schwer von Begriffen sein muß. Wie sehr bewundere ich jetzt Deine Geduld, Du Lieber, vermittelst derer Du mir in den glücklichen Zeiten in dem kleinen Hause so mancherlei gelehrt hast. Ich fürchte, ich werde nie viel lernenswerte Dinge behalten, wenn sie mir nicht von Deinem Munde kommen; seltsam, jedes kleine Wort, welches du mir damals sagtest, hat sich unauslöschlich tief meinem Gedächtnis eingeprägt."

Aus einem gleichzeitigen Schreiben Burkes erfuhr Gerald damals, daß dieser nun endlich seine Liebe zu friedlicher Bequemlichkeit so weit überkommen hatte, um die Feindseligkeiten gegen Mrs. Howard von Brereton durch einen Besuch in Brereton Hall zu eröffnen. Die Dame hatte ihren Gegner längst erwartet und war so wohl auf ihn vorbereitet, daß ihm die Vorteile des Angreifers entgingen. Sie verstand es, diesen guten Mann durch die moralische Atmosphäre, welche sie um sich verbreitete, gewissermaßen zu betäuben. Mit großer Schlauheit verschmähte sie es, sich ihm anders, als die berechnende, harte und unskrupulöse Frau zu zeigen, welche sie war; sie gab ihm sehr deutlich zu verstehen, daß es nutzlos sein würde, an ihre Gerechtigkeit oder ihr Gefühl zu appellieren.

„Sie sind," sagte sie, „wie es mir scheint, hierhergekommen, um mir Ihre Ansicht, meinetwegen ihre Ueberzeugung, in betreff der Herkunft jenes jungen Mädchens vorzulegen, vielleicht sogar, um auf die meine einzuwirken. Erlauben Sie mir die Bemerkung, daß es auf das Dafürhalten von Privatpersonen, wie Sie und ich in dieser Sache gar nicht ankommt; es handelt sich allein darum: werden Sie Beweise beibringen, die den Gerichten genügen? Möglich, daß die Tochter meines Schwagers lebt, daß Sie dieselbe aufgefunden haben; ich bestreite Ihnen diese Möglichkeit gar nicht; Sie irren, wenn Sie vermuten, daß ich es thäte. Beweisen Sie nur, mein Herr! Setzen Sie die Gerichte in Bewegung; bis dahin aber, bitte, verschonen Sie mich mit Ihren ferneren Besuchen."

Es war dies eine unerwartete Auffassung der gegenseitigen

Beziehungen, welche ihres Eindrucks auf den ehrlichen Burke nicht verfehlte. „Anstatt eines Advokaten," schrieb er an Gerald, „möchte ich wahrlich lieber einen Beichtvater zu Rate ziehen; der sollte mir sagen, ob es denn wirklich meine Pflicht ist, so viel Schmutz aufzuwühlen, um dem Kind einen Besitz zu erwerben, ohne welchen es, das ist meine unjuristische Ueberzeugung, vollkommen ebenso glücklich sein wird, als mit demselben."

Dennoch wurde der Prozeß bald darauf förmlich eingeleitet und die Anklage gegen Mrs. Howard wegen widerrechtlichen Erbantritts erhoben und später auf ihren inzwischen mündig gewordenen ältesten Sohn ausgedehnt. Mrs. Howard erwies dem gerichtlichen Verfahren, welches mit beträchtlicher Langsamkeit vorschritt, die allergrößte Mißachtung. Der einundzwanzigste Geburtstag ihres Sohnes James wurde eben damals als der Regierungsantritt des Herrn von Brereton Hall mit so viel verschwenderischen Festlichkeiten gefeiert, als rücke der junge Mann in die Pairswürde ein. Die Dame hatte die ganze zahlreiche Familie, die Howards von Barneridge und von Evesdale, von Littleton und von Combe Prior geladen; sie waren alle gekommen, trotz der Wolke am Horizonte der Gastgeber. Leider — um die Wahrheit zu gestehen — war es bei den meisten dieser Gäste nicht sowohl die Ansicht, Mrs. Howard-Grève sei des Vergehens der Usurpation nicht fähig, als vielmehr die vertrauensvolle Ueberzeugung, sie werde, was sie einmal begonnen habe, trotz aller Kronanwälte und wieder aufgetauchter Erbinnen auch siegreich durchführen, die sie bewog, der allgeehrten Frau bei dieser Gelegenheit in ihrem Krankenzimmer den Hof zu machen.

Für die Pächter und Arbeiter waren im Park lange Tafeln gedeckt, an welchen man sie mit großer Freigebigkeit bewirtete. Später tummelten sie sich in den Anlagen bei den volkstümlichen Spielen, für welche die Herrschaft ebenfalls Vorkehrungen getroffen hatte. Ein Feuerwerk beschloß den festlichen Tag, weit prächtiger — nach den Aussagen vieler Augenzeugen — als dasjenige, welches die Gräfin Kilkenny jüngst zur Feier der Mündigkeits-

erklärung ihres Sohnes, des Marquis von Larne, hatte abbrennen lassen.

Wenn etwas die Festesfreude hätte stören können, so wäre es einerseits die Abwesenheit des zweiten Sohnes gewesen, die auf eine unliebsame Spaltung in der Familie deutete, und anderseits der Gesundheitszustand des jungen Herrn von Brereton, desjenigen, dem alle die Hochrufe, das Hurrageschrei und die Böllerschüsse dieses festlichen Tages galten.

Die Verwandten hatten längst, in kleinen Gruppen beieinander stehend, ihre Bemerkungen ausgetauscht über die große „Veränderung", welche in den letzten Monaten mit James vor sich gegangen war, und mit bedeutsamen Blicken sich dahin geeinigt, daß ihm das Leben in Oxford nicht gut bekomme. Er war dort, wie jedermann wußte, ein wenig wild gewesen. „Ein wenig wild", das ist die harmlose Formel, mit der die englische Gesellschaft, gefällig genug, die tollsten Verirrungen vornehmer und reicher junger Leute bezeichnet. „Ein wenig zu wild", hieß es in diesem Falle, nachdem man die eingesunkenen Augen und die erschlafften Züge des jungen Mannes gesehen hatte. James selber war lustig und lärmend, überall hörte man seine scharfe, trockene Stimme, oft von Hüsteln unterbrochen; er mischte sich unter die Arbeiter und nötigte sie in einer lebhaften, aufgeregten Weise zum Trinken; er selber leistete darin, wie einige schärfer Beobachtende bemerken wollten, ganz Erhebliches.

Als die Kousine von Barneridge, eine gute, mütterliche Frau, der Dame des Hauses beim Abschied andeuten zu müssen glaubte, daß James nicht ganz so wohl aussehe wie früher, erfuhr sie eine scharfe Zurückweisung. Mrs. Howard-Grève, die alles wußte, sollte sich von andern auf den Gesundheitszustand ihrer Familie aufmerksam machen lassen? Eine lächerliche Idee! Zu ihrem Sohn aber sagte sie, ehe er sie verließ, um nach Oxford zurückzukehren:

„Du bist auf dem besten Wege, dich zu ruinieren, James. Du mußt aufhören, die Tage zu durchtrinken und die Nächte zu durchspielen."

James ersuchte seine Mutter mit einem Fluche, ihm keine Moral zu predigen, aber sie ließ sich nicht beirren.

„Du muteſt unſerm Kredit das mögliche zu," ſagte ſie, „eher noch als der wird aber, fürchte ich, deine Geſundheit verbraucht ſein. Willſt du es mir anthun, daß ich Gerald in deine Stelle einrücken ſehen ſoll?"

„Es fragt ſich, ob ich das hindern kann," meinte James höhniſch, „wenn er am Schürzenbande unſrer wieder auferſtandenen Kouſine kommt."

Mrs. Howard machte eine ungeduldige Bewegung. „Davor ſind wir ganz ſicher, verlaſſe dich auf mich; die Tochter Gerald Howards iſt und bleibt tot!" — Dabei hatte ſie die Hand feſt geſchloſſen, als halte ſie darin den Schlüſſel zu dem Grabe der erwähnten jungen Dame in ſichrem Gewahrſam.

James beobachtete ſeine Mutter und ſagte endlich lauernd:

„Zuweilen ſcheint es mir, als wäreſt du, Mama, die einzige Perſon, welche ſie mit Erfolg auferſtehen laſſen könnte."

„Was ſoll das? Was für Unſinn du manchmal ſchwatzeſt, James!"

„Nun, ich meinte nur . . . Wie dem aber auch ſei, Eins ſchwöre ich dir: ich will mein Feld, ſo lange ich es beſitze, ſo abernten, daß, wer auch nach mir komme, in Jahren noch keinen Halm daraus ziehen ſoll."

James ging nach Oxford zurück und machte ſeinen tollen Vorſatz wahr. Seine Verſchwendung wurde das Märchen der Stadt; man erzählte ihm nach, wie ſehr er ſich gerühmt habe, ein Landgut mit ſeinen Geſellen in einer Nacht verpraßt und am darauffolgenden Morgen den Jahresertrag dreier Farmen in einem Geſchmeide an eine Dirne weggeſchenkt zu haben.

Der Prozeß friſtete indes ein kümmerliches Daſein; die Verſuche zur Ermittelung irgend wertvoller Zeugen hatten faſt gar keine Reſultate geliefert. Schon riet man Burke, die Klage, welche er durch keine Beweiſe unterſtützen könne, fallen zu laſſen, und gab ihm zu verſtehen, er könne ſich glücklich ſchätzen, wenn alsdann die Beſitzer von Brereton von einem gerichtlichen Vor-

gehen gegen ihn wegen Erhebung betrügerischer Ansprüche abständen.

An das Regiment Geralds waren Befehle ergangen, sich reisefertig zu halten, da es innerhalb der nächsten drei Wochen unter Segel gehen sollte. Gerald Howard teilte seiner Mutter und Vormünderin den für die Abreise bestimmten Termin mit, als er aber einen neuen Briefbogen vor sich hinlegte, um auf diesem der kleinen Julie die furchtbare Trennung anzukündigen, da fand er, daß er dies nicht vermöge. Er schrieb statt dessen an Mr. Burke und Burke antwortete ihm: „Nehmen Sie augenblicklich Urlaub und kommen Sie auf acht Tage zu uns, mein Freund. Ich habe dem Kinde noch nichts gesagt; möglich, daß wir ein Auskunftsmittel finden."

Der junge Mann hatte diesen etwas diktatorisch gegebenen Rat befolgt und befand sich auf der Reise nach Lilac Cottage Avonside. Der Zug war stundenlang durch eine in der matten Herbstsonne nüchtern daliegende flache Landschaft gefahren, gegen Abend hatten die wenigen Reisenden, welche ihn besetzten, einen halbstündigen Aufenthalt in Barren Gow, einem trübseligen Dorf an der Grenze der Kohlendistrikte. Die Gegend umher sah aus, als sei sie dem Fluche langsamen Verdorrens anheimgegeben; das kleine Stationsgebäude am Rande einer windigen Hochebene hob sich unschön gegen den kalt verglühenden Abendhimmel ab.

Gerald trat fröstelnd in ein kahles, enges Wartezimmer, warf einen halb abwesenden Blick auf den kalten Kamin und blieb dann vor den auf einem fußbreiten Papierstreifen groß gedruckten Bibelsprüchen stehen, welche, wie in allen Wartesälen der britischen Inseln, so auch hier von der Wand hingen. Wäre die Dämmerung nicht schon so weit hereingebrochen gewesen, so hätte er vielleicht eben so gedankenlos die zum Gebrauch Durchreisender auf dem Tisch liegende Bibel aufgeschlagen.

Er hatte so lange auf die großen, schwarzen Lettern gestarrt, daß, als er sich abwandte, ihm das Bild derselben, nur umgekehrt, weiß auf schwarzem Grunde, momentelang vor den Augen blieb, und doch war nicht der Sinn eines einzigen Wortes

in seine Seele gedrungen. Da fing allgemach der Boden unter ihm zu dröhnen an, dann ein langgezogener Pfiff und gleich darauf draußen das Schritt- und Stimmengewirr, welches die Ankunft eines Zuges kündet. Es war der von Süden kommende Eilzug. „Eine Minute Aufenthalt!“ hörte er draußen und gleich darauf in der offenen Thür, im Tone höflicher Mahnung gesprochen, noch einmal die Worte: „Nur eine Minute Aufenthalt, Sir.“

„D—n it! So fahrt ohne mich weiter,“ gab der Angerufene, welcher inzwischen eingetreten war, unwirsch zurück. „Ich bin krank wie ein Hund und wußte, daß ich unterwegs liegen bleiben würde,“ murmelte er weiter, indem er sich schwer in das Rohrsofa niedersinken ließ. Der Schaffner stand unschlüssig, schwankend zwischen seiner Pflicht, welche ihm das Abfahrtssignal gebot, und der Rücksicht auf den anscheinend sehr angesehenen jungen Reisenden. „Soll ich ein Telegramm für Sie aufgeben lassen, Mr. Howard?“ fragte er endlich, „wir müssen fahren.“

„Fahrt zum Teufel!“ herrschte ihn jener an und der Mann verschwand.

Beim ersten Ton der scharfen, kranken Stimme war Gerald aus seiner Versunkenheit aufgefahren; er hörte, ohne jedoch dem Sprechenden das Gesicht zuzuwenden. Jetzt, als das Zimmer bis auf ihn und jenen leer war, drehte er sich langsam um. Auf dem Sitze lehnte der Reisende mit geschlossenen Augen, eine verfallene Gestalt und ein scharfes, fahles Gesicht. „Was fehlt dir, James?“ fragte Gerald erschüttert, indem er sich zu ihm niederbeugte.

Der Kranke öffnete ein paar verglaste Augen, in denen Ausdruck und Licht erst allmählich erschien. „Ah, du —,“ sagte er, nicht sehr verwundert. „Hast du dort drüben schon Witterung gehabt und bist der Fährte des verendenden Wildes gefolgt? Du kommst gerade recht, die Sache wird bald aus sein.“

„Ich war auf dem Wege nach Avonside, um Abschied zu nehmen . . . ich gehe nächsten Monat nach Indien,“ erwiderte

Gerald, indem er, um die Empfindlichkeit des Kranken zu schonen, es vermied, die furchtbar zerstörten Züge schärfer anzusehen.

„Ist nun nicht mehr nötig; es ging rascher, als ihr dachtet, rascher, als ich dachte. Ihr behaltet recht, denn ihr lebt — und ich —“

Er brach in ein wildes Stöhnen aus und schlug sich mit geballter Hand vor die Stirn, über die sich straff die gelbliche Haut spannte.

„Meinen Fluch würde ich euch lassen, dächte ich nicht, der Teufel könnte ihn, mir zum Tort, in Segen verkehren.“ Er sprach jetzt rascher und leiser, da er einen Hustenanfall nahen fühlte. „Ihr werdet meiner lachen, du und sie — sie, die schlaue Kokette — über meinen plumpen Versuch, sie zu kirren. Ich fing es nicht fein genug an . . . du warst auch da der Klügere . . . du spieltest den Tugendhaften, du warbst um sie, wie um eine Ebenbürtige — verdammte Scheinheiligkeit — du wußtest alles . . . du sicherteſt sie dir und ich blinder Thor, ich ließ mich von der Furcht vor ihrem Rechte, das mir drohte, wie ein Gespenst, durch ein wüstes Leben und in ein frühes Grab hetzen!“

Vergebens hatte Gerald den immer heftiger Werdenden zu beschwichtigen gesucht. Keuchend, mit sichtbarer Anstrengung, aber unaufhaltsam, stieß James die Worte hervor; fluchend kämpfte er lange den Husten zurück, welcher ihn endlich auf eine Weile zum Schweigen brachte. Aber mit noch röchelndem Atem begann er von neuem; bald gedachte er unter Verwünschungen der wüsten Genossen seines Oxforder Treibens, bald in bitterm Hohn der überklugen Mutter, die ihm mit einem Verbrechen doch nur sechs Fuß Erde erkauft habe.

Plötzlich stockte er und fuhr mit der Hand nach dem Mund. Gerald erkannte die Bewegung trotz der Dämmerhelle des Zimmers; er beugte sich tief über den Bruder, stützte ihn mit raschem Griff mit der Linken und fühlte nun auch schon seine Rechte warm überströmt.

Er rief heftig nach Licht . . . eine lange, qualvolle Minute verrann, ehe der Bahnbeamte mit einer Lampe eintrat. Der Mann fuhr mit einem unterdrückten Ausruf zurück bei dem Anblick, der sich ihm bot. Geralds Antlitz war so geisterhaft, daß zwischen ihm und dem andern fahlen Gesicht, welches die Todesnähe ruhiger und edler erscheinen ließ, eine ergreifende Aehnlichkeit hervortrat. Jener sah mit zweifelndem Entsetzen von den blutüberströmenden Kleidern des einen auf die blutbedeckte Hand des andern der Brüder, und erst als Gerald sich langsam aufrichtete, den Erschöpften, halb Bewußtlosen vorsichtig stützend, wurde jenem klar, welchen von den beiden jungen Männern der traurige Unfall betroffen hatte.

Mit Hilfe des Beamten bettete Gerald seinen Bruder so gut es gehen wollte auf dem Rohrsofa, und dann trugen die beiden Männer dasselbe ein paar hundert Schritte weit auf der kohlenstaubigen Chaussee nach dem einen Wirtshause des Dorfes. Hier lag der Herr von Brereton die lange Nacht hindurch in einer niedrigen Stube auf dem Bett, während unten die Arbeiter einer nahen Kohlengrube stundenlang lärmend zechten. Man befand sich in einem Distrikt, in welchem durch das neue Verhältnis zwischen Kapitalisten und Arbeitern der Sinn feudaler Unterordnung unter die Landherren, wie ihn die ackerbauenden Grafschaften noch hegen, geschwunden war und dem Trotz gegen die Reichen Platz gemacht hatte. Die Leute feierten den Tag einer Lohnerhöhung und waren nicht gesonnen, sich durch die Mahnung, daß oben ein vornehmer Herr todkrank liege, ihr Gelage verleiden zu lassen.

Gerald saß in trübem Sinnen neben dem Lager. Er hatte für den Kranken gethan, was er konnte in diesem armen, aller Bequemlichkeiten baren Ort, dessen Bewohner die letzte Reise ohne die Hilfe des Doktors oder Apothekers anzutreten schienen, denn weder der eine noch der andre war auf Meilen in der Runde seßhaft. Als es endlich still im Hause wurde, versank der Erbe von Brereton in einen fieberhaften Schlummer, aus dem er gegen Morgen erwachte. Der Himmel hellte sich im

Osten, das kleine, häßliche Zimmer tauchte sich in jenes unsäglich frostige, hoffnungslose Morgengrau, welches einer andern Welt anzugehören scheint als der erste Sonnenstrahl, dem es so nahe vorausgeht.

Gerald hörte plötzlich seinen Namen von den Lippen des Kranken, der bisher durch keine Bewegung verraten hatte, daß er wache. Fast erschrocken beugte der jüngere sich über ihn und legte dabei seine Hand auf die Rechte des Bruders. James beachtete die halbe Liebkosung nicht. „Willst du mich hier sterben lassen?“ fragte er scharf. „Ich bin ein wenig zäher, als du dir einbildest, und denke noch einen Einzug in Brereton Hall zu halten.“

Er schwieg, mühsam Atem schöpfend. Gerald sprach nichts, er beugte nur den hübschen dunklen Kopf tiefer, bis seine Stirn die abgezehrte Hand auf der Bettdecke berührte. James zog die Hand nicht weg.

„Sieben Uhr früh passiert der Oxforder Zug dies verwünschte Nest,“ fuhr er nach einer Weile fort. „Ich muß dich bemühen, mir behiflich zu sein, wenn ich meine Gebeine von diesem etwas harten Lager zusammenlese und nach der Station hinüber schleppe. Auch fährst du wohl mit nach Brereton und bist Zeuge der angenehmen Ueberraschung, mit der sie dort das Erscheinen eines Gespenstes begrüßen. Thue den Leuten den Gefallen und bleibe neben mir, damit dem Schatten der Körper nicht fehle und ihre Begriffe von der physikalischen Zusammengehörigkeit beider keine Verwirrung erleiden.“

Eine Stunde später — die Sonne war aufgegangen, aber nur als ein kreisrunder Fleck in einer dichten Nebelwand sichtbar — fuhr James Howard von Brereton in Decken gehüllt von Barren Row ab. Der Bahnhofsvorstand hatte mit ostensibler Bereitwilligkeit alle nötige Hilfe geleistet, aber, einem weniger menschlichen, als sozialen Instinkt folgend, seine Dienste mehr an die Adresse des jüngern, als des ältern Bruders gerichtet. Auch jetzt, als er von dem abfahrenden Zug auf den Perron zurücktrat, hefteten sich seine Blicke auf die hohe Gestalt Geralds,

der in der Thür des Koupees noch einmal sichtbar wurde, und er bemerkte zu dem Unterbeamten neben ihm:

„Ich wette, der wird die Jagd auf Brereton gut im Stand halten, was sagen Sie?“

So kehrte James Howard-Grève noch einmal nach seinem Hause zurück, aber er hatte nicht lange Zeit, sich dort aufzuhalten; er war eilig, denn er war auf einer großen Reise begriffen. Die Hausgenossen fanden ihn einsilbig, was diesem Mangel an Zeit zuzuschreiben sein mochte; ganz im Gegensatz zu seinem frühern Benehmen war er bescheiden und duldsam; er fuhr niemand an und verlangte keine Dienstleistungen, aber still, wie er sich hielt, überschattete doch seine Gegenwart das Haus mit einer düsteren Wolke, als sie es zur Zeit seines tollsten Treibens gethan hatte. Sein Bruder Gerald, der mit ihm gekommen war, blieb neben seinem Lager und die wenigen Worte des Kranken waren fast alle an ihn gerichtet.

Mrs. Howard hatte ihren ältesten Sohn gleich nach seiner Ankunft auf einige Augenblicke gesehen; sie lag jetzt in ihrem Zimmer, fern von dem seinen; auch sie sprach nicht, aber ihre Dienerin hatte dem Hausmeister gesagt, sie fürchte, daß die Herrin heftiger leide, als je.

Gerald hatte seinem Bruder einmal von der Mutter gesprochen; da James nicht gleich antwortete, dachte jener, daß der Kranke, dessen Gehör merklich schwächer wurde, ihn nicht verstanden habe. Aber nach einer Weile sagte derselbe leise: „Ich weiß nicht, ob ich ihr unrecht thue, aber mir ist, als habe ich ihr dafür zu danken, daß ich hier liege.“

Der lebenslange Groll gegen den jüngern Bruder schien ihm zugleich mit der Lebenskraft zu entschwinden und die Existenz derjenigen, welche lange zwischen ihnen gestanden hatte, des Mädchens mit dem Anrecht auf den größten Teil ihrer Habe, war

schon mehrere Tage vor seinem Tode dem sich trübenden Bewußtsein entrückt. Zuletzt mochten sich die Fäden der mühsam und unvollkommen gewebten Gedanken unauflöslich verwirren: er sprach leise, nur dem Bruder verständlich, von einer großen Spinne, die, regungslos in ihrem Netz verharrend, alles weit und breit und auch ihn in demselben gefesselt halte. „Hüte dich vor ihr," sagte er. — Der häßliche, beängstigende Wahn verließ ihn nicht mehr. Die Todesnebel vor den verlöschenden Augen schien er für Spinnengewebe zu halten, die er mit einer matten Gebärde des Widerwillens von seinem Angesicht zu entfernen strebte.

Gerald sah mit erstickтem Jammer zu . . . wie sollte er diese letzte Qual von dem Kissen des Sterbenden bannen? Man betet wohl in solchen Augenblicken, aber der Kranke hätte ihn nicht mehr gehört, die Thore der Sinne waren verfallen. Endlich beugte er sich über ihn und küßte die beiden eingesunkenen Augen; die Lider öffneten sich nicht wieder, aber ein unverkennbarer Ausdruck des Friedens verbreitete sich jetzt über die scharfen Züge: James Howard schlief ein . . . und so endete sein letzter Ferienbesuch in Brereton Hall.

Der Wind, welcher gelbe, raschelnde Blätter um das Trauergefolge des jungen Herrn von Brereton Hall aufgejagt hatte, gleichsam als wolle auch er ein Ehrengeleite geben, war zur Ruhe gegangen; es folgten stille Tage, so still, wie sie nur der Herbst bringt. Zwischen dem hohen, kühlblauen Himmel und der rötlichen Erde webte nur das ganz goldene Sonnenlicht; kein Lüftchen regte sich, die Vögel schwiegen seit langem. Sehr still war es auch in den weiten Räumen von Brereton Hall; der „junge Herr" — der Titel war nun schon sanft auf die Schultern Geralds hinübergeglitten — streifte im Park um-

her oder er hielt sich auf seinem Zimmer; die kleinen Brüder, zum Leichenbegängnis von der Schule herbeigeladen, waren gleich darauf wieder fortgeschickt worden. So fiel in dem ruhigen Hause ein vermehrtes Bewegen, ein rascher Tritt sofort auf; Mrs. Howard ließ sich berichten und erfuhr, was sie erwartet hatte: der junge Herr wolle auf einige Tage verreisen und frage an, ob er sie vorher sehen dürfe.

Mrs. Howard willigte jetzt in die Zusammenkunft, welche sie bisher nicht gewünscht hatte. Sie empfing den Sohn mit der ihr eigenen Beherrschtheit: hatte das Ereignis der letzten Tage die Ruhe ihrer harten Züge gestört, so war davon schon jetzt keine Spur mehr zu sehen. „Ich wünsche dir Glück, Gerald Howard von Brereton"; mit diesen Worten und einem lauernden Blick unter den halbgeschlossenen Augenlidern hervor begrüßte sie ihn. Gerald neigte leicht das Haupt, ohne zu sprechen.

„Du acceptierst also den Titel?" fragte die Dame nach einer Pause, und sie konnte den Triumph in ihrer Stimme nicht ganz verbergen.

„Bist du geneigt, mich jetzt anzuhören?" fragte Gerald statt aller Antwort. „Es scheint dringend nötig, daß ich mich, ehe ich die Schritte thue, zu denen ich entschlossen bin, mit dir verständige."

Auf einen Wink seiner Mutter setzte er sich neben das Ruhebett nieder. Mrs. Howard hatte die Hand leicht über eine braune Mappe auf dem Tisch neben ihr gelegt.

„Zunächst," hob Gerald an, „will ich mir von unserm Kommando einen verlängerten Urlaub und damit die Erlaubnis erwirken, dem Regiment auf einem später abgehenden Schiff folgen zu dürfen. In einem Monat, denke ich, werden sich alle die Formalitäten abthun lassen, unter welchen ich das nun in meine Hände übergegangene Erbe Gerald Howards an die rechtmäßige Eigentümerin zu übergeben habe."

Die Lippen der Dame zuckten höhnisch. „Ich dachte es — der Knabe will die Großmutsszene beileibe nicht aus der Komödie streichen lassen," sagte sie verächtlich, „obwohl er selber

sehr gut weiß, wie unendlich gering ihre praktische Bedeutung ist. Du hältst das Herz des Kindes in deiner Hand," fuhr sie mit erhöhter Bitterkeit fort; „du heiratest sie — sie betet dich an, und es kommt schließlich erstaunlich wenig darauf an, welcher von euren beiden Namen unter Dokumenten steht, über deren Inhalt ihr in erbaulicher Eintracht zusammen gegirrt habt. Das ist nicht alles, ich kenne das Frauenherz . . . Du bist in der That weit mehr Herr im Hause, wenn dein Weib denkt, du habest ihr das Recht, von dem sie nie Gebrauch macht, in unvergleichlicher Großmut geschenkt! Das gibt dir Macht über sie, daß eigentlich niemand so recht weiß, ob sie wirklich diejenige ist, als welche du sie proklamieren ließest.

Ja, du siehst, wir wissen genau, was diese schöne That wert ist. Du hast auch wohl nicht geglaubt, mich mit anführen zu können."

Sie hatte die Genugthuung, zu sehen, daß ihre Worte den jungen Menschen keineswegs gleichgültig ließen; ist doch der Edelsinn oft in peinlicher Weise empfänglich für die Auslegung, welche die Gemeinheit seiner Handlungsweise gibt. Eine unbehagliche Röte trat auf Geralds gesenkter Stirn hervor; er sagte mit gepreßter Stimme:

„Ich gedenke, Julien ihr Wort zurückzugeben . . . sie soll frei sein, mich zu wählen oder zu meiden."

„Ah, in der That! noch ein Akt billigen Edelmutes!" sagte Mrs. Howard ungeduldig. „Kommen wir zu Ende. Ich habe hier etwas für dich . . . gewisse Papiere, die vor einiger Zeit in meine Hände gelangten. Sie sind geeignet, deine Tugendglorie einigermaßen erbleichen zu lassen . . . sie zwingen dich einfach zu dieser Abtretung, die du so gern freiwillig und mit möglichst großem Aufwand hochtrabender Gefühle vollzogen hättest." Sie hatte die Mappe geöffnet und trotz des kaltblütigen Tones, in dem sie sprach, zitterte ihre Hand, als sie suchend blätterte und endlich ihrem Sohn einige gefaltete Bogen hinhielt. „Gestatte mir die Bemerkung, daß James diese Dokumente nicht kannte," fügte sie mit lässigem Nachdruck hinzu.

Gerald las lange und aufmerksam, obwohl auf den meisten der Folioblätter wenig Schrift neben großen Siegeln zu sehen war. Die Wirkung derselben auf ihren Sohn war vielleicht nicht die, welche Mrs. Howard erwartet hatte. „Armes Kind," sagte er endlich mit einem tiefen Atemzuge, während sich seine Hand fest um die Papiere schloß; „armes Kind!"

Es waren Aktenstücke, die sich auf die Geburt und Taufe der Karen Julia Howard Gréve von Brereton bezogen, ferner die notariell beglaubigte Anweisung einer Jahresrente, auf den Namen John Catesbys lautend und einer Summe zur Bestreitung der aus der Wartung der Karen Julia Howard erwachsenden Unkosten, endlich einige Briefe des ältern Gerald Howard an John Catesby. Sie trugen den Poststempel einer indischen Stadt und enthielten kurzgefaßte Anweisungen in betreff der körperlichen Pflege der kleinen Tochter.

Als Gerald lange schwieg, ließ sich Mrs. Howard herab, in nachlässigem Ton zu bemerken: „Die Sachen sind auf sehr einfache Weise in meine Hände gekommen; sie fanden sich in einem Wandschrank jener Hundehütte, die der blödsinnige Alte mit dem Mädchen bewohnt hat. Es sind die Früchte der Nachlese, welche ich halten ließ, nachdem Herr Burke, der trefflich gewählte Protektor der Miß Howard, samt seinem Advokaten das Haus durchsucht hatten," setzte sie verächtlich hinzu. „Wäre James leben geblieben, so hätte ich, dem Beispiel Catesbys folgend, die Wische ebenfalls da aufbewahrt, wo Sonne und Mond sie nicht wieder beschienen haben würden. Wie jetzt die Sachen stehen, gewährt es mir eine besondere Genugthuung, deiner Großmut etwas nachhelfen zu können."

Mrs. Howard hielt die Augen auf das Gesicht ihres Sohnes gerichtet, aber sie konnte den Ausdruck desselben nicht enträtseln. Sie war in der That eine scharfe Kennerin menschlicher Herzen, aber ihre freilich selten trügenden Schlüsse waren alle ohne Ausnahme auf die Fehler und Schwächen, wenn nicht gar auf die verbrecherischen Neigungen des irrenden Geschlechts der Sterblichen gegründet; wo ihr einmal die Einfalt und Einheit selbstloser Güte, wo ihr hochsinnige Geradheit entgegen-

gehalten wurde, da paßte ihre auf gewundene Gänge, auf sündenkranke Organismen berechnete Sonde nicht. Sie begriff den tiefen Seufzer der Erleichterung nicht, mit dem Gerald sich ~~jetzt~~ aufrichtete, die Papiere fest in der Hand; mit mißtrauischem Blick suchte sie seinen stetig leuchtenden Augen zu begegnen; vergebens mühte sie sich, den Entschluß, welcher sein plötzlich gefaßtes und sicheres Wesen ganz zu beherrschen schien, von seinen Zügen zu lesen. Und doch hätte sie mit dem einfachsten, nächsten das richtige getroffen.

„Du überlässest es mir also, diese Papiere, die uns viel Mühe sparen werden, den betreffenden Personen zuzustellen?“ sagte der junge Mann in fast heiterm Ton.

„Thue was du willst mit ihnen,“ murmelte Mrs. Howard; gleich darauf richtete sie sich forschend ein wenig in die Höhe; ihr scharfes Ohr hatte schon einige Sekunden lang einen zögernden Schritt draußen unterschieden. Sie berührte die Klingel und der alte Hausmeister trat ein. „Was treibt Ihr Euch horchend vor der Thür herum? Warum klopft Ihr nicht?“ fuhr sie ihn an. Der Mann entschuldigte sich, er habe gefürchtet, zu stören. Ein Herr sei da und wünsche Mr. Howard zu sprechen . . . ein Herr und eine Dame.

„Haha, unsere teure Verwandte vielleicht! sie kommt schon, um uns hinauszuwerfen,“ rief Mrs. Howard, welche die Bestätigung ihrer ersten Vermutung im Gesicht des Dieners las, triumphierend aus. „Sie scheint prompt von Entschlüssen — ich rate dir, Knabe, mache deine Bedingungen, ehe du ihr jene Kleinigkeiten auslieferst!“

Gerald war schon an der Thür, da trat er, sich besinnend, noch einmal dicht neben das Lager der kranken Frau. „Ich thue, was ich muß, Mutter,“ sagte er leise; sie wandte ihm verächtlich den Rücken.

Der Diener hatte den Fremden das große Eßzimmer geöffnet; sie hatten einen kalten Reisetag gehabt und saßen am fernen Ende des Gemaches neben dem Kamin, in welchem ein helles Feuer brannte. Als Gerald eintrat, erhob sich eine der

beiden Personen, die junge Dame, und flog ihm mit leuchtenden Augen entgegen. Aber auf halbem Wege hielt sie inne, erschreckt durch den Ernst auf dem geliebten Antlitz, dem sie zugestrebt hatte, und sah ängstlich nach ihrem Begleiter hinüber. Burkes lange Gestalt erhob sich jetzt aus der Tiefe eines Sessels; mit einem sonderbaren Ausdruck halb schadenfroher Mißbilligung trat er näher. Als aber auch Gerald, der es vermied, Juliens Blick zu begegnen, ihn fragend ansah, streckte er abwehrend die großen Hände von sich und rief:

„Ich bitte, den stummen Zuhörer spielen zu dürfen, während jene junge Dame die Motive ihrer Reise, deren zufälliger und unverantwortlicher Begleiter ich geworden bin, auseinandersetzt. Nun, Miß . . . reden Sie!“

Aber Julie, anstatt dieser Aufforderung Folge zu leisten, bedeckte ihr Antlitz mit beiden Händen. Jetzt hing Gerald mit leidenschaftlichem Blick an dem verhüllten Gesicht, dem goldenen Köpfchen, der hinreißenden Anmut der zarten Gestalt, doch er kam nicht näher und schwieg noch immer. Burke mochte einen ganz andern Verlauf dieses Zusammentreffens erwartet haben; er begann endlich in gezwungenem Ton: „So muß ich notgedrungen den Erklärer dieses seltsamen, lebenden Bildes spielen. Das Kind glaubte, Gott weiß weshalb, Sie könnten am Ende gar ohne Abschied nach Indien gehen und zwang mich zu der Reise hierher. Vergebens setzte ich ihr das Unpassende des Schrittes, das sich ihr jetzt fühlbar macht, auseinander, vergebens suchte ich ihr darzuthun, welchen Deutungen gerade ihr Erscheinen in dem Trauerhause so bald nach Ihrem Todesfall ausgesetzt sein würde; sie wollte nichts hören, nichts verstehen, sie wollte nur Sie sehen. Sie schlug vor, daß ich sie in Catesbys Hause lassen sollte, während ich vorerst allein hierher ging. Wir waren dort — die Ratten haben in so großer Anzahl von dem vereinsamten Hause Besitz genommen, daß von ihnen ein Respektieren der Person irgend welches Eindringlings nicht zu erwarten war. So sind wir hier . . . und nun . . . zum Teufel, Herr, warum reden Sie nicht?“

Julie hatte die Hände von ihrem Gesicht sinken lassen;

sie war bleich und ihre Augen, die sie jetzt zu ihrem Verlobten erhob, füllten sich langsam mit Thränen. Da war Gerald plötzlich neben ihr und hastig, wie im Trotz gegen seine eigenen Entschlüsse, zog er sie an sich und bedeckte ihr Gesicht, welches sie zu ihm in die Höhe hielt, als erwarte sie nicht anders, mit zärtlichen Küssen. Seine schwindende Selbstbeherrschung gab dem Kinde die Ruhe wieder; sie lehnte zufrieden, mit halbgeschlossenen Augen, den Kopf an seine Schulter und von diesem sichern Zufluchtsort aus bemerkte sie: „Wenn du nach Indien gehst, gehe ich auch — um dir das zu sagen, bin ich gekommen."

Da löste Gerald ihre Hände von seinem Halse; schon jetzt erfüllte ihn bittre Scham über das eben Geschehene. Von neuem hatte er sie durch seine Liebkosungen bestochen, und sie sollte doch frei werden. Schweigend reichte er Burke die Papiere hin; dieser las und seine Augenbrauen zogen sich in die Höhe. Gerald erklärte mit wenigen Worten das Schicksal der Blätter; der ältere Mann gab sie mit einer Verbeugung dem Mädchen. „Sie stehen auf Ihrem eigenen Grund und Boden, Miß Howard von Brereton," sagte er.

Julie überflog die Papiere mit gleichgültigem Blick. „Es scheint mir ganz einerlei, ob Brereton mir oder dir gehört," sagte sie dann, die scharfsinnige Vermutung der Mrs. Howard rechtfertigend. Gerald dachte an das Gespräch mit seiner Mutter und eine brennende Röte stieg ihm in das Gesicht. Er mußte sagen, was ihm unerträglich das Herz bedrückte, obwohl er wußte, daß sie es entweder gar nicht verstehen, oder daß es ihr bittern Schmerz bereiten würde.

„Als du dich mir verlobtest, warst du arm und namenlos, Julie," begann er mit Anstrengung. „Das Versprechen, welches du mir gabst, führte dich, nach menschlichen Begriffen, zu einem größern Glück . . . jetzt ist das anders —"

Er hielt inne, zu lebhaft fühlend, wie der Sinn seiner Worte sie kränken konnte, wenn sie ihn ganz faßte. Sie that es. „Du setzest also voraus, daß ich mich mit dir verlobte,

weil ich Herrin von Brereton zu werden strebte," sagte sie in einem Ton, den er noch nie von ihr gehört hatte. „Jetzt, meinst du mir sagen zu müssen, könnte ich die Freiheit, welche du mir zurückgeben willst, besser benutzen, als indem ich dich heiratete . . . ich danke dir."

„Julie," bat er, als sie sich mit zuckenden Lippen abwandte, „höre mich! Du warst, du bist so jung . . . du kanntest niemand als mich. Laß mich auf eine Weile fortgehen . . . genieße die Vorrechte, mit denen dein Stand dich ausrüstet. Lerne andere kennen, koste deine Freiheit . . ich wäre ehrlos, wenn ich ein Opfer von dir annähme, dessen Größe du nicht kennst."

Er sprach so ernstlich gegen sich selber . . . Julie hörte mit beklommenem Atem zu. Wäre sie in den Gewohnheiten der Gesellschaft groß geworden, so hätte sie vielleicht in dem spröden Stolz, der Mädchen anerzogen wird, ihn, der anscheinend sich von ihr zu lösen strebte, jetzt fahren lassen und das Lebensglück zweier Menschen wäre ihr aus den Händen geglitten. Aber sie folgte der echt weiblichen Regung, die nicht immer mit der modernen Sitte zusammenfällt; vielleicht auch hatte sie, mit dem wunderbaren Aneignungsvermögen der Frau, schon ein wenig ihre Stellung als reiche Herrin begriffen. Sie trat dicht vor den jungen Mann hin und stampfte den „eigenen Grund und Boden" leicht mit dem Fuße. „Hast du mich lieb, Gerald Howard?"

„Julie —"

„Sprich die Wahrheit, bei deiner Ehre . . . liebst du mich noch so, als da du unter den Eichen zu mir sprachst?"

„Noch ebenso? Nein — weit mehr," sagte er, halb abgewendet.

„Und deshalb gehst du?"

„Ja, deshalb."

„Es ist nicht wahr, Gerald Howard." Sie stand dicht vor ihm und ihre großen grauen Augen leuchteten mit einem Feuer, das er noch nicht kannte, in die seinen; das Howard-Blut schien in ihr zu erwachen. „Du gehst, weil dir deine

Ehre vor den Leuten mehr wert ist, als ich es bin. Du weißt, daß mir dies Erbe und dieser Name nichts, gar nichts sind, ohne dich . . . habe ich je danach begehrt? . . . Du weißt, daß ich sterben werde, wenn das Fieber dich in Indien verzehrt, oder wenn du fällst und in der Einöde ein vergessenes Grab findest und doch — und doch —"

Anfangs klang ihre Stimme hell vor Aufregung und Eifer, aber Julie gehörte nicht zu den Kräftigsten, und die Bilder, welche sie heraufbeschworen hatte, waren zu viel für sie — plötzlich versagte diese Stimme und sie brach in krampfhaftes Schluchzen aus.

Burke hatte sich längst in eine tiefe Fensternische zurückgezogen! Jetzt streckte er den Kopf hervor. Das Zimmer war, soviel er sehen konnte, leer . . . erst ein zweiter Blick zeigte ihm Juliens Kleid, das sich neben einem hohen Armstuhl hervorbauschte. Gerald schien vor ihr zu knieen; die Stimmen der beiden waren zu einem unabsichtlichen Flüstern herabgesunken.

Beruhigt zog Burke den Kopf zurück; nach solchen Anzeichen mußte Juliens Sache siegen. Mit Erstaunen hörte er daher nach Verlauf einer weitern Viertelstunde das Ergebnis der Unterredung, welches dennoch nicht ganz günstig für die Herzenswünsche der jungen Herrin von Brereton ausgefallen war. Gerald hatte seine Braut überzeugt, daß er sich seinem Kommandeur zur Verfügung stellen und dann sein Schicksal erwarten müsse. Mit gleicher Bestimmtheit hatte sie ihm dagegen ihren unerschütterlichen Entschluß kundgegeben, ihn, im Falle er fort müsse, als seine Frau nach Indien zu begleiten.

Wenige Wochen nach diesem Tage verließ Mrs. Howard Grève Brereton Hall für immer und bezog mit ihren beiden jüngsten Söhnen einen ihr gehörigen kleinen Landsitz in einer entfernten Grafschaft. Der Wechsel der Besitzer der Halle vollzog sich in großer Stille, doch konnte man natürlich die Berichterstatter der Provinzialzeitungen nicht hindern, sich des dankbaren Stoffes zu bemächtigen. Sie beuteten denselben übrigens mit bewerkenswerter Diskretion gegen die bisherigen Besitzer von

Brereton aus, um dann, als sie auf die glänzenden Eigenschaften und merkwürdigen Schicksale der jungen Erbin kamen, ihrer Reporterphantasie um so freier den Zügel schießen zu lassen.

Brereton Hall blieb darauf monatelang verwaist, unter der Obhut des alten Hausmeisters. Die junge Herrin hatte sich gelobt, das Haus nicht zu betreten, bis — sie sprach das Wort ihres Termins vor andern nicht aus, sie sagte es nicht einmal dem, den es zumeist anging; sie wartete mit einer ruhigen Entschlossenheit, die ihrem aus Stärke und Zartheit wunderbar gemischten Charakter eigen war.

Indes diente Gerald fort in Aldershott; die Kolonien schienen den Schutz des tapfern Regiments, dem er angehörte, noch immer entraten zu können. Die Offiziere vergingen fast vor Ungeduld und doch war diese Zeit peinlicher Erwartung erst das Vorspiel eines härtern Schlages, der sie treffen sollte. Endlich langte aus Indien die Nachricht eines — Friedensschlusses mit der bisher widerspenstigen halbwilden Majestät ein, infolgedessen die Stärke der dortigen englischen Truppen bedeutend vermindert werden konnte. Der bisher suspendierte Befehl zur Abreise des Regiments wurde ganz zurückgenommen.

Eine Anzahl der jüngeren Offiziere nahm bei dieser Kalamität ihren Abschied, die meisten, um ihre Dienste der spanischen Regierung anzubieten, unter der man eher hoffen konnte, in Aktion zu treten.

Gerald war unter den ersteren; ob die spanische Expedition ebenfalls in seinem Plane gelegen hat, ist uns nicht bekannt geworden, er vermählte sich, gerade als dieselbe abging — fast ein Jahr nach dem Tode seines Bruders — mit seiner Kousine Julie und jetzt erst zog die junge Erbin an seiner Hand in Brereton Hall ein.

Vielleicht daß die ältere Mrs. Howard Recht behielt und daß Julie, die in zärtlicher Einigkeit mit ihrem Gatten lebte, nie zum vollen Bewußtsein ihrer gesonderten Bedeutung und Würde als eigentliche Herrin von Brereton Hall durchdrang,

obwohl sich Gerald von Zeit zu Zeit gewissenhaft bemühte, dies Bewußtsein in ihr zu wecken. Da sie aber im Herzen ihres Gatten herrschte, so erwuchsen ihr hier Gerechtsame, weit ausgedehnter noch als die, welche die Erbin von Brereton aufgeben konnte.

Bayerische Staatsbibliothek München

P. o. Journ.
1978/54
Collection

Deutsche

Hand- und Hausbibliothek

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Hella Jasmund und andere Erzählungen

[1883]

P.o.germ. 1978-52/54
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11676600-8